Heinrich Zschokke's

ausgewählte Schriften.

Vierzehnter Theil.

Des Schweizerboten Spruch und Schwank.
(Beschluß.

Das Goldmacherdorf. pag 109

Aarau 1825.
Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Des Schweizerboten Spruch und Schwank.

Beschluss.

Einige Lebenserfahrungen.

1. Thoren von zweierlei Art.

Menschen, recht edle Menschen, welche alles Uebel sogleich aus der Welt schaffen, ihr Volk sogleich zum besten, glücklichsten Volk machen wollen, kaum Geduld haben, bis ihr Himmel auf Erden fertig ist: sind zuletzt mit ihren Planen so unglücklich, wie diejenigen, welche sich steif und fest einbilden, sie könnten ohne Mühe, nur mit Hilfe eines Korporalstocks oder goldenen Zauberstabes, alle Geschöpfe ihresgleichen in lastbare Thiere verwandeln, oder Unrecht in Recht, Klingklang in Religion, und Tugend in Thorheit umkehren. — Jene Weltverbesserer und Weltumkehrer sind verschiedene, aber entschiedene Narren, das heißt, Menschen, die ihre Menschenrollen vergessen. Die Einen mögten die Weltordnung ausbessern, und Gott gleich stehen; die Andern sind in ihrem selbstsüchtigen Stolz arme dumme Teufel. Der Mensch soll aber Mensch sein, und kein Gott und kein Teufel.

2. Die beste Klugheit.

Warum hat man in der Welt so vielen Verdruß? Weil man gar oft unklug handelt; und man handelt oft unklug, weil man nicht immer rechtschaffen denkt. — Am Ende ist jedes Unrecht, das wir thun, ein dummer Strich, mit dem wir uns selbst schlagen. Mit aller Klugheit und Vorsicht einen dummen Streich machen wollen, ist eben so wahnwitzig, als dumm sein wollen, um recht klug und vorsichtig zu handeln.

3. Der Leute Geschwätz.

Nirgends spricht man von Vorstehern, Obrigkeiten und Regierungen im Lande freier, nirgends tadelt man sie frecher, als in freien und glücklichen Ländern, in Nordamerika, England und in der Schweiz, auch noch in Frankreich. Und gerade sollte man dies in freien Staaten am wenigsten erwarten, wo Hunderte und Tausende, die in Aemtern gestanden sind, oder noch stehen, und recht gut wissen, wie ungerecht, einseitig, leidenschaftlich und unverständig die meisten Tadler urtheilen. Und diese Tadler sind zuweilen Leute, die man oft kaum zu Vorstehern der kleinsten Gemeinde gebrauchen könnte, weil sie für das, was sie leisten sollen, zu unwissend, zu träg, zu bequem, zu eigennützig sind. Gerade in glück-

lichen Staaten sollte man dies freche, tadelsüchtige Geschwätz am wenigsten erwarten, weil der glückliche, sichere, blühende Zustand des Landes es täglich Lügen straft.

Allein die Menschen bleiben nun Menschen, und eben in freien und glücklichen Ländern bringt dies freie und freche Urtheil wenigen Schaden, aber vielen Nutzen. Es dient zur Gewährleistung der Freiheit und des Glücks, und ist selbst schon der Beweis für beide. Unter tausend albernen Urtheilen hören die Regierungen auch mitunter ein treffendes; und wo man laut tadeln darf, ist auch das Lob etwas werth. Das sind die Länder, wo man nicht für ein paar Batzen Sold ins Feld zieht gegen den Feind, sondern für seine Ueberzeugung, für seine Obrigkeiten, Gesetze und Freiheiten, für die Ehre des Vaterlandes und für die Vererbung des eigenen Glücks auf die Nachkommen.

4. Die Fuchsfeigen.

Verlasset euch darauf, diejenigen, die in ihrem Privatleben und öffentlichen Leben immer klug, sehr klug und nichts als klug sein wollen, und Alles mit Klugheit auszurichten gedenken, sind gewöhnlich nur feige, furchtsame Seelen, die nicht einmal so viel Muth haben, im Nothfall gerecht und ehrlich zu handeln. Wenn diese

Fuchsfeigen plötzlich einmal Festigkeit und Karakter zeigen, verlaßt euch darauf, dann sind sie tapfermüthig aus — — Verzweiflung.

5. Ueber Beschränkung der Ehen im Volk.

Die Natur fordert die Ehe; der Gesetzgeber, welcher sie hindert, befördert ungesetzliche Stillung der Naturtriebe und alle daraus stammende Folgen. — Im Freistaat ist das Gesetz für reiche und arme Bürger; jeder hat gleiches Recht. — Ehelosigkeit befördert selbst unter Reichen weit mehr Unsittlichkeit und Leichtsinn, als die Ehe. — Viele arme Jünglinge lernen erst arbeiten und sparen, wenn sie ein Weib haben und Kinder. — Was ist denn reich? Was ist denn arm? Ein arbeitsamer Dürftiger kann reich werden, ein reicher Müßiggänger arm. — Wer soll das Gesetz vollziehen? Zu wie vielen Willkühren, ungerechten Anmaßungen und Quälereien würdet ihr die Gemeindsräthe und Dorfmagnaten bevollmächtigen? — Kein Staat hat die Folgen der naturwidrigen Ordnungen schwerer durch Erfahrung bewiesen, als Baiern. Unzucht, Blutschande, Vermehrung unehelicher Kinder, Entvölkerung und daher größere Armuth gingen aus dem Verkauf der Heiraths-Bewilligungen hervor, die im Jahr 1788 der Staatskasse achtzehn- bis zwanzigtausend Gulden eintrugen. Wollt ihr Armuth

vermindern: so vermindert nicht das Volk, sondern die Unwissenheit und Unsittlichkeit in demselben, und vermehrt dagegen die Zahl der Erwerbsmittel.

6. Errichtung von Lotterien.

Jede Lotterie ist ein unmoralisches Besteurungsmittel des Volks, und eine Hauptquelle der Verarmung, besonders des Mittelstandes. Errichtung inländischer Lotterien kann nur das Uebel vermehren! Da wo jetzt Einzelne und Wohlhabende spielen, wird dann jedes Dorf seinen Lotteriekollekteur haben und die Wuth unter Kindern, Dienstboten und Dürftigen künstlich auf alle Weise ausgebreitet werden. Es ist ein gefährlicher Vorschlag, Wohlthätigkeitsanstalten auf Lotterien zu gründen, indem man damit zuvor Armuth, Unsittlichkeit, Aberglauben, Leichtsinn hegt und pflegt. Die Lotterien von Uri und Neuenburg, wenn sie auch das Geld nicht aus der Eidsgenossenschaft ziehen, haben doch durch Verbreitung der Spielsucht großes ökonomisches und moralisches Verderben in schweizerischen Haushaltungen bewirkt.

Die Neujahrswünsche.

Jeder wünscht sich langes Leben,
Seine Kisten voller Geld,
Wiesen, Wälder, Aecker, Reben. —
Würde, was zum neuen Jahr
Sich die Leutchen wünschen, wahr,
Dann erst wär' es um die Welt,
Glaubt es, jämmerlich bestellt!

Lebten wir schon tausend Jahre,
Was gewännen wir dabei?
Kahle Köpfe, graue Haare
Und das ew'ge Einerlei!
Im erschrecklichen Gedränge
Ungeheurer Menschenmenge
Würden Stadt und Dorf zu enge,
Fast die ganze Welt zu klein.
Niemand könnte etwas erben,
Denn es würde Keiner sterben;
Und wer möchte Doktor sein?

Wäre Jedermann so reich,
Als wohl Jeder wünscht zu werden:
Nun, dann würden wir auf Erden
Uns, als Lumpen, alle gleich.
Weil, um Lohn, des Andern Bürde
Niemand auf sich laden würde,

Müßte Jeglicher allein
Sein höchsteigner Diener sein;
Selber sein Paar Strümpfe stricken,
Mögt' er nicht gern barfuß gehn;
Selber Rock und Hosen flicken,
Mögt' er nicht wie Adam stehn;
Müßte kochen, braten, backen,
Liebte er gesunde Kost;
Wäre er kein Freund vom Frost,
Müßt' er selber Holz sich hacken.

Ständen alle ohne Mängel
Wir hienieden schon, als Engel,
O wie wär' es böse Zeit
Für die liebe Geistlichkeit!
Wer denn könnte Pfarrer werden
In dem Himmel hier auf Erden,
Wenn der Laie besser wäre,
Als die Predigt, die er hört?
Nur wo nöthig ist die Lehre,
Und sonst nirgends, hat sie Werth.
Advokaten gingen müßig;
Richter wären überflüssig;
Dorfmagnaten, Potentaten,
Schuldenboten und Soldaten,
Kanonier und Musketier,
Trommelschläger, Offizier,

Und Dragoner und Husaren,
Wären überflüss'ge Waaren.
Ach, in diesem Weltgetümmel
Wüchse wieder neue Noth,
Denn es brächte unser Himmel
Manchen braven Mann um's Brod.

Wären alle Mädchen schön,
Und von aussen und von innen,
Und vom Wirbel bis zum Zeh'n
Zauberische Huldgöttinnen:
Zu alltäglich, zu gemein
Würden schöne Mädchen sein;
Niemand würde auf sie blicken. —
Wäre Alles Diamant,
Was jetzt Kiesel ist und Sand,
Niemand mögte sich drum bücken.

Wüßte jeder Tropf genug,
Wären alle Thoren klug,
Könnte Niemand B:ss'res sagen:
O so gäb' es nichts zu fragen,
Nichts zu lernen, nichts zu lehren,
Nichts zu tadeln, zu bekehren;
Jeder schwatzte wie ein Buch,
Nirgends wäre Widerspruch,
Und die Welt, bei Ja und Nein,
Schlief' aus langer Weile ein.

Jeder wünscht zum neuen Jahr;
Aber, würde Alles wahr,
Dann erst wär' es um die Welt,
Glaubt es, jämmerlich bestellt!
Wollet Ihr die Welt verbessern,
(Bloße Wünsche thun es nie,
Spiele sind's der Phantasie!)
Wollet Ihr die Welt verbessern,
Fange Jeder an bei sich,
Denn der Mittelpunkt der größern
Welt ist Jeglichem sein Ich.
Dieses Ich wirft seine Strahlen,
Einer innern Sonne gleich,
Durch des Lebens weites Reich.
Wie es selber ist, so malen
Sich die Dinge klein und groß,
Prächtig oder farbenlos.

Freund, was du vom Leben sagst,
Was du über Menschen klagst,
Was du preisest, was du tadelst,
Was du lästerst, was du adelst,
Schildert, glaub' es sicherlich,
Nicht die Welt, es schildert dich;
Alles ist von dir gesagt,
Hast dich selber angeklagt.

Vom Kiltgang.

Vor alten Zeiten waren die Herren eigentlich Herren, und die Bauersleute Knechte, die den Herren angehörten mit Weib, Kind, Haus, Hof und Vieh. Der Herr hatte Alles, dem Knecht gehörte Nichts, nicht einmal der Leib, den ihm Gott gegeben hatte. Darum hieß er der Leibeigene des Herrn; ward wie anderes Vieh gehalten, wie anderes Vieh auf den Markt getrieben, gekauft, verkauft und hatte keinerlei Recht. Es sind bei Weitem noch nicht tausend Jahre her, da konnte der Leibherr den Knecht oder die leibeigene Magd todtprügeln, das fand keinen Richter. Ja, so wenig wurden damals die Leibeigenen Menschen gleich geachtet, daß man lange Zeit ihren Ehen die priesterliche Einsegnung versagte und sie, wie das Vieh, laufen ließ.

In jenen barbarischen Tagen galt Zucht und Ehre der Jungfrauen als das Edelste, und mehr als das Leben. Doch war das nur der Fall bei Töchtern von freier, guter Herkunft; die Töchter der Leibeigenen, wie alle Leibeigenen, hatten keine Ehre. Drum lebten sie nach Gefallen und viehisch, und wurden oft Mütter, ehe sie Frauen waren. Aus diesen rohen Zeiten rührt der Kiltgang

her, oder, wie es in andern Gegenden von Deutschland hieß, das Heimgärteln oder Fenstern. Der Kilter mußte dann gewöhnlich die ehrlose, oder in spätern Zeiten die ehrvergessene Tochter heirathen.

Heutiges Tages haben wir keine Leibherren, und unsere Landleute sind keine Leibeigene mehr, sondern an Rechten den Leuten in Schlössern und Städten gleich, so frei, so wohlgeboren, so hochgeboren, wie die vornehmsten. Aber die thierischen Sitten der Leibeigenschaft haben sich in vielen Dorfschaften der freien Landleute erhalten, und das ist wahrlich keine Ehre für sie.

Man hat viel wider die Ausschweifungen des unzüchtigen Kiltganges gepredigt, und mit Gesetzen und Verordnungen dagegen gearbeitet. Denn es sind daraus viele Unglücksfälle, Morde, Prozesse, unglückliche Ehen und Feindschaften entstanden, und mehr als eine ehrvergessene Tochter bleibt mit dem unehelichen Kinde zur Last und Schande ihrer Aeltern und ihrer Gemeinde. Aber rohe Menschen, die an thierischem Leben mehr Lust haben, als an sittlichem Wandel, werden durch Predigten und Vorstellungen so wenig gebessert, als jedes andere unvernünftige Wesen. Erfahrung und Noth sind die Lehr- und Zuchtmeisterinnen aller Unverständigen und auch der Thiere.

Daß es noch nicht in diesen Stücken besser ge-

worden, scheint mir hauptsächlich von übelberathenen Obrigkeiten und Gemeindevorstehern herzurühren, die sich aus der Würde keine Bürde machen wollen.

Denn, sollen unsere freien Landleute ihre wüsten Leibeigenschaftssitten ablegen: so muß man sie zu edeln, freien Leuten erziehen. Ohne bessere Schulen aber gibt es keine bessere Einsichten, kein besseres Ehrgefühl, keinen besser gebildeten Verstand, keinen Sinn für Besseres. Das versteht sich.

Nun aber sehet in vielen Gegenden die unwissenden Lehrer und die rohen Kinder beiderlei Geschlechts und die gleichgültigen Gemeindevorsteher. Was kann da Gottgefälligeres gedeihen, wo man mehr auf gute Schweins- und Rindszucht, als auf gute Kindszucht gehalten hat?

Ein zweiter Fehler aber scheint mir in den Gesetzen mancher Gegenden zu liegen, welche wider Willen die Unzucht mehr befördern, als vermindern. Wenn man von Gesetzes wegen Vaterschaftsklagen zuläßt, also daß der erste Beste, den eine Ehrvergessene als Vater des unehelichen Kindes angibt, sie entweder heirathen, oder das Kind ernähren muß: so wird die Sache noch schlimmer.

Denn eine leichtsinnige Jungfrau hütet ihre Ehre weniger, und schlechte Aeltern sehen durch

die Finger, sobald sie wissen, daß ein Mann gezwungen werden kann, hintennach für sie und das Kind zu sorgen. Ja, es ist aus gerichtlichen Verhandlungen bekannt, daß mehr als eine Leichtfertige, um nur an Mann zu kommen, selber die Verführerin gewesen sei. Auch hat man häufige Fälle, daß eine ehrvergessene Weibsperson, um sich gegen schändliche Folgen sicher zu stellen, einen zweiten in die Falle lockte, der vermögend und ehrlich war, wenn der erste zu arm oder treulos war.

Das sind gewiß die schlechtesten Gesetze gegen Sittenlosigkeit und Unzucht, welche diejenigen Personen leichtsinniger machen, die von Natur die Hüterinnen der Zucht und ehrbaren Sitte sein sollen. Sobald das geschieht, ist Alles verdorben. Denn schwache oder leichtfertige Weibspersonen, die wohl gefallsüchtig, aber von keinem wahren jungfräulichen Ehrgefühl beseelt sind, verlieren den letzten Zwang, sobald ihr Eigennutz bei den Folgen wüsten Lebens nicht mehr zu befürchten, sondern zu gewinnen hat.

Der Mann soll der Hüter seiner Mannesehre sein, und aber das Weib die Hüterin ihrer weiblichen Ehre. Umgekehrt gibt's verkehrte Welt! So will es die Natur; der Mensch soll es wahrlich nicht anders wollen. Man nennt zwar das weibliche Geschlecht das schwächere Ge-

schlecht; aber zur Bewahrung von Anstand, schamhafter Sitte und Unschuld ist es das stärkere. Darum soll man von ihm in dieser Hinsicht Stärke fordern dürfen. Die Weiber sind es, welche bei allen Nationen zuerst feinere und edlere Sitten eingeführt haben. Sobald die Weiber, vom Gesetz begünstigt, ausgeartet sind, riß immer allgemeines Sittenverderben ein.

Deshalb haben in unsern Zeiten erleuchtete Gesetzgeber alle Vaterschaftsklagen aufgehoben und ehrvergessenen Jungfrauen allein alle Folgen ihrer sträflichen Aufführung leiden zu lassen befohlen. Sie können nicht diesen, nicht jenen Mann mehr, als Verführer oder Vater, angeben. Das schauderhafte Freveln mit Eiden hört auf; zahllose Prozesse unterbleiben, die oft mehr kosteten, als die vieljährige Unterhaltung eines Kindes; und, was Hauptsache ist, es entstand bessere Zucht und Strenge der Sitten; der unehelichen Kinder wurden weniger, wie die Erfahrung im Kanton Bern gezeigt hat, seit sich die Gesetzgebung daselbst in diesem Stück strenger gegen Weibspersonen bewies.

Hat sich eine Ehrvergessene mit einem redlichen Manne eingelassen: so wird er sich, als redlicher Mann, ihrer und des Kindes freiwillig erbarmen; ist er unredlich, wird es gerechten Richtern schwer sein, gerecht zu richten. Gezwungene Ehe ist

gezwungenes Wehe! — Der Mann, ist er reich, wird seiner Ehre willen thun und geben, was er kann, mehr aus eigenem Trieb und freiwillig, als durch Zwang. Freilich es gibt auch schlechte Bursche; allein der Schlechte thut auch beim Zwang schlecht. — Ist er arm, so kann ihn kein Gericht zwingen, zu leisten, was er nicht leisten kann, und Mutter und Kind fallen der Gemeinde zur Last. Und letzteres ist noch nebenbei das beste Mittel, Gemeinden auf bessere Sittenzucht aufmerksam zu machen. Fehlt es ihnen an wahrer Frömmigkeit, so fehlt es ihnen doch nicht an Eigennutz.

Nutzanwendungen eines Zeitungslesers.

1.

Jedermann lieset heutiges Tages gern Zeitungen. Vorzeiten lasen dergleichen nur die Herren; und der Bauer erfuhr allenfalls am Ende des Jahres aus dem Kalender, was sich vor zwei Jahren Neues zugetragen habe. Und das mochte guten Grund haben; zum Beispiel den, daß wenige Landleute recht lesen, noch minder schreiben konnten.

Heutiges Tages sind die Landschulen gut beschaffen. Wo gute Schulen sind, lernt man gut lesen; wo man gut und gern liest, lernt man beim Lesen viel, was man vorher nicht wußte; wenn man mehr weiß, als vorher, wird man zu vielem geschickter; wenn man zu vielem geschickter wird, kann man seinen Nutzen besser befördern, und seinen Schaden besser wenden. Und das ist die beste Nutzanwendung.

2.

Mein Vater selig las auch schon die Zeitung gern, bekam sie aber nur selten. Mein Vater war aber ein grundverständiger Mann und wußte wohl, was er that. Wenn ihn der damalige Herr Pfarrer bei der Zeitung fand, schmälte derselbe und sagte: das Zeitungslesen ist eine Neuerung, davon rührt viel Unheil in der Welt her. Ein Bauer soll den Pflug und Dreschflegel in die Hand nehmen, aber kein Buch und keine Zeitung.

Mein Vater sagte: Mit Verlaub, wohlehrwürdiger Herr Pfarrer, die Zeitung ist in der Hand leichter, als das Weinglas, wenn man Feierabend hat. Die Zeitung bringt mir zuweilen einen guten Gedanken in den Kopf, einen guten Rath in die Haushaltung und daher oft einen Kreuzer mehr in den Geldsack. Hingegen das Weinglas

macht gewöhnlich den Kopf öde und den Geldsack blöde.

Ganz anders ist es heut. Der jetzige Herr Pfarrer sagt mir: Ulli, du mußt nicht nur die Zeitung lesen, um deine Neugier zu befriedigen; du mußt auch darüber nachdenken, was du gelesen hast. Dann hast du Nutzen davon. Der alte Herr Pfarrer hatte also nicht gern, wenn man etwas las, und der jetzige Herr Pfarrer, wenn man nicht denkt.

Darum schreib' ich mir, wenn's mir halt drum ist, Sonntags Nachmittags mitunter eine Nutzanwendung auf.

3.

Ich erinnere mich noch sehr gut vom Jahre 1798 her, daß Jedermann in unserm Dorfe sagte, der Präsident unserer Munizipalität, was heutiges Tages ein Ortsvorsteher ist, habe die Franzosen in's Land gerufen. Das behauptete besonders der Alt-Untervogt, und die Bauern glaubten das. Einige hatten sogar meinen Vater selig auch im Verdacht, daß die Franzosen nicht gekommen wären, wenn er's hätte hintertreiben wollen.

Heutiges Tages wissen die Bauern bei uns im Dorfe mehr, als dazumal ein Untervogt, und man kann ihnen nicht mehr so leicht einen Bären anhenken.

Wenn ich aber Samstags die Zeitung lese, fallen mir oft unsere Bauern und Alt-Untervögte von 1798 ein. Man schreibt da alles mögliche Unglück der Welt, alle Kriege, Aufrühre, theure Zeiten, Erdbeben, Wassersnöthen und dergleichen den sogenannten Liberalen, Freimaurern, Kortes, Konstitutionellen u. s. w. zu, und daß der Himmel derentwillen die Welt strafe. — Wer glaubt's aber?

Ich weiß noch sehr gut die Zeit, da schob man alles Unheil auf die sogenannten Oligarchen, Aristokraten u. s. w. Es glaubte damals auch kein verständiger Mann daran.

Wie ehemals, so heut. Parteien, die mit einander vor Gericht einen Prozeß führen, sagen sich alle erdenkliche Schande nach. Der Richter weiß wohl, was er davon zu halten habe.

Unsere heutigen Zeitungen sind wahre Prozeßakten; und der gesunde Menschenverstand jedes Zeitungslesers wird zum Mitglied des allgemeinen Gerichtshofes.

4.

Es ist mir doch auch eine wunderliche Zeit, nämlich die heutige. Alle christliche Potentaten haben Frieden, und es ist kein Friede. Es ist, ausgenommen in der Türkei, nirgends Krieg in Europa, und doch der schrecklichste Krieg in vielen Ländern. Seit zehn Jahren, nachdem Europa vor Frankreich sicher gestellt worden ist, hat man der

Welt von der Glückseligkeit eines nahen goldenen Zeitalters und eines allgemeinen Friedens geredet, sobald nur einmal die Armeen in Ruhe gesetzt wären. Die Armeen sind nun in Ruhe gesetzt. Mich dünkt, es geht an vielen Orten viel übler zu, als es im Kriege zuging.

Zank und Prozeß mit einem bösen Nachbar heißt, im Großen, ein Krieg. — Aber im Hause Streit zwischen Mann und Weib, Knechten und Mägden, wie heißt man das im Großen?

Ich für meinen Theil halte dafür, Hausstreit sei eine weit ärgere Hölle, als Streit mit dem Nachbar, und sei auch vor der ganzen Welt viel schimpflicher, als ein Prozeß mit dem Fremden.

Der Himmel wolle mir's verzeihen, wenn ich damit sündige, aber ich mögte aus lauterer Menschenliebe mancher Nation fast einen schweren Krieg auf den Hals wünschen, damit sie von den Leiden ihres Hausstreites frei würde.

Doch das geht uns Schweizer nichts an. Aber wir können daraus die Nutzanwendung ziehen, daß wir, wie bisher, unter uns den Hausstreit verhüten sollen. Er ist schlimmer, als der Krieg, weil er tiefer schadet und mehr schändet.

5.

Wenn Seele und Leib von einander scheiden wollen, so erfolgt gewöhnlich Tod, und wenn sich

eine Regierung vom Volke oder das Volk von der Regierung trennt und scheidet: so erfolgt auch die Auflösung. Wir Schweizer haben dergleichen vor zwanzig Jahren erlebt. Ich mag nicht entscheiden, wer am meisten Schuld daran war. Mich dünkt aber, beide Theile mögen einander gleichviel vorzuwerfen gehabt haben.

Die jetzigen Unruhen in Portugal, Spanien und Griechenland sind auch von der Art. Das sind da Kriege der Regierungen gegen einen Theil der Unterthanen; die schrecklichsten, nächst den Religionskriegen.

Man sage mir, was man wolle, es schreit nicht bald einer Ach und Weh ohne Ursach. Wenn ein Hausvater Streit mit seiner Familie hat, mögt' ich zwar nicht blindlings der Familie Recht geben: aber der Hausvater bleibt doch Jedem am verdächtigsten, weil man weiß, daß er die meisten Mittel in Händen hat, Frieden zu handhaben. Wenn er aber um einiger Ungerathenen willen alles im Hause beschimpft, groß und klein, schuldig und unschuldig: so sagt man, er ist ein Narr, ein Tirann, und er muß sich selbst anklagen, wenn sich Jeder gegen ihn stellt.

Vor zwanzig, dreißig Jahren gingen in einigen Ländern die Unterthanen ihren Regierungen zu Leib. Das that nicht gut. Jetzt hat sich das Ding umgekehrt, und es geben in einigen Ländern die

Regierungen ihren Unterthanen zu Leib. Wird das besser thun? Ich zweifle.

Aber was geht das uns an?

Ei nun, wir können noch immer daraus etwas Gutes lernen. Brauchen wir's halt nicht für heut, brauchen wir's für morgen oder übermorgen.

6.

Der Mensch ist, in der Regel, nie näher daran, wahres Thier zu werden, als wenn er sich, in hochmüthiger Einbildung, dünkt, ein Halbgott zu sein, und die Schicksale einzelner Menschen oder Völker in der Gewalt zu haben. Dann kömmt das göttliche Schicksal und erschlägt den vermeinten Riesen mit einem Strohhalm, und zertrümmert die ungeheuern Entwürfe desselben mit der Last eines Sonnenstäubchens. Pharao im alten Testament nannte das sehr verständig den Finger Gottes; aber die Pharaonen im neuen Testament sind mit ihrem Verstande noch nicht einmal so weit, als jener alte Herr im Aegyptenlande war. — Das fällt mir oft beim Lesen der Zeitungen ein.

Vor zweihundert Jahren meinte man, es könne nicht anders sein, die ganze Welt müsse katholisch oder protestantisch werden, wenn sie fest stehen solle. Heutiges Tages leben Katholiken und Protestanten in Bündniß und Frieden beisammen, und die Welt steht noch fest. Die Franzosen wollten

vor vierzig Jahren alle Länder in Freiheits- und Gleichheitsrepubliken umkehren, und zweifelten gar nicht, in Kurzem damit fertig zu sein. Heutiges Tages rufen sie inbrünstiglich: Es lebe der König! — Napoleon war nahe daran, den ganzen Welttheil in sein kaiserliches Erbgut zu verwandeln; er dachte schon am Ziele zu stehen. Da kamen ein paar kalte Nächte, und Alles im Treibhause seiner Weltherrschaft war erfroren.

Ich weiß eigentlich nicht, was man in unsern Tagen mit aller Gewalt durchtreiben will. Vielleicht, daß man nicht mehr an das Sonnenlicht, sondern nur an das Laternenlicht glauben soll. Es kömmt mir aber vor, man werde endlich billig werden und der Sonne gestatten müssen, neben den Laternen zu gelten, wie ehemals.

7.

Klugheit ist für einen Tag gut, denn was gestern klug hieß, kann heut Thorheit werden. — Gewalt ist gut für ein Jahr, denn übers Jahr kömmt ein Stärkerer, und Glück und Macht ändern über Nacht. — Rechtlichkeit ist gut für das ganze Leben, denn was gerecht ist und wahr, das bleibet ewiglich.

Wenn ich in den Zeitungen von dem traurigen Loos lese, das die Spanier empfangen, seit die Franzosen in deren Land gerückt sind, um densel-

ben Heil und Segen zu bringen, denk' ich: auch der Klügste kann sich verrechnen. — Wenn ich vom Kampf des Großsultans gegen die griechischen Christen lese: denk' ich, auch der Gewaltigste bekömmt Schläge. Wenn ich auf unser Schweizerland sehe, das noch zwischen allen Gährungen, Verheerungen und Verkehrungen der Welt seit Jahrhunderten achtbar dasteht, so denk' ich: der rechtliche Mann bleibt in Glück und Unglück immerdar ehrenwerth, sei er groß oder klein, mächtig oder schwach.

Darum haben die Alten schon gesagt: der Schweizer feinste Politik bestehe in der Rechtlichkeit. Sobald sie aber ihre Klugkeit mehr, als der Heiligkeit ihrer Sache vertrauen, werden sie vom Gefühl ihres eigenen Rechts verlassen, und schwach, und verächtliche Spielzeuge fremder Klugheit. Denn wer das Bewußtsein der Unschuld und Gerechtigkeit trägt, der trägt ein ehernes Schild, vor welchem die Feinde der Arglist niederfallen; aber wer den Mantel gar klug nach dem Winde hängt, erwehrt sich zuletzt nicht einmal des durchdringenden Regenschauers.

8.

Vorzeiten gingen die Sultane oft verkleidet ins Volk, um die Amtsführung ihrer Angestellten zu prüfen und unerkannt die Beschwerden des Volks zu hören; denn sie wußten wohl, kein Be-

amter klagt sich selbst offiziel an, und ein Rabe hackt nicht offiziel dem andern die Augen aus. War der Pascha nun wegen seines Verfahrens und Schaltens verhaßt oder verachtet, setzte ihn der Sultan ab, oder schickte ihm den Orden des seidenen Stricks. Denn der Sultan urtheilte ganz richtig: „Das Volk beurtheilt, haßt oder liebt, schätzt oder verachtet die Regierung selbst nach dem Werth des angestellten Pascha's."

Was geschah aber zu Konstantinopel in neuern Zeiten? — Wenn ein Bedrängter über einen gewaltthätigen Pascha Klage führte, ward die Klage dem Pascha zugesandt. Dieser war kein Narr, einzugestehen. Er versteckte die Schuld seines Betragens hinter eingeführten Formen, und rächte sich an dem frechen Ankläger. Der Sultan sagte dann: „Laut amtlichen Berichten meines Pascha, ist mein Pascha offenbar ein braver Muselmann, und alle Klagen gegen seine Gewaltthätigkeit sind grundfalsch!"

Bei uns zu Lande begreift jedes Kind, worin des Fehlschluß des Großsultans lag; aber leider der Sultan begriff das nicht einmal.

9.

Die schwache Seite der Schweiz ist weder auf der Seite der Alpen, noch des Rheins, noch des Jura, sondern im Innern; nämlich im schlech-

ten Einverständniß der Regierungen unter einander und im Mangel des Vertrauens vom Volk gegen manche Regierung. Dieses Geheimniß wissen wir aus der Geschichte eines halben Jahrtausends.

10.

Man kann den Geist des Volks nicht beherrschen, als wenn man im Geist des Volks herrscht.

11.

Ein unwissendes Volk kann wohl für den Augenblick fanatisirt, aber nicht für die Dauer begeistert werden. – Der rohe Mensch, wie das wilde Thier, liebt kein Vaterland, sondern nur Heimath und Höhle, und wird er gehetzt, fällt er auch seinen eigenen Herrn an. — Das begreift noch mancher schwer!

12.

Eine Regierung, die mit dem gebildeten Theil des Volks im Widerspruch steht, hat mit dem Volke selbst gebrochen und muß jeden Tag der Prüfung, als Tag des Unterganges, fürchten.

13.

Der tiefste Grad der Leibeigenschaft und des Knechtsinnes ist, wenn die Leibeigenen und Knechte über die Freiheit spotten und hohnlachen.

Europa.

(Eine Parabel, 1822.)

Europa ist gleich einem alten baufälligen Städtlein, in welchem jedes Haus seine eigenen Rechtsame hat, eins sich nicht uns andere bekümmert und am wenigsten um den löblichen Stadtrath. Natürlich geht's da immer etwas bunt her.

Kaiser Napoleon wollte da einmal Stadtammann werden und die ehrende Bürgerschaft *) in Ordnung bringen; weil er aber zugleich Stadtammann und Weibel und Seckelmeister und Alles in Allem sein, ja zuletzt alle seine lieben Mitbürger mundtodt erklären und verganten und bevogten wollte, jagte ihn die ehrende Bürgerschaft billigermaßen zum Thor hinaus.

Seitdem gab sich der ehrende Gemeinderath viele Mühe, Ordnung herzustellen, und saß bald in Wien, bald in Aachen, bald in Karlsbad, bald in Troppau, bald in Laibach zusammen. Es ging aber dem löbl. Stadtrath mit der ehrenden Bürgerschaft von Europa, wie es

*) Gewöhnliche Betitelung der Gemeindsbürgerschaften oder ihrer Vorsteher in der Schweiz.

halt manchem andern Gemeinderath ergeht, der viel anordnet und wenig befolgt sieht.

Denn weltbekanntermaßen hatte die ehrende Bürgerschaft seit zwanzig Jahren vielen Unfrieden unter sich; da gab es nicht nur Rippenstöße und blaue Augen, wie man sie so blau nicht zur Welt bringt, sondern manchem Hause wurden auch die Hausthüren eingeschlagen, die Fenster eingeworfen, oft Mauer und Hag beschädigt.

Nachdem die Ruhe wieder hergestellt war, sah jeder mit dem blauen Auge sein Haus an, schüttelte bedenklich den Kopf und machte Ausbesserungsplane.

Nun fuhr plötzlich vielen Hauseigenthümern der Baugeist in den Kopf, und der Lärmen hob von Neuem an. Denn in den alten Häusern waren die Wohnzimmer sehr ungleich; einige groß, andere klein, und die Vertheilung der Menschen darin war noch ungleicher. Denn die ältesten Söhne hatten sich im Voraus, ehe die jüngern Brüder mündig waren, mit ihren Frauen und Kindern in die größten und schönsten Säle und Zimmer einquartiert; hingegen die große Menge der andern Verwandten und nachgewachsenen jüngern Brüder in ein paar elende enge Kammern, ja sogar in die Ställe hingewiesen. Nun verlangten die ältesten Herren Söhne ihre altherkömmlichen Zimmer und Säle zu behalten; hingegen die

übrigen sagten: Wir sind eure gebornen Brüder, nicht eure gebornen Knechte, und wollen daher am Hause gleiches Recht. Und ehe man sich noch verständigte, fing man schon in vielen Häusern frisch an, die Dächer abzudecken und die Mauern niederzureissen, und sagte: das Uebrige wird sich hintennach schon finden.

Nun, da des Tobens und Zankens zuviel ward, trat der löbliche Stadtrath ins Mittel und rief: Geliebte Mitbürger, seid ihr denn alle Narren geworden? Wenn ihr so fortfahret, wird bald unsere ganze preiswürdige Stadt niedergerissen sein, und ihr müßt unter freiem Himmel auf der Gasse wohnen. Darum wartet zu, wir wollen eine Stadbau-Ordnung entwerfen, und darin vorschreiben, wieviel Stockwerk und Fenster jedes Haus haben müsse, damit es zierlich aussehe.

Allein darauf warteten die Leute im Hause Spanien nicht, sondern rissen Dach und Fach, Hügel und Giebel, Erker und Kerker ihres Hauses ab. Wie sie nun sogar die Feuermauer zwischen ihrem und dem angrenzenden portugiesischen Gebäude wegrissen, stand dieses ebenfalls bloß und baufälliger als vorher. Da legten die Portugiesen denn auch Hand ans Werk und warfen den Ofen zum Fenster hinaus und zuletzt das ganze Gebäude nieder.

„Hei!“ dachten die Leute in den Häusern

Piemont und Neapel: „so kommt man am bäldesten zu einem neuen Hause!“ Und sie deckten die Ziegel ab und stürzten den Dachstuhl auf die Gasse mit großem Gepolter.

Der löbliche Stadtrath erschrack von ganzem Herzen und sprach: „Das geht doch wahrhaftig nicht also! Denn wenn der Baugeist dermaßen überhand nimmt, sind wir in unsern eigenen Häusern nicht sicher.“ Also schickte er in der Geschwindigkeit Weibel und Landjäger *) in die nächstgelegenen Häuser Piemont und Neapel, und befahl, mit dem Niederreissen einzuhalten, und Weibel und Landjäger sollten auf Exekution in den beiden Häusern bleiben, bis der Dachstuhl oben wieder fest stände und der letzte Ziegel darauf läge. Niemand belobte dies so sehr, als der Herr Stadtpfarrer. Der Herr Stadtpfarrer bewies augenscheinlich, daß alle alten Häuser noch bis zum jüngsten Tage gute Dienste leisten könnten. Er zeigte auf sein eigenes Haus, das noch aus der alten Zeit herstammen soll und daher der Römerhof heißt. Und er predigte vielmals über diesen Text, und Stadtrath, Siegrist, Organist, Alles belobte ihn darüber, wie billig, und desgleichen alle alten Herren oder solche, welche auch

*) Was in Frankreich Gensdarmes, sind in der Schweiz die Landjäger.

gern zu ihnen gehören wollten, oder einen Dienst beim löblichen Stadtrath suchten.

Nun, meinte der löbl. Rath, sei die Sache in der besten Ordnung; siehe, da ging der Lärmen im türkischen Hause los, wo die Knechte sogar ihrem Herrn das Haus über dem Kopf zusammenschmissen. Es war aber hier ein ganz besonderer Fall. Denn der Hausherr war eigentlich kein Burger, sondern ein Hintersaß, und hatte die wahren Kinder und rechtmäßigen Erben des Hauses aus allen Rechten verdrängt, obgleich sie Bürgerkinder waren, und gönnte ihnen kaum Platz in den Viehställen, wo er sie als seine Knechte gebrauchte.

Als die ehrsame Bürgerschaft des Städtleins Europa von dem Lärmen im türkischen Hause vernahm, sagte sie allgemein: „Das ist recht! jagt den Hintersaßen fort! baut euch ein neues Haus, denn der Hintersaß hat das alte ganz verstänkert!“

Der löbliche Stadtmagistrat hingegen wußte nun nicht, was er thun sollte, und die Rathsherren sahen sich unter einander mit großen Augen an. Denn von der einen Seite hätten sie gern das Recht der Bürgerskinder gegen den groben Hintersaßen in Schutz genommen; aber dann gute Nacht mit dem schönen Stadtbaureglement; Andereits wollten sie auch gern besagtes Reglement

handhaben, aber dann hätten sie von der ganzen ehrsamen Bürgerschaft Spott und Schande hören hören müssen. Die Bürgerschaft hatte sich ohnedem angewöhnt, immer zu Allem das Wort zu geben, was den Stadtmagistrat vielmals verdrossen und auch bewogen hat, einen obrigkeitlichen Befehl ergehen zu lassen, das Maul zu halten. Nun ward im Stadtrath guter Rath theuer, denn einige Mitglieder waren mit dem groben Hintersaßen gute Freunde, andere nicht, und man besorgte, der Stadtrath könnte darüber selbst in Zerwürfniß gerathen.

So steht's jetzt im Städtlein. Ihr sehet, es geht arg genug. Die Häuser Spanien und Portugall liegen zu Boden gerissen und die Einwohner zanken und raufen sich über den Schutthaufen herum, weil die Einen nach dem alten Plane, und die Andern nach dem neuen bauen wollen.

Im türkischen Hause prügeln sich Herren und Knechte vom Morgen bis zum Abend; mittlerweile fliegt hier ein Fenster ein, dort ein Ofen auf die Gasse hinaus und die alten Mauern krachen unter den Schlägen der Aexte.

In den Häusern Neapel und Piemont ist's zwar einstweilen von den Bauplanen still, aber in den engen Stuben wird's noch enger, nun die Weibel und Landjäger auch darin beher-

bergt sein wollen; und weil diese mitessen müssen, sitzt man am Tische sehr gedrängt, daß Mancher die Suppe verschüttet, ehe er den Löffel an die Lippen bringt.

Das französische Haus ist ganz neu gebaut, im besten Geschmack. Alle haben darin sehr bequeme und ohngefähr gleich große Wohnstuben. Allein auch hier geht der Zank von Neuem an. Denn die ältern Herren Brüder, die sonst die meisten und größten und schönsten Zimmer im alten Hause gehabt hatten, wollen sie gern wieder haben, und fangen die andern an zu drängen und zu drücken, damit die ihnen mehr Platz machen und sich wieder mit einigen Winkelkammern begnügen sollen. Die Herren sollen sich doch ein wenig in Acht nehmen; sie sind wegen ihrer Anmaßungen schon einmal aus dem Hause gejagt worden, und mußten lange Zeit in der Stadt bei barmherzigen Bürgern zur Miethe wohnen.

Die Häuser zur bairischen Raute, zum würtembergischen Hirschhorn und andere mehr sind ganz neu gebaut, und das ist ohne Lärmen geschehen, weil man dabei klug und verständig zu Werke schritt. Die Gebäude sind zwar klein, aber jetzt bequem für Alle und niedlich eingerichtet.

In dem großen Hause zum preussischen Adler spricht man zwar auch schon lange von

Bauplanen; denn es ist dies Haus im Grunde aus allerlei nach und nach zusammengekauften Gebäuden zusammengehängt worden, so daß darin fast so viel Stiegen als Stuben sind. Es wird aber zuletzt wohl bei einigen Baureparaturen verbleiben sollen.

Und am Ende wir, in unserm Schweizerhaus? Was soll ich von uns sagen? Wir wohnen doch ganz gemächlich; haben unsere zweiundzwanzig Stuben darinnen, und in jeder Stube hat Jeder seinen Platz am Tische wie am Ofen. Laßt uns erkennen, daß wir zufrieden sein dürfen. Der löbl. Stadtrath hat unsern alten Streit geschlichtet. Nun Punktum, und keine neue Händel unter uns! Denn wir dürften bald Einer den Andern vonnöthen haben. Wer steht gut dafür, daß nicht bei jetzigen Unordnungen in der Stadt, trotz aller Fürsorge des löbl. Magistrats, Feuer auskömmt? Dann, Eidsgenossen, sorgt für euer Haus!

Ihr jungen Leute in den Stuben, seid gegen die Alten fein höflich und ehrbar, wie sich gebührt; springt nicht über Tisch und Bänke, lärmt und rumort nicht, als wäret ihr allein in der Stube. Und ihr Großen, denkt, daß die Jüngern eure Brüder sind, und gönnet ihnen Platz. Stellet euch nicht mit dem breiten Rücken gegen die

Fenster und raubet ihnen nicht das Licht, denn sie wollen ebenfalls etwas sehen, so gut wie ihr. Tretet keinem auf die Füße, wenn ihr so breitbeinig auf- und abgehet, denn sie leiden's nicht.

Frieden wünsch' ich unserm Hause, und darum ist dies mein Neujahrswunsch.

Schweizer-Gedanken.

---

1. Die Wage.

Der Schulmeister hat mir gesagt, wenn er mit dem braunen Stecken auf die Landkarte von Europa zeigte: Europa ist gleich einer sitzenden Jungfrau. — Ich dachte in meinem Sinn: die sieht mir nicht danach aus; auch liegt das Stillsitzen nicht in der Natur der Jungfrauen. Eher halt' ich das Ding für eine Wage. — Norwegen und Schweden sind der Henkel oder die Handhabe; in Portugal, Spanien und Frankreich liegen die Gewichte, und in Preussen, Rußland und Oesterreich die Gegengewichte. Dänemark ist vielleicht das Zünglein in der Wage, wenn es nicht bloßer Zierrath, und die Wage von neuer Bauart und das Zünglein unterhalb ist, wo Italien liegt. Letzteres war mir wahrscheinlich; so wie

auch, daß England, welches so nebenaus liegt, der eigentliche europäische Wagmeister sei.

Seit dem hörte ich immer viel schwatzen vom Gleichgewicht unter europäischen Potentaten, und daß Keiner schwerer sein solle, als der Andere. Da dachte ich: also doch die Wage!

Auch bemerkte ich gar bald, daß die Wagschalen immer auf und nieder schwankten und selten gleich standen. Erst brachte sie, zum Beispiel, der große Friedrich von Preussen, der ein kluger Herr war, und viel vom Gleichgewicht sprach, ziemlich aus dem Gleichgewicht. Nachdem er seinerseits die Schale tief genug gezogen hatte, kam Napoleon und zog sie anderseits nieder, daß Preussen, Rußland und Oesterreich leicht wurden und aufgingen. Dann kam wieder die heilige Allianz, nämlich Rußland, Preussen und Oesterreich, und schnellte Frankreich, Spanien und Portugal in die Höhe.

Daraus lerne ich meinerseits so viel, daß die Dinge in der Welt nie lange so bleiben, wie sie sind, sondern daß die Wagschalen abwechselnd steigen und fallen werden; — daß diejenigen Thoren sind, welche sich darüber grämen, daß ihre Sache heut überwogen ist; und daß diejenigen, welche ihren Sieg mit Kanonendonner verkünden, wahrlich ihr Pulver sparen könnten.

Was geht mich doch der englische Wagmeister

an? Er drückt bald gegen die eine, bald gegen die andere Schale, oder will sie beide still halten, und bringt sie doch nur zum Schwanken. Es hilft ihm nichts. Er ist eigentlich nur der Wagknecht; die ewige Vorsehung ist die rechte Wagmeisterin und sie legt die Gewichtsteine des Schicksals hinein in die Schalen.

Aber wo ist denn das Zünglein der Wage? — Offenbar ist's Italien. Denn wo sich links oder rechts die Schale neigt, da neigt es sich ebenfalls hin, bald nach Süden, bald nach Norden. Es ist, als bloßer Zeiger, nie eigener Herr, bald unter Frankreich, bald unter Oesterreich und so weiter.

Was ist denn nun wohl unser Schweizerland an dieser Wage? Man sollte es doch wohl sehen, weil unsere Berge einen ziemlich dicken Knopf daran bilden. Da gibt es wahrlich etwas zu errathen! Doch möchte ich manchen unserer Rathsherren nicht darum befragen, der ohne alle Weisheit doch ein Weiser, nämlich ein Weiser wie die Wetter- oder Windfahne ist, die da weiset, von wannen für den Augenblick der politische Wind kommt und wohin er fährt. Solche Leute möchten die ganze Schweiz gern zu dem machen, was sie selber sind, zum Zünglein an der Wage, das immer sein tiefes Kompliment dahin richtet, wo das meiste Gewicht liegt.

Ich halte meinerseits dafür, unser Schweizerland mit dem Alpenknopf ist vom Baumeister der großen Völkerwage nicht vergebens recht in die Mitte dieser beweglichen Maschine gesetzt. Es hält daran fest und still, wie der Unterlagenagel, auf welcher die Arme oder Hebel der Wage ruhen und auf und ab schwanken. Es ist gleichweit von beiden Wagschalen, gleichweit von deren wechselnden Gewichten; ohne Theil an deren Gewinn und Verlust, und muß daher selbstständig sein und nicht abhängig von einer der Schalen.

Das leuchtet mir ein und ist mir lehrreich; und ich wollte, das wäre es auch für Andere. Unsere ganze Schweizerpolitik scheint mir in diesem Unterlagenagel, nämlich darin zu liegen, daß wir die Bestimmung unsers Vaterlandes im Bau des europäischen Welttheils kennen. Und wenn sie mancher Rathsherr nicht erkennt, so muß man denken, es ist zwar ein Rathsherr, der allerlei rathen kann, aber selber etwas mißrathen ist.

Ich für meinen Theil lerne daraus:

1) Der Nagel, auf welchem die Arme der Wage mit ihren Schalen ruhen, ist zwar unscheinbar, klein und wenig beachtet, und man sieht lieber auf die großen Schalen und nach dem Zünglein. Auch das Schweizerland ist klein

und unscheinbar, und wir wollen uns gar nicht groß machen.

2) Aber darum ist doch die Unterlage des Wagebalkens ein Hauptstück und keineswegs Nebensache. Wenn man es verschiebt, zu weit rechts oder links, wird Alles schief. Das hat man bemerkt, als Napoleon daran meisterte. Er ließ aber zu seinem eigenen Vortheil wieder die Finger davon. Frankreich und Oesterreich, der Süden und Norden, gewinnen von der Selbstständigkeit der Schweiz wenig, aber verlieren beim Verlust derselben viel.

3) Wenn die Wagschale mit ihren Gewichten sinken oder steigen, verursacht das auf dem Unterlagenagel ein Reiben und Knarren. Wir Schweizer fühlen es allemal, wenn die Gewichte links oder rechts ändern; es entsteht auch bei uns Reibung und wir schreien und girren; aber dabei bleibt's, wir steigen nicht und fallen nicht, und bleiben zuletzt Schweizer.

4) Gleichweit von Despotie und Anarchie, von Ultra- und Liberalen-Schwindel, sind wir ein selbstständiges und unparteisames Volk. Und das gefällt mir gar wohl. Wenn sich Andere zausen, sehe ich gern zu und lerne dabei mehr, als sie, und mit geringern Kosten.

5) Mittelstraße ist die beste Straße. Die

Wahrheit liegt immer in der Mitte der gegen einander streitenden Irrthümer, so wie die Achse oder Unterlage des Wagbalkens in dessen Mitte ist; oder das freie ruhige Schweizerland in der Mitte Europens. Nun so liege denn auch der gesunde Schweizersinn recht in der Mitte des heutigen, tollen Partei-Spektakels.

6) Unser Nagel in der Wagschale ist schon einmal gebrochen; der alte Rost der einerseits *feigen*, anderseits *hochmüthigen Selbstsucht* hatte ihn zerfressen. Das war für uns und ganz Europa ein Unglück. Wißt ihr's noch? — *Bringt den Rost nicht wieder*, der die Revolution brachte. Ich stehe nicht dafür, daß nicht der Nagel noch einmal brechen könnte!

2. Klagen über zunehmenden Aufwand.

Schon seit einigen hundert Jahren wird über wachsende Ueppigkeit und überhandnehmenden Aufwand geklagt; und man klagt noch. Die alten Leute seufzen: „Zu meiner Zeit war das anders!" — Ich glaube es.

Man hat sogar Aufwandsgesetze, Kleidermandate und dergleichen gegeben, erneuert, verbessert, vermindert, wieder durchgesehen, vermehrt, verstrengert, und ach! die böse Welt! Alles umsonst. Es ging, wie mit allen sogenannten Sittengesetzen: sie besserten nicht, sondern verschlimmerten

die Menschen, führten zur Umgehung, zu Betrug und Heuchelei und wurden am Ende vergessen.

Der Erfolg hat bewiesen, daß diejenigen Herren, welche solche Gesetze und Mandate machten, oder noch heutiges Tages Lust hätten, zu machen, zwei Dinge nicht wußten, die sie, als wohlweise Herren, vor allen Dingen hätten wissen sollen. Sie kannten nämlich nicht die Grenzen der bürgerlichen Gesetzgebung, daß man keine Gesetze geben müsse, die sich nicht genau vollziehen lassen. Zweitens wußten sie nicht recht: was Aufwand oder Luxus sei?

Geringer Aufwand war nie verboten, sondern nur der unmäßige. Was ist denn unmäßiger Aufwand?

Der Junker antwortet: Wenn sich der gemeine Kaufmann und Bürger kleidet, wie ich; wenn der reiche Fabrikant bessere Wagen nnd Pferde hält, wie ich. — Die Stadtfrau sagt: Wenn die Dienstmägde am Ende geputzt kommen, wie ich, und man zuletzt die Köchin von der Frau des Hauses nicht unterscheiden kann. — Der Stadtbürger sagt: Wenn der Bauer städtisch kommt, und feine Kleider hat, guten Tisch und Wein haben will, wie unser einer. — Der Dorfmagnat sagt: Wenn der Taglöhner im Wirthshause so breit thut, wie ich, und so

stattlich angezogen kommt, wie ich. Es sollte sich Jeder seinem Stande gemäß halten.

Wenn man den Leuten, die diese Antworten geben, recht in die Augen sieht, so merkt man wohl, sie ärgern sich nicht über die Verschwendung der Getadelten, nicht über das vermeinte Sittenverderbniß. O nein, wenn die Menschen nur einen äusserlichen Unterschied des Standes gelten lassen wollten, man würde ihnen dafür alle andere Verschwendung gelten lassen. Es ist nur dem öffentlichen oder heimlichen Hochmuth und Stolz um äussern Unterschied des vornehmer sein wollenden Standes zu thun. Man will nicht geringen Leuten äusserlich gleich sehen. Man möchte etwas voraus haben vor ihnen. Es ist also die Thorheit (denn Stolz und Hochmuth sind Thorheit), welche gegen den Aufwand eifert; man will damit nichts weniger als Sparsamkeit, Bescheidenheit und Gottesfurcht befördern. Aber man nimmt diese zum Vorwand, damit die Thorheit doch nicht aller Welt nackt und bloß hingestellt sei und erkannt werde.

Daher findet man die mehrsten Aufwandsgesetze und Kleidermandate in alten Gemeinwesen; da am meisten, wo die Freiheit des Volks anfing, in der Aristokratie unterzugehen; wo man standessüchtiger wurde und durch äussere Aus-

zeichnungen ein Ansehen erpressen wollte, das man auf andere Art sich nicht gut zu verschaffen wußte. Der Stolz wurde dort Gesetzgeber.

Heutiges Tages, gottlob! ist man in dem Stück, wo nicht vernünftiger und besser, doch etwas klüger geworden. Auch gibt es bei uns keine hohen und keine niedern Stände. Jeder hat im Staate so viel Recht, zu sein und zu gelten, wie der Andere, wenn er es durch Kopf, Herz und Geld vermag. Wir haben Patrizier und Junker, die vergantet werden; und Bauern, die sich zu Feldherren oder zu höchsten Staatswürden erheben. Es gibt Stadtfrauen, die nicht wissen, woher das Geld zu Hemden für ihre Jungfer Töchter borgen, und Bauerweiber, welche im Schafft große Biegen weißer Wäsche aufschichten. Und das ist für den Staat kein Unglück, sondern nur für die hochmüthigen Armen, die nicht zu arbeiten und zu sparen verstanden, oder nichts gelernt hatten.

Was ist denn aber eigentlich unmäßiger Aufwand? Es ist ein Aufwand ohne Maas und Verhältniß (nicht zum Stande, sondern) zum Vermögen dessen, der ihn macht. Wer jährlich für seine Bedürfnisse und Bequemlichkeiten so viel oder mehr Geld ausgibt, als er im Jahre einzunehmen hat, der macht verschwenderischen Aufwand im Verhältniß zu seinen Kräften. Die

Pfeife Tabak, das Uhrband, welches für den reichen Mann unbedeutende Kleinigkeit ist, kann für den armen Mann, der kaum zu beissen und zu brechen hat, närrischer, tadelnswerther Luxus oder Aufwand sein.

Wäre es aber nicht lächerlich, einem reichen Mann darum, weil er Fabrikant, Handwerker oder Bauer ist, zu verbieten, Geld für Mobilien, Kleider, guten Tisch, Kutschen und Pferde auszugeben, und ihn zu zwingen, sein Geld zu behalten, folglich auch arbeitsamen Leuten weniger zu verdienen zu geben?

Wer aber kennt genau Einnahmen und Vermögensumstände des Andern? Wie kann man also gerechte Aufwandsgesetze machen? Und wenn der einfältige Hochmuth sie macht und eine Zeit lang durchdrückt, bessert er damit einen einzigen wirklichen Verschwender? Nein, denn wenn der das Geld nicht für Kleider ausgeben kann, so gibt er es schlechten Dirnen, versäuft's, verspielt's, oder bringt's auf andere Weise an Mann.

Aufwandsgesetze sind also gesetzgeberische Thorheiten; und Regierungen, welche sich dahin verirrten, verschlimmerten die Sitten, hemmten den freien, lebhaften Geldverkehr, und raubten dem Bürger das heilige Recht, mit seinem Eigenthum nach bestem Wissen zu schalten, wie es ihm, ohne Schaden Anderer, gefiel.

Der Stolz wird das freilich nicht gelten lassen wollen, und mit scheinheiliger Pfiffigkeit sagen: Man muß den Aufwand beschränken, damit er nicht immer ärger wachse. Denn das Beispiel der Pracht und Ueppigkeit der Reichern oder der höhern Stände reizt den gemeinen Mann zur Nachahmung, und dann will es Einer dem Andern zuvorthun, und es ist nicht abzusehen, wo es mit dem Luxus enden wird.

Antwort: Du Thor, es wird mit dem Geldvorrath enden. Weiß du das nicht? Hat der Verschwender sein Geld andern Leuten gegeben, so behalten sie es. Wenige werden mehr Geld ausgeben, als sie haben, und Niemand borgt dem, der Aufwand machen will, wenn er nicht mehr bezahlen kann. — Daher ist gekommen, daß seit Jahrhunderten immer über unmäßigen Aufwand geklagt worden ist, und die Schweizer doch nicht am Bettelstab gehen.

Wollet ihr nicht den Aermern zu bösen Dingen verführen: so — verführt nicht! Wollen die Gesetzgeber und Regenten im Vaterlande S i t t e n e i n f a l t befördern, nun, so geben s i e n u r s e l b s t dazu das ehrwürdige Beispiel! Sitteneinfalt aber besteht nicht in Schnitt und Stoff des Rocks, sondern in Stoff und Zuschnitt eurer Gesinnungen; in Bescheidenheit und Beförderung alles Guten, ohne Unmuth, ohne Hochmuth, ohne Uebermuth.

3. Heilige Tage.

In der vergangenen Charwoche, welche in allen Welttheilen von der gesammten Christenheit mit besonderer Andacht begangen wird, stieg mir Mancherlei zu Sinn, das vielleicht werth ist, beherziget zu werden.

Zuerst dacht' ich in meinem Herzen: Warum denn evangelisch-reformirt? Warum denn römisch-katholisch? Sind wir nicht allzumal Kinder des himmlischen Vaters? Sind wir nicht allzumal Bekenner des Herrn, darum wir Christen genannt werden? Sollten wir nicht allesammt eine einzige christliche Kirche bilden, alle einerlei Bekenntniß, Gottesverehrungsart und Tempel haben?

Nein, dachte ich bald darauf: das kann nicht sein, das soll nicht sein, weil Gott selbst es anders gefügt hat in seiner Weisheit. Es wäre wohl anders, wenn es sein Wille gewesen wäre. Aber er selber legte die unendlichste Mannigfaltigkeit in das Reich des Erschaffenen, also, daß selbst kein Blatt dem andern von demselben Baume gleich ist. Unter den vielen Millionen Menschen, die auf Erden gelebt haben und noch heute leben, hat man noch nicht zwei gefunden, die sich einander vollkommen gleich gesehen hätten; alle sind in ihrem Aeusserlichen unter sich verschieden. Warum sollte es nicht ihr Inneres sein? Schon eine

wärmere oder kältere Weltgegend, ein reicherer oder ärmerer Erdboden, eine bessere oder schlechtere Erziehung, ein freundlicheres oder härteres Schicksal, ja selbst ein jugendliches oder vorgerücktes Lebensalter bringt Verschiedenheit in die Ansichten, Meinungen und Hoffnungen der Menschen. So will denn Gott in allerlei Tempeln, in allerlei Sprachen und auf allerlei Weise verehrt und geliebt sein.

Wird auch wohl ein Vater oder eine Mutter von den Kindern im Hause einerlei Art und Weise der Vorstellungen und der Hochachtung und Zuneigung begehren? Nimmermehr! Vater und Mutter werden von allen ihren Kindern geliebt und verehrt, aber doch von jedem Kinde auf eine andere Weise. So lieben auch Aeltern ihre Kinder zärtlich, und dennoch jedes einzelne Kind auf andere Art. Kein Vater, keine Mutter wird wegen dieser Verschiedenheit, welche Gott in die Natur gelegt hat, eins der Kinder verfluchen und auf ewig verstoßen. Sollte Gott grausamer sein, als der Mensch? — O, das sei fern von mir, die Gotteslästerung zu denken.

Also sei es! — Wir Katholiken und wir Reformirte sind Gotteskinder und Christusjünger allesammt, wenn auch in verschiedenen Kirchen. Das soll so sein. Und wir sind nebenbei noch gute Schweizer und Eidsgenossen.

Da fiel mir nun der allgemeine Buß- und Bettag der Eidsgenossenschaft ein, der gar kein allgemeiner Buß- und Bettag ist. Denn ein Kanton feiert ihn heut, der andere morgen. Das rührende und herzerhebende Ereigniß, daß alle Eidsgenossen im ganzen Vaterlande, für sich, für's Vaterland, freiwillig und einig, wie Brüder eines und desselben Hauses, am gleichen Tage, in gleicher Stunde, betend ihre Knie beugen vor dem Allerhöchsten, — nicht das einmal kann sich die christliche Eidsgenossenschaft geben? — Hier, eben hier, wo Religion und Vaterland, wie sonst nie, in einem Festtag zusammenschliessen, hier dauert die Trennung fort. — Und woher diese Trennung? Sie entsteht gar nicht aus der Verschiedenheit des Glaubensbekenntnisses; das sei zur Ehre der Schweiz gesagt; denn reformirte und katholische Kantone feiern den heiligen Tag mit einander, aber nicht alle zugleich. Und warum denn nicht? Wer weiß es? Da walten Nebenrücksichten, die triftig genug sind, die Hauptrücksicht, daß die Schweizernation als eine einzige und untheilbare Nation, in ihren zweiundzwanzig Staaten vor Gott und Menschen verbrüdert erscheine, hintanzusetzen. — Das thut vielen wohlgesinnten Männern des Vaterlandes in allen Kantonen und in jedem Glaubensbekenntniß weh und leid.

Nun, was noch nicht ist, kann und wird einst

werden und geschehen. Was heute nicht geleistet wird, das werden unsere Söhne vollbringen zur Ehre des Schweizerlandes. Haben doch auch wir schon Manches vollbracht, das den Vorfahren zu schwer schien. — Sind wir doch in wichtigern Dingen Schweizer, und in der Feier anderer religiöser Hauptfeste als Christen einmüthig.

Halt! rief ich bei mir selber, auch da ist ja statt Einmüthigkeit Zweimüthigkeit!

Denn unter den heiligen Tagen der gesammten Christenheit zum Gedächtniß des Welterlösers ist's einer der heiligsten und feierlichsten, den einige Kantone mit Würde begehen, den andere aber zum Werk- und Arbeitstag machen. Das ist der Charfreitag, der Todestag Jesu am Kreuze, der vollendende Tag der Weltversöhnung!

Was würden wir sein, wäre er nicht für uns gestorben? — Er starb für uns..

Wenn uns auch nur ein geliebter Freund hingeschieden ist, und wenn wir auch seinen Geburtstag, sein Namensfest, vergessen hätten: kommt der Tag zurück im Jahre, da wir den Geliebten verloren hatten, wir feiern ihn mit einem Seufzer, mit einem Wunsch, wohl mit einer Thräne. — Und wenn nun dieser Freund sogar sich für uns in den Tod hingeopfert hätte, wer würde so gefühllos sein, bei der Wiederkehr des Tages ihn

nicht in höherer Stimmung zu feiern? — Es ist ja so natürlich, so menschlich schön. Solche Herzensfeiertage hat jeder Vater, jede Mutter, jedes gute Kind. Sollte sie nicht auch der Christ haben? — Warum verbinden wir nicht auch das Natürliche, das Menschlichschöne überall mit der Religion? Wo wäre dies mehr als beim Charfreitag der Fall?

In vielen christlichen Ländern wird er als der feierlichste unter allen Festtagen des Jahrs begangen.

Es ist auffallend, daß man diesen großen, rührenden Entscheidungstag für die gesammte Menschheit je wie einen gemeinen Werk- und Arbeits-, oder höchstens nur wie einen halben Feiertag betrachten und behandeln konnte. Und doch geschah es, während man andere Feste, Namenstage der Heiligen, Maria Verkündigung u. s. w. festlicher beging.

So thut es nun dem Gemüth zartfühlender Christen wohl, zu erfahren, daß schon in verschiedenen Kantonen der Eidsgenossenschaft jetzt mit Ernst daran gedacht wird, dem für die gesammte Menschheit hochwichtigen Gedächtnißtag des Welterlösertodes, dem Tage, an den durchs ganze Jahr Messe und Abendmahl zurückerinnern, und der doch selbst nie mit gebüh-

render Würde gefeiert wird, seine heilige Würde zu geben. — Das wissen gute Christen ihren christlichen Obrigkeiten Dank.

Sylvester 1814. Sylvester 1824.

Sylvester Anno 24. Ei, ei, Herr Bruder Sylvester vom Jahr 1814, bist du nicht längst aus dieser Zeitlichkeit ins Ewige versetzt? Was fällt dir ein, wieder zu erscheinen? Die Menschenkinder kennen dich nicht mehr.

Sylvester Anno 14. Was hab' ich mit dem Geschlecht der Menschen zu schaffen? Dich zurückholen will ich in den Palast unserer Mutter, der Zeit; dein Urlaub ist vorüber. Du hast deine Rolle ausgespielt in der Welt.

A. 24. Schon? Es thut mir leid. Ich hatte noch große Dinge vor. Wer weiß denn, ob's mein Nachfolger Anno 25 so klug anstellt, wie ich? Er kann mir alles wieder verderben. Doch ich habe ihm Werg genug an der Kunkel zum Abspinnen gelassen. *)

---

*) Flachs am Spinnrocken.

A. 14. Lieber Bruder, wir haben es, wie die Sterblichen; beginnen viel und enden es nie. Denke nur an meine Regierung, wie viel ich anfing zum Besten der Menschheit und wie wenig vollendet ist! — Unser Bruder von 1804 machte mir sogar bittere Vorwürfe, ich hätte ihm alles Gute zerstört, wozu er den Grund gelegt.

A. 24. Was? vor zwanzig Jahren schon wollte der Naseweis von 1804 den Grund zu allem Guten in der Welt gelegt haben? Welche Tollheit! Was hatte er denn gethan? Höchstens guten Wein gemacht.

A. 14. Ei nun, Brüderchen, unser Kamerad 1804 mochte es in seiner Art gut gemeint haben. Er behauptete, er habe den unseligen Revolutionen in Frankreich, in Deutschland, in der Schweiz, in Italien ein glückliches Ende gegeben, indem er den Napoleon auf den Kaiserthron setzte. Er hatte große Plane, wollte die Europäer zu einer großen Familie, das Weltmeer von der Uebermacht der Engländer frei, aus den Klöstern Fabriken machen. Aber so gut er es meinte: so häßlich hatte er sich in den Mitteln verrechnet, die er zur Erreichung seiner schönen Entwürfe wählte.

A. 24. Allerdings. Wie konnte der Einfaltspinsel auch den Napoleon zu seinem Werkzeug machen, der hintennach von allem Guten das Gegentheil that!

A. 14. Wie gesagt, er irrte. Denn Napoleon brachte, statt des ersehnten Weltfriedens, den Weltkrieg; er beleidigte und verhöhnte das Völkerrecht, er machte die Welt nicht frei, sondern von seinen Gewaltsprüchen abhängig. Darum warf ich ihn vom Thron.

A. 24. Richtig! Du beurtheilst ihn noch viel zu schonend, Herr Bruder. Ich schimpfe viel ärger auf ihn. Ich sage, es war keine gute Faser an ihm. Ich sage: alles was er gethan, war Teufelswerk.

A. 14. Brüderchen, du gehst zu weit. Doch, wir wollen darüber nicht streiten. Genug, ich stürzte den Napoleon vom Thron, stellte überall, soviel ich konnte, die gute Ordnung, den Frieden der Welt, die Freiheit der Völker, die Legitimität wieder her, und setzte an die Stelle der soldatischen Gewalt Biedersinn und Religion. Ich verhieß den Völkern überall der Bildung des Jahrhunderts angemessenere Verfassungen; versprach Freiheit des Handels . . .

A. 24. Halt ein, Herr Bruder, halt ein!

A. 14. Ich hob die schlimme Willkühr der Gewalthaberherrschaften auf; hob die napoleonische Polizei in allen Winkeln auf, damit Jeder wieder unverdächtigt athmen und reden konnte; lösete die Buchdruckerpresse von den Fesseln der Zensur, wo-

rin sie durch Furchtsamkeit vor Napoleons Macht geschlagen war; hob die ...

A. 24. Halt ein, bist du toll, Bruder Sylvester? Dein Geschwätz ist noch ganz in dem gottlosen, revolutionären Geschmack jener Napoleonszeit. Das ist vorbei! Wir leben, dem Himmel und seinen lieben Heiligen sei Dank, in einem viel glücklichern Zeitalter. Die Menschheit hat seitdem gute Fortschritte zu ihrem wahren Wohlsein gethan. Nie vergißt sie mein!

A. 14 Heil dir, mein edler Bruder! So ist der Friede der Menschheit wieder allenthalben hergestellt?

A. 24. Vollkommen, Herr Bruder, ausgenommen nur in Nord- und Südamerika, in Portugal, Spanien und Griechenland nicht. In Deutschland brummt, in Frankreich und Italien summt man. Aber man führt da keinen Krieg! die Völker würgen sich nur unter einander selbst. Daran sind die Liberalen Schuld.

A. 14. Und was ist aus den Verfassungen geworden, die dem Fortschritt der menschlichen Einsicht angemessener werden sollten?

A. 24. Die Völker haben nun ihre Freiheit: zwar nicht die dem Jahrhundert, sondern die den *Völkern und der öffentlichen Ruhe* angemessen erachtet ist. Und nun steht Alles zufrieden und fest.

A. 14. Ich will hoffen, das bestehe nicht durch Zwang, sondern durch Weisheit und Religion und Bruderliebe.

A. 24. Freilich, freilich! Die Religion triumphirt. Die Klöster sind wieder hergestellt; die Jesuiten sind wieder in Thätigkeit und Ehren. Es geht Alles vortrefflich, sogar in der Türkei, wo der fromme Großsultan hoffentlich künftiges Jahr die christlichen Griechen ausgerottet haben wird, die gegen seine Legitimität Zweifel aufwarfen.

A. 14. Auch herrscht also nicht wieder jener allgemeine Handlungszwang, den Napoleon einführte, und den ich zerbrach?

A. 24. Durchaus nicht. Wir haben von Land gegen Land nur etliche Einfuhr-Verbote, einige Mauthen, verschiedene Zölle, etwas Retorsionen, aber auch Handelskonkordate; — so daß man sich's nicht besser wünschen kann. He, warum machst machst du ein bedenkliches Gesicht?

A. 14. Du erzählst mir wunderliche Dinge!

A. 24. Du beneidest mich wohl gar? Lieber Freund, gib dich zufrieden. Es können nicht Alle gleiche Gaben besitzen.

A. 14. Sage mir auch, wie dieser neue Zustand nun auf die Dauer befestiget wird?

A. 24. Sehr einfach, bloß durch kluge zartsinnige Polizei und Beförderung religiöser Anstal-

ten. Die Leute gewöhnen sich endlich an Alles. Die Polizei wacht mit sanfter, unsichtbarer Gewalt gegen Ruhestöhrer. Die heilige Inquisition wird nächstens auch eingeführt werden, wo irgend möglich. Die Zensur besteht schon wieder aller Orten, — nur die Franzosen und Engländer machen mir noch Querstriche. Da muß endlich alle Welt auf einerlei Sinn gebracht werden.

A. 14. Läßt sich denn alle Welt dahin bringen? Ich begreife das nicht.

A. 24. Freilich wohl! Wer anderer Meinung ist, wird von den geheimen Comités als Revolutionär, Ruhestörer, Freimaurer, Jakobiner, Carbonaro ungestraft verlästert. Hilft das nicht, nimmt man noch andere Maasregeln, doch immer mit christlicher Liebe, versteht sich.

A. 14. Und du sagst, die Menschheit befinde sich wohl dabei?

A. 24. Brüderchen, nur allzuwohl! Um die allgemeine Freude ein wenig zu dämpfen, und damit die Leute vor Seligkeit nicht närrisch würden, mußt' ich sogar etwas Unglück senden. Ich verderbte den Wein, verhagelte einen Theil der Schweiz, ersäufte einen Theil Deutschlands, und goß das Meer über einen Theil Schwedens und Rußlands.

A. 14. Du bist ein zärtlicher Freund des menschlichen Geschlechts!

A. 24. Brüderchen, keine Komplimente unter uns! Hätt' ich nur überall die rechten Leute mit meinem Hagel und Wasser getroffen.

A. 14. Zum Beispiel, wen?

A. 24. Nun, zum Beispiel, den Schweizerboten.

A. 14. Ist der Alte noch immer auf den Beinen?

A. 24. Leider! Er kündigt sogar an, daß er künftiges Jahr wiederkommen wolle. Umsonst ließ ich ihn durch die Zeichen der Zeit, umsonst durch das vortreffliche Zugerblatt *) verlästern, die einzigen guten, geistvollen Blätter in der Eidsgenossenschaft. Ich hoffe aber, mein fürgeliebter Nachfolger in der Regentschaft, Bruder 1825, werde mit Glück in meine Fußtapfen treten, und alles, was nicht nach meiner Einsicht gut war, sammt dem Schweizerboten, verhageln.

A. 14. Horch, horch, Sylvester! in allen Thürmen schlagen die Glocken zwölf Uhr. Dein Reich ist zu Ende. Fort aus der Welt! Gib Rechenschaft von deinen guten und schlimmen Tha-

*) Damalige Zeitschriften, die in Luzern und Zug erschienen, meistens von katholischen Geistlichen geschrieben, im Geschmack der Pariser Ultrablätter jener Zeit.

ten, von allen Einkerkerungen, Verbannungen, Unterdrückungen, Verlästerungen, Blut- und Thränenströmen, welche die Menschheit dir und deiner Liebe zur allgemeinen Glückseligkeit danken soll! Der Ewige ist Herr, nicht das flüchtige Jahr, nicht der vergängliche Mensch. Und das, was ewig wahr, gerecht und gut ist, das ist sein Reich!

Die herrschenden Winde.

Im Jahr 1824.

Die Lehre vom Wind in der Politik, oder in der Staatsklugheit, ist über die Maßen wichtig. Wer es in weltlichen Dingen nur halb und halb vorwärts bringen will, muß sich nicht nur auf die berühmte Kunst der Windmacherei zum Besten Anderer wohl verstehen, sondern auch zum Besten seiner selbst die Kunst inne haben, den Mantel nach dem Winde zu hängen.

Davon aber, meine andächtigen und auf diesem Papier vielgeliebten Leser und Leserinnen, ist diesmal die Rede nicht. Sondern der Schweizerbote möchte Euch, wie er oft beim Anfang eines Jahres gethan, eine Uebersicht vom Zustand der Dinge, will sagen, der Reiche und Völker

von Europa geben, damit man die bunten Zeitungsberichte ein wenig besser begreife.

Das läßt sich jedoch nicht wohl anders thun, als wenn man abermals die Lehre vom Wind, und zwar von den herrschenden Winden behandelt, die wir seit geraumer Zeit sausen und brausen hörten. Denn aus der Kenntniß derselben erklärt sich Alles von selbst, und es ergibt sich daraus manche Lehre, die man nicht ungestraft in den Wind schlagen soll.

Seit Anno 1790 bis 1813 ging weltbekanntermaßen vorzüglich der warme, stürmische Fön *) oder Regenwind gar heftig von Westen her. Man hörte lange schon sein Brausen, und Niemand wußte recht, von wannen er komme und wohin er fahre.

Zuerst richtete er mit Regen und Ungewittern in Frankreich große Verheerungen und Ueberschwemmungen an. Die Leute wurden vor Hitze fast närrisch. Der starke Regen lösete Alles zu Koth auf.

Der warme Regenwind ging aber weiter; immer von Abend gegen Morgen. Bei uns in der Schweiz, zwischen den Bergen, prallte er von allen Seiten dermaßen zurück, daß er zum wahren Wirbelwind wurde, und Alles umkehrte

*) Fön heißt in der Schweiz der Südwestwind.

und durch einander wischte, daß Niemand wußte, wo ihm der Kopf stand.

Fast noch ärger ward es in den großen Ebenen von Italien und Deutschland. Da zerriß und zerschmiß er die alten Paläste und Hütten, brach starke Ehrensäulen nieder, fegte den Staub aus Archiven und Schreibstuben, wo die Magd seit Jahren nicht gewischt hatte; warf wiedern Andern den Staub in die Augen, daß sie fast blind wurden; schlug viele Tausend Fensterscheiben ein, daß man überall hineinsah, wohin man nie gesehen hatte, und stürzte eine Menge alter Klöster über den Haufen, die noch jetzt nicht alle wieder aufgerichtet sind.

Niemand hatte es bei dem vielen Unglück besser, als die Engländer; denn die segelten immer bei vollem Winde. Rechte Seeleute lassen sich lieber ein wenig Wind um die Nase fahren, als daß sie Windstille hätten.

Wie aber der warme Fön über Preussen und Polen nach Rußland kam, erstaunten die Russen, daß ihnen der entsetzliche Sturm nicht nur Staub und Spreu aus allen Ländern der Welt zuwehte, sondern sogar französische Modewaaren, italienische Nudeln, Schweizerhosen, spanische Mäntel u. s. w. Der Fön fing schon an, das alte nordische Eis zu schmelzen, und viele Leute, denen in der Regel das Maul zugefroren

ist, begannen zum Erstaunen der Welt zu reden. Doch soll es manch ungewaschenes Zeug gewesen sein.

Das dauerte aber nicht lange. Denn der Wind schlug um, und es machte sich plötzlich ein kalter, strenger Nordwind auf, den man bei uns auch die Bise zu nennen pflegt. Dieser ist, wie Jedermann weiß, seit vielen Jahren ziemlich herrschend geblieben. Nun stürmte Alles wieder der entgegengesetzten Richtung zu. War es vorher zu naß, ward es jetzt manchmal zu trocken, war es vorher zu warm, ward es jetzt öfters frostig und kalt. Der schnelle Wetterwechsel vom Warmen zum Kalten verursachte häufigen Schnupfen und Husten, was Jedem leid that.

In Frankreich stiftete die trockene Bise allerdings das Gute, daß sie den Ueberschwemmungen ein Ende setzte, und den schlammigen, schlüpfrigen, nassen Boden so fest machte, daß man darauf wieder gehen und stehen konnte. Da sie aber nicht aufhörte, ward aus dem Koth endlich wieder unmäßiger Staub auf den Straßen.

Am übelsten fuhren beim plötzlichen Wehen der Bise manche Leute in Italien. Die hatten während des heißen Föns zu warm gehabt, hatten sich freier und luftiger zu kleiden, Rock und Wamms abgeworfen; ja es gab deren, welche lieber gar im Hemd herumgelaufen wären, wie Hammer-

schmiede und Köhler. Nun blies der Nordwind, daß sie schnell nach Hause liefen, und steife Hälse und Rücken bekamen.

Im warmen Spanien und Portugal ward es wo möglich noch schlimmer. Dort hatten die Leute sich nicht nur gar leicht gekleidet, sondern auch, um bessern Luftzug zu haben, die Fenster aus den Häusern, sogar aus den Klöstern geworfen. Allein beim Eintritt der Bise ward's anders. Alles lief durch einander, seine Kleider zu suchen; Keiner fand die Seinigen, Jeder wollte das erste Beste nehmen. Noch jetzt schlägt man sich einander darum mit Fäusten. Die Mönche aber wollen ihre Zellen recht fest einmachen.

Die Engländer ihrerseits, wie sie beim Fön vollen Wind in den Segeln hatten, finden nun für ihre Schiffahrt auch noch bei der Bise frischen Wind, besonders nach Amerika. Wollen sie gegen den Wind, so legen sie einige Segel bei und laviren, wie sie es nennen, kommen dabei vorwärts, wenn auch langsam.

Bei frostiger Witterung sperren Krähen und Raben ihre Schnäbel gewöhnlich am weitesten auf. Diese Schwarzgefiederten meinen dann wohl gar, sie seien wahre Nachtigallen und Kanarienvögel im Gesang, und krächzen, was sie mögen.

Es ist wahr, daß Personen, die von Natur lieber Kälte als Wärme ertragen, sich gar wohl

bei scharfer Luft befinden. Furchtsame Leute versorgen sich schon, als gute Pfiffikusse, mit Fuchspelzen, Bärenhäuten und Marderfellen für den ewigen Winter. Allein sie sollten doch der Pelzwaare nicht ängstlich allzuviel ankaufen! In ihre Felle möchten die Schaben und Motten kommen. Denn, laut uralter Weltordnung, tritt nach dem Winter immer wieder Frühling ein.

Der Eidsgenoß.

Sag' an, wer ist von allen Eidsgenossen
Des großen Namens werth?
Der ist es nicht, der edeln Bluts entsprossen
Mit Lastern es entehrt.

Der ist es nicht, wer immer Freiheit krähend
Voll Neides aufwärts blickt,
Und, steht er obenan, sich thöricht blähend
Die Freiheit niederdrückt.

Der ist es nicht, wer's Vaterland im Munde,
Das Herz im Geldsack hat,
Und in des Herrgotts weiter Weltenrunde
Nichts liebt, als seine Stadt.

Der ist es nicht, und wär' im Staatsregister
Er hochbelobt genannt;
Fort, fort mit dem selbstsüchtigen Philister
Ins Lalenburger Land.

Sag' an, wer ist von allen Eidsgenossen
Des großen Namens werth?
Der ist's, den nicht der Stamm, dem er entsprossen,
Nein, seine Tugend ehrt.

Wer nicht, was er dem Lande soll gewähren,
Nach eignem Vortheil mißt,
Nein, für des ganzen Schweizerbundes Ehren
Auch den Kanton vergißt.

Wer jedes Schweizers Schicksal tief empfindet,
Als wär' es ihm gescheh'n;
Für alle Schweizer, wo Gefahr sich kündet,
In Noth und Tod will geh'n.

Wer nimmer läßt die Schweizerfahnen wanken,
Und ging's auch blutig zu;
Und Frieden bringt, wo Bundesbrüder zanken,
Wie Niklaus von der Flu'.

Der ist, mit oder ohne Ehrentitel,
Ein wahrer Eidsgenoß;
Und trüg' er auch nur einen schlichten Kittel,
Sein Herz schlägt fürstlich groß.

Nichts soll den Bund der Zweiundzwanzig trennen,
Hebt auf das Glas voll Wein!
Stolz wollen wir uns Eidsgenossen nennen,
Und schwören, es zu sein.

Betrachtung eines alten Krebsschadens.

Der hier im Jahre 1819 vor dem Volke behandelte Gegenstand ward auch auf der eidsgenössischen Tagsatzung zur Sprache gebracht und mit Glück und Weisheit abgethan. Die Heimathlosen wurden den verschiedenen Kantonen zugetheilt; und empfingen theils Niederlassungsbewilligungen, theils wirkliche Heimathen, theils Mittel zur Ueberfahrt und zum Anbau in fremden Welttheilen.

---

1. Wie der Krebsschaden heiße.

Es ist an der Zeit, daß öffentlich und ehrlich einmal von einem alten und fast unheilbar scheinenden Krebsschaden vor allem Volke gehandelt werde.

Gleichwie vorzeiten in Aegyptenland die Kranken vor die Hausthür gelegt wurden, um von den Vorübergehenden guten Rath zu ihrer Rettung zu empfangen: so wollen auch wir bei einer schmerzlichen Krankheit unsers geliebten Vaterlandes thun.

Es ist aber ein Krebsschade, welchen schlechte Landeszucht und üble Landesordnung gestiftet haben, und der nun von Jahr zu Jahr um sich frißt, und immer verderblicher und schwieriger zu heilen wird, je länger man wartet.

Es sind in der Schweiz mehrere Tausend Vagabunden oder Landstreicher, die meistens von einem Tage zum andern nicht wissen, wovon sie leben sollen, und von einer Nacht zur andern nicht wissen, wo sie schlafen können. Sie streichen von Kanton zu Kanton umher, von Schwaben und Schwarzwald bis Wallis, von Bern und Solothurn bis Graubünden und Tirol. Da helfen sie von Stall zu Stall ansteckende Fieber und Krankheiten verbreiten, wenn diese regieren.

Sie hausiren mit allerlei kleiner Waare, und schmälern der Handwerker Verdienst; sie freveln ungestraft in den Wäldern, und kochen mit gestohlenem Holze gestohlene Feldfrüchte. Hin und wieder haben sie durch ihre Feuerplätze schon Waldbrand angerichtet. Was sie um baares Geld nicht kaufen können, das betteln sie in Dörfern und auf Landstraßen; was sie nicht erbetteln können, das stehlen sie.

Also ernährt die Schweiz Jahr aus Jahr ein mehrere Tausend Strolche und Gauner, die den

öffentlichen Wohlstand des Landes durch nichts befördern. Und die Schweizer, welche sich wegen Uebervölkerung beklagen, also, daß brave Familien nach Amerika auswandern müssen, füttern eine Menge bis jetzt noch ungezählter Landstreicher, die nirgends Bürger sind. Und wir Schweizer, die wir, Gott sei Dank, keinem Gewaltigen auf Erden zinsbar sind, lassen uns gefallen, den Schwärmen heimathloser Landstreicher zinsbar zu sein, deren Erhaltung jährlich gewiß mehrere hunderttausend Franken kostet, wie das leicht zu berechnen ist.

Darum ist Murren und Mißvergnügen, zumal in Kantonen, wo man Ordnung liebt und den Bettel abschafft.

Das Volk klagt, und verliert Liebe und Vertrauen zu seinen Regierungen, von denen er Sicherheit des Lebens und Eigenthums verlangt, und spricht: Es ist im Lande keine Zucht, keine Strenge, keine Wachsamkeit! So spricht das Volk, und wahrlich dies ist keiner der kleinsten Nachtheile, den das Heer der Vaganten in der Schweiz verbreitet.

Aber das Volk weiß nicht, daß es seinen Regierungen Unrecht thut. Denn es ist unmöglich, daß eine einzelne Regierung im Stande ist, dem schandhaften Unwesen im ganzen Schweizerlande ein Ende zu machen. Dazu müssen alle

eidsgenössische Obrigkeiten redlich und einträchtig Hand in Hand schlagen, sonst geht es nicht.

Wenn schon eine einzelne Regierung streng eingreift mit Prügeln und Kerkern, Zuchthäusern und Schellenwerken, was hilft es? Das heißt das Unkraut blätterweis rupfen; es wächst hintennach kräftiger. Rottet Wurzeln und Samen aus!

2. Von der Wurzel des Krebsschadens.

Die heimathlosen Landstreicher stammen aus früherer Zeit, und haben mancherlei Ursprung. Ich will zum Beispiel einige ältere Wurzeln nennen; aber die treiben fort und fort auch junge.

1. Zigeuner; die kamen vor einigen Jahrhunderten aus fernen Ländern auch in die Schweiz, nährten sich mit Betteln, Stehlen, und sagten leichtgläubigen, dummen Leuten wahr. Oft, wenn die Alten unter Rad und Galgen starben, blieben ihre Kinder zurück; die wurden auf Kosten der Regierungen mitleidig großgefüttert, und dann ließ man sie taufen und laufen, ohne ihnen eine Heimath zu geben. Hier und da steckte man etwa einen Burschen unter die Soldaten; aber solch ein Kerl kam oft als Bettler oder Bösewicht zurück, und blieb Landstreicher. Die Kinder schlagen selten aus der Art ihrer Aeltern.

2. Deserteurs, oder Leute, die als frem-

dem Soldatendienst oder sonst wegen Vergehen und Verbrechen in die Schweiz liefen, hier sich mit Hausiren und Betteln durchbrachten, von geldgierigen Landvögten Toleranzscheine kauften, heiratheten und Kinder zeugten, ohne bleibende Heimath.

3. Uneheliche und Fündlinge. Das war vorzeiten also: Städte und Obrigkeiten straften den Kindermord mit dem Tode; aber wenn die unglücklichen Kinder am Leben blieben, versagten ihnen die Gemeinden und Obrigkeiten ehrliche Heimath, und machten auf solche Weise aus den Unglücklichen Landstreicher, Taugenichtse und Verbrecher.

4. Verurtheilte und Verbannte aus Kantonen fanden in andern Kantonen bei bestechlichen Beamten, besonders in den ehemaligen gemeinen Vogteien, für ein Stück Geld Aufenthaltsbewilligungen. So waren der Heimathlosen wieder desto mehr, die sich durch ihre Kinder fortpflanzten. Kann man sich überhaupt etwas Völkerrechtwidrigres denken, als daß es einst Schweizerstaaten gab, die, um Zuchthaus- und Henkerkosten zu sparen, ihre Scheimen verbannten, und sie den angrenzenden Ländern freundnachbarlich aufbürdeten!

5. Konvertiten, das heißt, Leute, welche die reformirte Religion verliessen, und deswegen ihr altes Heimathrecht verlieren mußten. Nun

gingen sie in katholische Kantone und Gegenden, und dachten da ein besseres Auskommen zu finden. Sie fanden am Ende nur den Bettelstab, und blieben ohne Heimathrecht. Von diesen sogenannten Konvertirten stammt ein großer Theil der heutigen Vagantenfamilien im Schweizerlande ab.

Das sind alte Wurzeln unsers Krebsschadens, aber sie treiben wieder junge. Die Landstreicher mit ihren Söhnen und Töchtern verheirathen sich unter einander. Auf Sammelplätzen, in Wäldern, auf Jahrmärkten, in den Ställen u. s. w. werden Ehen geschlossen. Für ein paar Thaler gibt es schon da und hier einen mitleidigen Pfarrer, der die jungen Leute kopulirt. Die Trauung geschieht meistens des Nachts; Zeugen sind dabei gewöhnlich der Siegrist und die Köchin. Und daß der Segen fruchtbar sei, beweisen die Vagantenweiber, die man selten sieht, ohne daß sie auf Nacken und Armen, oder auf Karren ein paar kleine Kinder schleppen, ungerechnet die baarfüßigen Trabanten, die voraus oder hintennach laufen.

So mehrt sich das Uebel durch Unordnung und Sorglosigkeit. Freilich, wenn den Leuten auch kein Pfarrer die Ehen einsegnet, so segnen sie sich im Nothfall wohl selbst ein.

Zu den in der Schweiz altherkömmlichen Vagabunden kommen dann auch frische Rekruten

aus andern Ländern, wenn die Grenzorte nicht die größte Strenge und Aufmerksamkeit haben.

So ist man noch nicht einmal über Zahl und Menge aller Vagabunden in's Reine gekommen, die und deren Aeltern und Vorältern in der Schweiz geboren sind, und die in keines andern Herrn Land geschickt werden können. Ist das nicht traurig? Ja, es ist auch nicht daran zu denken, daß man je dazu gelange, so lange es leider Kantone gibt, wo man alles Lumpengesindel ungestört Schlupfwinkel finden läßt, wenn man es in andern ordnungs- und polizeiliebenden Kantonen zusammentreiben will.

Darum ist gut, daß von dem Krebsschaden öffentlich und vor aller Welt gehandelt werde, damit das Volk nicht unbilligerweise Regierungen anklage, die das Gute wollen, und doch nicht durchsetzen können.

3. Der Vagabunden Leben und Treiben.

Die Leute nun leben, wie sie können, und sterben, wo sie müssen. Man muß nicht glauben, daß sie ohne Ausnahme stehlen. Es gibt unter ihnen noch redliche Leute, die gern arbeiten, sich ehrlich nähren, und für ihre Kinder einen Sparpfenning zurücklegen. Aber derselben sind wohl nicht viel; besonders wenn etwa die Noth groß

wird, oder wenn die Gelegenheit zur Sünde gar zu sehr lockt.

Von Kindheit auf lernen sie betteln, naschen, sich in Wäldern, Feldern und Ställen umhertreiben, und ihren Unterhalt auf leichte Art gewinnen. Dessen gewohnt, ist ihnen keine Lebensart lieber. Selten kann man sie dahin bringen, daß sie sich an unser regelmäßiges, bürgerliches Leben anschliessen.

Als Krämer, Kesselflicker, Scheerenschleifer, Zinngiesser ziehen sie Land auf und ab; oder flechten Körbe, Weiden wachsen überall; oder machen Knopfformen, denn bei Städten, Klöstern, Wirthshäusern und Schindangern finden sich Knochen genug; oder machen Haarschuhe, weil sie dazu Baumwollensäcke fast umsonst bekommen; oder fangen Vögel, richten Hunde ab; oder sind Musikanten auf Jahrmärkten, Hochzeiten, Kilben u. s. w.

Buben und Mädchen laufen so mit; und sind sie groß, laufen sie zusammen und davon, und treiben nach Art der Aeltern eigene Wirthschaft. Zur Trauung zeigt sich schon ein bischöflicher Kommissar bereit.

Wenn das Weib seine Niederkunft nahe spürt, sucht es bei einem reichen Bauer, den man auswählt, Nachtherberge. Dann wird der Hausfrau der unabänderliche Umstand bekannt gemacht, und ihr Mitleid erregt. Man kann doch die Person

nicht auf der Straße liegen lassen. Ist das Kind da, erbittet man aus dem Hause einen Gevatter, einen andern im Dorfe dazu. Nach einigen bequemen Kindbett-Tagen packt man Kind, Wiege, Geräth u. s. w. auf den Rücken, und zieht weiter, bis es wieder so kömmt.

Sommerszeit übernachten die Familien auch wohl im dichten Gebüsch der Wälder, bei ihren Feuerplätzen; es werden Hütten geflochten, Höhlen gemacht. Da sind die Findemich-Plätze der sonst Zerstreuten. Da werden Mehl, Anken, Milch, Brod und was sonst von Weibern und Kindern gebettelt ist, zusammengebracht; da wird gebacken, geküchelt, geschmauset, getanzt. Ist gute Polizei im Lande, und darf man nicht betteln, so macht man Entwürfe, nächtlicher Weile in Küche und Keller einzubrechen bei den Bauern; stiehlt Brod, Butter, Mehl, Wein, Geld, das Fleisch aus den Kaminen, die Schafe und Schweine aus dem Stall. Andere nehmen das Obst von den Bäumen, und plündern Feldfrüchte und Gärten. Davon kann man schon leben.

Doch besser schläft sich's Sommers auf Stroh im Tenn, Winters im warmen Stall. Darum kommen Weiber und Kinder gern Abends schaarenweise in Dörfer, noch lieber in abgelegene Höfe, betteln um Nachtlager, um Lebensmittel, und bleiben. Wird's dunkel, kommen die Männer.

Wer kann sie wegweisen, zumal an abgelegenen Orten? Man könnte Unglück davon haben. Man weiß von Feuersbrünsten. Also quartiert sich das Gesindel ein. Der Bauer gibt ihnen Abends und Morgens genug zu essen. Die Weiber gehen in die Küchen, und kochen Brei für die Kinder, wärmen Milch u. s. f. Was soll man thun? — In der Frühe zieht Alles wieder mit Sack und Pack ab; die Mannschaft in Wälder, das Weibsvolk mit den Kindern bettelnd durch die Dörfer. — So brandschatzen sie das Land Jahr aus Jahr ein, und die Obrigkeiten sehen es, und ändern es nicht.

Die Horden dieser Landstreicher bleiben nie lange in einer und derselben Gegend. Das hat guten Nutzen für sie. Denn erstens fallen sie dadurch Einzelnen nie zu sehr lästig; zweitens können sie gefahrlos in andern Gegenden verzehren oder verkaufen, was sie gestohlen. Gewöhnlich sucht man nach geschehenen Diebstählen die Thäter nur in den Nachbarschaften; indessen verhält sich die Polizei der andern Gegenden ruhig, oder erfährt von entwendeten Dingen erst spät, weil die Botschaft davon nach dem Hauptorte, vom Hauptorte an die Oberpolizei des Nachbarlandes, von der Oberpolizei wieder an die Unterbeamten geht. Mittlerweile ist das Gestohlene verbraucht oder verkauft; die Diebe kommen in Jahr und Tag nicht wieder auf die alte Stelle, die unterdessen

von andern Landstreichern besucht ist, welche an Allem unschuldig sind, aber es zur gelegenen Zeit nicht besser machen.

Was hilft also die beste Polizeianstalt in einzelnen Kantonen, wenn nicht alle sich zur Abstellung dieses Hottentottenwesens vereinigen wollen? Die Gauner lachen nur zu dem, was geschieht, und machen Lieder darauf.

Um der Polizei noch besser zu entkommen, haben diese Menschen ihre eigene Gegenpolizei. Diese besteht in vielfältigen Veränderungen ihres Aufenthaltes. Wenn Bekannte zusammentreffen, reden sie auf Jahrmärkten, Sammelplätzen in Wäldern u. s. w. ab, wo sie einander wieder finden wollen; was sie hier und da von dem und diesem vernommen, und wonach sie sich im Nothfall richten können. — Ferner hat jedes seinen besondern Spitz- und Uebernamen, ohne Kenntniß derselben man sie nicht unterscheiden kann. — Ferner ist unter ihnen angenommener Grundsatz, daß sie einander vor Richtern und Beamten nie kennen wollen. So ist's schon häufig geschehen, daß Eheleute, Aeltern und Kinder und Geschwister läugneten, sich je gesehen zu haben. — Ferner sprechen sie unter einander jänisch, das heißt, sie geben gewissen Dingen eigene, Andern unverständliche Benennungen. So machen sie den Hausvater zum Gaschi, die Hausfrau zur Musch, den Wein zum

Fohli, das Brod zum Lehm, den Pfarrer zum Senz, den Pfarrhof zum Senzigust, das Kloster zum Polente, das Betteln zum Fecken oder Schnurren, den Dieb zum Schnei oder Müsser.

4. Der Landstreicher Elend.

Wenn sich auch jene Menschen bei ihrer verwerflichen Lebensart ganz wohl befinden mögen: ist nicht das bloße Dasein einer zahlreichen, von Bettelei und Diebstahl lebenden, in Verwilderung aufwachsenden Menschenklasse, die Keinem angehört, der bitterste Vorwurf gegen die öffentliche Verwaltung der Landesregierungen? — Fällt ihnen auch nicht das Entstehen einer solchen Menschenklasse zur Schuld: doch aber das Fortbestehen derselben zur großen Plage des Landmanns, des Städters, des Reisenden! Wohl haben dies viele unserer Regierungen gefühlt, aber, wie es scheint, viele hingegen nicht, sonst wäre dem schon längst ein Ende gemacht!

Und wird nicht bald Ende gemacht, so wird Bettel und Brandschatzung der Strolche, die öffentliche Unsicherheit im Lande größer, das Murren des Volkes lauter und gerechter; denn die furchtbaren Landstreicherfamilien vermehren sich unaufhörlich von Jahr zu Jahr, und alle wollen und müssen leben.

Es ist fast unglaublich, daß in einem Lande, wo Klagen wegen Uebervölkerung erschallen, eine große verzehrende und zerstörende Menschenklasse, die dem gemeinen Wesen nichts hilft, gleichmüthig geduldet und gefüttert wird, ohne daß man ernst und einträchtig an Abhilfe denkt.

Aber diese Menschenklasse selbst ist für jeden Menschenfreund schon ein Gegenstand des Erbarmens, und wahrlich der Erbarmung würdig. Warum schweigen denn die Menschenfreunde?

Denket euch, da sind Tausende, sie sind Menschen, wie ihr, die in der Welt Gottes kein Vaterland haben; keine Spanne Erde, die ihr Eigenthum wäre; keine Heimath unterm Himmel; keine Hütte; keine väterlich sorgende Regierung; keine Kirche; keine Schule! — Da ziehen sie umher, von der Gesellschaft rechtlicher Menschen ausgestoßen; Gegenstände der Verachtung, des Ekels, Erben ewiger Armuth von Geschlecht zu Geschlecht; überall verdächtig, überall zurückgeschoben, überall verfolgt!

Man sammelt ja Geld, und schickt Missionen unter die Heiden, um sie zum christlichen Glauben zu bekehren. Warum sehet ihr auf entfernte Länder? Die Heiden wohnen ja wahrlich mitten unter euch.

Die Kinder sehen die Beispiele ihrer Aeltern,

und hören die lästerlichen Reden und Geschichten der Erwachsenen. Sie kommen in keine Schule; keine Obrigkeit hält sie dazu an. So wachsen sie unwissend auf neben dem Thier des Waldes und des Stalles. Ihre guten Anlagen werden zu bösen, und ihre Herzen haben kaum eine unschuldige Jugendzeit.

Was wissen sie von Religion? Wer weihet sie durch anhaltenden Unterricht in das Allerheiligste des christlichen Glaubens ein? — Wann und wie oft gehen sie zur Kirche? Und die einmal dahin gehen, mit welchen Begriffen, mit welchem Gemüthe gehen sie hin? Der und dieser macht eine Zeremonie mit. Der und dieser fühlt's, was ihm Noth thut. Er möchte Gott suchen; aber wo findet er den Wegweiser? — Er sinkt dumpf und unbeholfen in sein Heidenthum zurück. Auch die Heiden machen ja Zeremonien; auch die Heiden plappern ja lange Gebete. Ist das aber Christenthum?

Und solcher Unglücklichen leben so viele mitten in einem christlichen Lande!

5. Welchen großen Schaden die Heimathlosen bringen.

Das sage ich, und ist ein wahres Wort: Ein Jeglicher, der in der Welt keinen nützlichen Beruf betreibt, ist für die Wohlfahrt des gemeinen

Wesens ein gefährlicher Mensch, er sei sehr reich oder sehr arm. Denn der reiche Müßiggänger wird aus langer Weile mit seinem Geld glauben Alles durchsetzen zu können; wird nach Oberherrschaft streben, Weiber berücken, Wüstlinge pflanzen u. dgl., und der arme Müßiggänger wird zum Zeitvertreib betteln und stehlen, und noch Aergeres treiben.

Strolche und Landstreicher vermehren den öffentlichen Wohlstand der Gemeinden und Kantone nicht; aber sie helfen ihn verzehren, ohne durch Arbeit Ersatz zu leisten. — Und das ist schon großer Schaden. Die Schweiz würde jährlich um so viel Summen reicher sein, als die Landstreicher zu ihrer Erhaltung gebrauchen, wenn diese Landstreicher nicht mehr vorhanden wären.

Bildet euch nicht ein, daß diese Summe gering sei. Wir wissen, daß in mehrern Kantonen ganze Gemeinden und Gegenden längst klagen: „Alle Gebühren, die dem Staate gesetzmäßig zu entrichten sind, nebst Zehnden, Bodenzinsen u. dgl. kommen der Auslage nicht gleich, welche uns diese Heimathlosen jährlich abnöthigen."

Wie kommt's, daß wir in der Schweiz viele tausend Rathsherren haben, und doch noch keiner errathen hat, wie große Summen dem Lande die

jährliche Unterhaltung der Vagabunden kostet? Es kommt daher, daß die meisten lieber sich selber, als dem gemeinen Wesen zum Vortheil rathen.

Setzet den Fall, daß im Durchschnitt eine Person sich Jahr aus Jahr ein mit ohngefähr zwei Batzen täglichen Werthes an Brod, Mehl, Milch u. dgl. Gebetteltem oder Gestohlenem, Geschenktem oder Gefreveltem beköstige, kleide, in Krankheiten heilen lassen u. s. w. so lebt eine solche Person mit achtzig Franken im Jahr. Und man weiß, die Landstreicher leben nicht immer schlecht. Setzet den Fall, daß in der ganzen Schweiz nicht mehr als etwa tausend Personen dieses Schlages wären: so würden sie der Schweiz jährlich achtzigtausend Franken kosten.

Die Landstreicher, indem sie von Tenne zu Tenne, von Stall zu Stall ziehen, tragen viel zur Verbreitung von ansteckenden Krankheiten und Viehseuchen bei. Das ist leider bekannt. Das dadurch erweiterte Unglück hat manche brave Familie schon in Noth und Armuth versetzt. Es gibt Ortschaften, wo man, durch Schaden gewarnt, die Nachtlager der Strolchen ohne Unterschied in Viehställen verbot, und von der Gemeinde aus einen eigenen bestimmten Stall dazu anwies. Das war klug gethan von den Gemeinden, so lange sie sich dieser lästigen Einquartierungen nicht erwehren konnten,

und ihre Obrigkeiten dieses Unwesen mit landesväterlicher Sorgfalt gestatteten.

Die Landstreicher machen die Einführung jeder guten Polizei oder Landeszucht unmöglich, und helfen Verstand und Herz der ärmern Volksklasse verderben. Ich glaube, dieser Schade sei größer, als der Schade im Viehstall. Denn unsere heimathlichen Bettler und Lumpen, wenn sie mit Strolchen vertraut werden, lernen wahrlich in deren Umgang nicht viel Löbliches. Auch haben wir oft unter unserm heimathlichen Lumpenpack schlechtes Volk, das so verderbt und zuweilen boshafter ist, als das heimathlose Gesindel. — Es ist schon oft von unsern Taugenichtsen in Dörfern gestohlen worden, und man hat den Verdacht auf Landstreicher geworfen, und diesen nachgesetzt, **während die wirklichen Diebe im Dorfe ruhig saßen.** Diese hatten und haben an den Landstreichern gute Freunde, die ihnen das Gestohlene abkaufen oder vertauschen, so wie umgekehrt die Strolchen wieder an ihnen Diebshehler und Verheimlicher gestohlener Sachen finden. Da kann sich am Ende das beste Auge der löbl. Polizei blind sehen, ehe sie den Unterschleifen allen auf die Spur kommt. — Schafft die heimathlosen Strolche endlich einmal ab, und ihr werdet die

heimathlichen Diebe und Frevler besser bewachen können; ja diese werden weniger Muth haben.

Ueberhaupt muß man, wie schon gesagt, nicht glauben, daß die von Alters her geduldeten Familien der Landstreicher alle grundverdorben seien. O nein, es gibt gewiß arbeitslustige, in ihrer Art rechtschaffene und ehrliebende Leute darunter. Aber die große Armuth der meisten macht doch, daß sie an gestohlenen Dingen wohl gern ihren kleinen Theil nehmen; — macht doch, daß mancher im Lande feßhafte Bösewicht unter ihnen leicht zu irgend etwas Bösem ein Werkzeug oder einen Gehilfen findet. Ihr Herren! rechnet ihr denn das für nichts?

Es kommt aber dazu noch ein anderer Umstand. Durch das bloße Dasein unserer geduldeten Heimathlosen wird es auswärtigen Schelmen, ja auswärtigen Räubern und Mördern möglich, bei uns sichere Zuflucht zu finden. Denn sie verbergen sich unter denselben, bis sie glauben, vergessen worden zu sein. Man hält sie hier für gemeine Strolche. Man achtet nicht so scharf auf sie. Weiß man nicht, daß der berüchtigte und hingerichtete Wäldermichel mit unsern Strolchen zog, bis er in Graubünden entdeckt und eingefangen wurde?

Es geschieht mancherlei, wovon die Zeitungen

nichts erzählen. — Wohin sind so manche Straßenräuber entkommen? Wo die Bösewichte ihren Raub verzehren wollen, stellen sie sich ehrlich, und man duldet sie menschenfreundlich.

Wahrlich aber, es ist kein geringer Schaden, welcher durch Duldung solcher Landstreicher der Ehre der Eidsgenossenschaft erwächst!

So lange jedoch nicht alle Stände gemeiner Eidsgenossenschaft gleichzeitig Hand anlegen, bessere Landeszucht und Ordnung zu stiften, ist alle Mühe einzelner wahrhaft löblicher Regierungen vergebens. Ja, eine plötzliche und strenge Ordnung in einzelnen Kantonen kann denselben sogar zum augenblicklichen Schaden gereichen.

Ein Beispiel gaben davon die Kantone Zürich, Luzern und Aargau in neuester Zeit. Nicht weil die Polizei hier schlechter, sondern besser war, als in manchen andern Kantonen, wurden hier in mehrern Gegenden, wo ebenfalls mehrere Landstreicherbanden zu überwintern gedachten, am meisten Diebstahl und Einbruch verübt.

Denn da aller Orten das Betteln verboten, müßiges Volk zur Arbeit angehalten, fremdes über die Grenzen geführt ward, geschah ganz natürlich, daß die Vagabunden nirgends bleibende

Stätten, nirgends hinreichende Almosen fanden. Hin und her gejagt, nirgends geduldet, nirgends verpflegt, wollten sie doch nicht verhungern. Sie sahen sich gezwungen, Nachts einzubrechen, und zu stehlen. Und so geschah in den Kantonen Luzern, Zürich und Aargau. Meistens stahlen sie bei allen Einbrüchen aus Kellern und Küchen Nahrungsmittel, Brod, Fleisch, Mehl, Anken u. s. w., auch Kleider. Hin und wieder aber, wo sie Geld und andere Waaren fanden, nahmen sie auch diese mit, um sich zu versorgen. So hatte man statt der Bettlerbanden plötzlich Räuber. Auch um sich im Nothfall ihrer Haut wehren zu können, oder beim Einbruche die ruhigen Leute zu erschrecken, stahlen sie Schießgewehre, wo sie dergleichen fanden. Und wirklich ward hin und wieder, besonders bei mißlungenen Einbrüchen, von den Gaunern geschossen.

Genug von der Gefahr. Jetzt zur Frage: Wie diesen Krebsschaden heilen?

6. Von den Heilmitteln gegen diesen Krebsschaden.

Wie groß auch Plage und Schaden war, hat man sich doch noch nicht einmal über die Mittel verständigen können, diesem Uebel ein Ende zu machen. Umsonst ward auf Tagsatzungen da-

von geredet. Umsonst ward von Uebereinkünften oder sogenannten Konkordaten geredet.

Man brachte allerlei in Vorschlag; z. B.

1) Die gesammten von jeher in der Schweiz befindlich gewesenen Heimathlosen unter die Kantone zu vertheilen, sie zu verbürgern, oder ihnen ein gewisses Recht und Eigenthum zu geben. — Allein der wohlgemeinte Rath scheiterte an mancherlei Klipppen. Denn

Erstlich klagten Manche, sie seien ohne Zuchtanstalten, ohne Arbeitshäuser für dergleichen Thunichtgute. So blieb es bequemer und wohlfeiler, sie über die Grenze den lieben Nachbarn zuzuschicken.

Es klagten Andere, sie litten schon an Uebervölkerung, und könnten sich daher unmöglich mit neuen Ansaßen befassen.

Es dachten Andere: Und wenn wir die gegenwärtigen Heimathlosen in der That glücklich vertheilen, wer steht gut dafür, daß nicht bald durch schlechte Polizei, durch Toleranzen, Trauungen, Konvertiren u. dgl. in andern Gegenden wieder andere zum Vorschein kommen, sich anhäufen und ausbreiten?

Und wer so dachte, hatte Recht. Denn die Einen wären am Ende dabei Opfer der Andern geworden. Schon mehrmals haben größere Kan-

tone aus Mitleid wirklich solche Heimathlose bei sich aufgenommen, namentlich z. B. die Kantone Luzern und Solothurn. Aber sie bürdeten sich Lasten auf, und am Ende war der Sache nicht geholfen.

Zudem ist es ein mißliches Ding, Landstreichern bleibende Heimath zu geben, die von Kindheit auf an herumfahrendes Leben, an sittenloses bettlerisches Treiben gewöhnt sind. Sie werden schwerlich davon lassen, wenn man nicht die strengsten Zwangsmittel anwendet.

2) Man schlug auch vor: man solle alle Heimathlose geradezu in diejenigen Gemeinden zurückweisen, wo sie ehemals Toleranzscheine genossen hätten. Solch ein Vorschlag aber konnte wohl nicht mit Billigkeit geschehen; denn das hieß, man solle Hunderte von Vagabunden gewissen Gegenden zuweisen, wo ehemals ein Landvogt, ohne daß er die unterthänigen Gemeinden um Erlaubniß anfragte, geradezu, aus Mitleiden oder für Geld, Toleranzscheine gab, in der Gegend zu betteln. — Der Toleranzschein aber ist eine schlechte Urkunde für den wahren Aufenthaltsort der Landstreicher; denn sie halten sich herumziehend in der ganzen Schweiz auf, und der Toleranzschein des Herrn Landvogts war nur das erste Bettlerdiplom, an das sich nachher der Bettler nicht weiter hielt.

3) Konnte man sich nicht weiter helfen, so machten einige Kantone von Zeit zu Zeit Streifen und Jagen gegen die Landstreicher, und trieben sie über die Grenzen, das heißt, freundeidsgenössisch dem nächsten Nachbar zu. Dies Mittel half für acht oder vierzehn Tage; dann kamen andere Vagabunden, die von der Streife nichts wußten; es kamen auch Vertriebene zurück auf Umwegen. Die Leute mußten doch irgendwo leben und mit den Füßen auf der Erde stehen. So machte man sich Mühe und Kosten umsonst.

Entweder lassen sich diese fangen und herumschleppen, bis man sie wieder losläßt, oder sie verbergen sich vor ihren Verfolgern in die abgelegensten Wälder und Höhlen, und müssen am Ende, weil sie sich nicht zeigen dürfen, ohne mißhandelt zu werden, und weil sie nicht betteln dürfen, nothgezwungen stehlen, Einbrüche machen, einsame Höfe brandschatzen und auf Straßenraub ausgehen.

In vorigen Jahrhunderten hat man vielmals die Galgen mit solchen Unglücklichen gefüllt, nachdem sie durch obrigkeitliche Mißgriffe gezwungen waren, Verbrecher gegen die öffentliche Sicherheit zu werden. Dergleichen wird man doch heutiges Tages nicht wollen?

Da nun alle jene Mittel unzulänglich ge-

blieben sind, und längere Duldung des Uebels dasselbe von Jahr zu Jahr größer macht, so ist es Zeit, daß vom Grund aus geholfen werde.

Entweder muß man sich vereinigen, die Heimathlosen in der Schweiz zu behalten, aber nicht auf dem bisherigen Fuß, oder sie aus dem Lande schicken.

1) Will man und muß man die Heimathlosen in der Schweiz behalten: so werden sich die Regierungen aller Kantone einmal vereinigen müssen, daß jede derselben eine angemessene Zahl bei sich aufnehme und in ihrem Kanton eingrenze; fremden Zukömmlingen aber den Eingang in die Schweiz wehre, keinen Schlupfwinkel gestatte, und sie sogleich austreibe, wenn sie sich zeigen.

Ist darüber kein Konkordat aller unserer Staaten möglich, so sollten sich die, welche eines Sinnes sind, vereinigen, und ohne Schonung sämmtliche Heimathlose vertreiben durch Mittel der Strenge. Folge wird sein, die Landstreicher werden sich in den nicht beigetretenen Kantonen von selbst anhäufen, und da liebsten sein, wo die Polizei am blindesten lahmsten ist. Nur so wird endlich ein notl… diges und allgemeines Konkordat erzwungen Besten gesammter Eidsgenossenschaft und zu…

freiung des Volkes von seinen Lasten und Gefahren. Um solche Maasregel wirksamer zu machen, muß in Rücksicht der Landstreicher und ihrer Vergehen das Gesetz aller Orten militärischer und strenger sein, und nicht das gewöhnliche bürgerliche Gesetz bei Bestrafungen angewendet werden. Denn die Vagabunden wollen und sollen keinem bürgerlichen Gesetz unterthan sein; sie sind nicht Bürger, leben nicht bürgerlich, haben nicht Gefühl und Liebe bürgerlicher Ehre.

Wahrlich, es ist keinem Staat zu verargen, daß er bei sich Ordnung und Sicherheit herstellen will. Andere haben das Recht zur Klage verloren, weil sie sich der Einführung der Ordnung nicht thätiger annahmen. Man mag die strengern Maasregeln grausam nennen; aber wer zwingt dazu, als die, welche keine allgemein helfende Maasregeln wollen? — Den Bürger des Landes soll man zuerst schützen.

2) Will man und kann man die Heimath-
losen nicht in der Schweiz behalten: so muß
n sie in einen andern Welttheil
ken, wozu Mittel und Wege genug vorhan-
sind. Ich glaube allerdings, diese Leute,
man ihnen eigenthümliches Land gäbe,
en gute Kolonisten werden. Keine Gegend
ka's wäre vielleicht für sie tauglicher, als

das britische Kanada, welches noch sehr unbevölkert ist, und wo die englische Regierung täglich an Kolonisten Abgang spürt, weil viele derselben, besonders Franzosen, nach den nordamerikanischen Freistaaten auswandern. Es käme nur darauf an, mit England wegen des Transports und der Unterbringung dieser Leute, die doch keine Verbrecher, wohl aber starke, abgehärtete, jeder Witterung Trotz bietende Menschen sind, Uebereinkunft zu treffen. Menschenfreundlich, und aus eigenem Interesse, würde die ganze Schweiz gern und freiwillig zur Ausstattung dieser beklagenswürdigen Verlassenen beisteuern.

Aber wenn auch dies Mittel verachtet und als zu schwierig beseitigt werden sollte, oder nur gar nicht einmal, nach so vielen traurigen Vorfällen und nach so großen Beschwerden des Volks, mit Ernst als ein gemeineidsgenössisches Unternehmen zur Sprache gebracht werden sollte: so wird, was von Staats wegen vielleicht zu viel Hinderniß leidet, durch den vereinigten Vaterlandssinn und Muth so vieler fast in allen Kantonen befindlichen gemeinnützigen und wohlthätigen Gesellschaften von Partikularen bewerkstelligt werden können, und, wenn die hohen Regierungen nur einigermaßen den Absichten der Partikularen Hand zu bieten geneigt sind, mit

größerer Leichtigkeit, als man glauben sollte, ausgeführt werden.

Billig erwartet man zuvor eine endliche Entscheidung von Seiten der Tagsatzung, und mit Zuversicht darf man glauben, eine erfreuliche, da mehrere hohe Regierungen der Eidgenossenschaft, wie man weiß, den wichtigen Gegenstand mit dem ihm gebührenden Ernst behandeln.

Lied der Auswanderer nach Brasilien.

Ade, liebwerthes Vaterland,
Es muß geschieden sein!
Ade, ihr Bäche und ihr See'n,
Ade, ihr Thäler, Wälder, Höh'n,
Ade, lieb Schweizervolk!

Ade, du liebes Mutterland;
Wir hatten dich wohl lieb.
Du arme Mutter hast nur kaum
Für deine Kinder alle Raum;
Drum ziehen wir hinaus!

Wir ziehen über Land und Meer
Wohl in die neue Welt.

Wir ziehen nach Brasilia,
Der Gott der Väter wohnt auch da,
Wie zwischen Rhein und Aar.

Es hat uns vieles schwer gedrückt,
Wohl manches Ungemach;
Viel große Herr'n regieren klein,
Viel Kleine möchten Große sein,
Wie's denn nun halt so geht.

Zwar wird ein König unser Herr,
Doch gibt der König Brod!
Und Larifari, wie dem sei,
Auch Schweizer sind nicht alle frei
Im freien Schweizerland!

Ein König oder hoher Rath,
Das gibt die Freiheit nicht!
Nur wo man dem Gesetz sich beugt,
Und des Magnaten Willkühr schweigt,
Da ist die Freiheit, da!

Wir ziehen nach Amerika,
Johann, der König, ruft!
Er fordert Schweizertreu und Fleiß,
Und gibt uns Maniok und Reis,
Und Haus und Hof und Land!

Und sind wir alle angebaut
In Canto-Gallo's Flur,

Dann soll, bei Wein und Ananas,
Geschwungen sein das volle Glas
Auf aller Schweizer Wohl!

Denn Schweizerland ist Schweizerland,
Und bleibt uns doch gar lieb;
Und Schweizerblut ist Schweizerblut,
Vor allem andern brav und gut,
Und rollet treu und frei.

Lebt wohl, ihr Brüder allzumal,
Und Gott sei euer Schild!
Wenn fremder Fürsten Länderwuth,
Wenn schlauer Herren Uebermuth
Die Freiheit will bedroh'n;

Wenn sie zuletzt sollt' untergehn,
Und Herrschsucht nur bestehn,
Dann fahrt zu uns mit gutem Wind;
Denn wo die freien Schweizer sind,
Da ist die freie Schweiz!

So fahre wohl, du Mutterland,
Wir waren dir zu viel;
Ade, ihr Bäche und ihr See'n,
Ade, ihr Thäler, Wälder, Höh'n!
Ade, lieb Schweizervolk!

Ein Vorbild vaterländischen Bürgersinns.

Vorzeiten war einmal ein weiser und tugendhafter Mann, hieß Solon. In unsern Tagen hätte er verdient im großen Rath zu sitzen, wenn Weisheit und Tugend immer die rechten Eigenschaften dazu wären. Der König von Lydien spach zu ihm: Bin ich nicht der glücklichste Mensch unter der Sonne? — Er antwortete ganz ehrerbietig: Man muß keinen Menschen zu sehr preisen, bis man sein Ende kennt. — Er hatte Recht. Es ging dem König von Lydien zuletzt beinahe, wie in unsern Tagen dem weiland König Joachim von Neapolis und wie dem Kaiser Napoleon.

Glaubt mancher, wenn er ein kleines oder großes Aemtlein hat, oder Kriegsknechten befehlen kann, wie der Hauptmann von Kapernaum: nun sei er ein großer Mann und schaue Alles auf ihn in Europa, und nach dem Tode werde er unvergeßlichen Andenkens sein, wie Wilhelm Tell.

Mit nichten! Der große Mann stirbt; kräht kein Hahn danach; wird im Tode vergessen, wie man ihn seines Hochmuths willen im Leben belächelte.

Da war einst ein Schweizermann, in seiner

Jugend ein armer Knabe. Der brachte sich durch Fleiß und Redlichkeit zu großem Vermögen.

Es war einst ein Schweizermann, war als Knabe schlecht geschult. Der erwarb sich durch Nachdenken so viel nützliche Kenntnisse, also, daß er durch dieselben sogar gelehrten Männern große Dienste leistete.

Es war einst ein Schweizermann, der that seiner Vaterstadt auf allerlei Art großes Gutes, und ward durch Verbesserung des Erwerbs und des Rebbaues und zahlloser geheimen Unterstützungen ein unvergeßlicher Wohlthäter.

Es war einst ein Schweizermann, hießen ihn in der Schweiz Viele einen Jakobiner, Andere einen, der mit dem Teufel Bündnisse, oder keine Religion habe. Der war ein frommer, gottesfürchtiger Mann, vergalt nicht Böses mit Bösem; half im ganzen Schweizerlande, wo er konnte, zu vielem Guten, und rief zuerst zum Erbarmen für die versumpften Gegenden am Wallenstättersee auf.

Es war einst ein Schweizermann, der that nichts um der Ehre willen; darum ward ihm Ehre bei Hohen und Niedern, bei Königen und Fürsten, und er that nicht groß damit. Er lebte schlicht und einfach. Und erst sein Sterbebett war schöner, als der schönste Königsthron. Denn da sah ich den ehrwürdigen Greis mit der zufriedenen Miene eines Engels auf Gottes Wink hoffen; da

sah ich nicht bloß Weib und Kind weinen, sondern Fremdlinge kommen und schluchzen und knieen und die sterbende Hand küssen, die ihnen so viel wohlgethan.

Dieser Schweizer ist gewesen Vater Johann Rudolf Meyer, Bürger von Aarau. Er starb schon vor einigen Jahren, und ist nicht vergessen. Seine Werke leben noch; seine Tugenden leuchten noch in der Welt, wie die schöne Abendröthe eines langen Sommertages, wenn die Sonne untergegangen ist.

Und in diesen Tagen hat ein gelehrter Mann zum Besten der gesammten schweizerischen Jünglinge den Lebenslauf des tugendhaften Johann Rudolf Meyer von Aarau, als eines Vorbildes ächt-vaterländischen Bürgersinns, beschrieben. Ich habe das Büchlein nicht ohne Rührung lesen können. Hört, ihr Herren und Frauen, unsere Söhne können nicht alle Tellen und Winkelriede sein, und es wäre nicht gut, wenn sie es sein müßten; aber neue Meyer können allesammt werden. Und es wäre gut, wenn sie es allesammt würden. Darum sollte man ihnen die Lebensbeschreibung in die Hand geben, wie es Evers eben so treu und einfach beschrieben hat, als der tugendhafte Meyer selbst war.

Ich kann mich nicht enthalten, ein paar Stellen aus dem Büchlein hieher zu setzen, zum Bei-

spiel die, wo Meyers Wohlthätigkeit im Allgemeinen geschildert wird:

„Er hatte bei allem Sparen und Erwerben nicht sowohl das Geld im Auge, als das viele Gute, was dadurch zu bewirken ist. Je fester und tiefer er sich, so zu sagen, durch sein reiches Besitzthum in die Erde gewurzelt hatte, desto freier breitete sich sein Geist in mannigfaltigen Blüthen und Früchten gegen den Himmel aus. Er betrachtete, seinem Ausdrucke nach, alle Habe als ein „Darlehen Gottes, um es zum Wohl Anderer zu verwalten.“ Daß er vorzüglich seinen Aeltern ihre Sorge durch die reichlichste und zarteste Beihilfe zu vergelten suchte, bedarf keiner Erwähnung. Nicht leicht ging ein Matter ohne Erquickung, ein Gebeugter ohne Aufrichtung, ein Bedürftiger und Verlassener ohne Hilfe und Trost aus seinem Hause. Mehr als einem verwaiseten oder verwahrloseten Kinde nahm er den Bettelstab aus der Hand und ließ es auf seine Kosten anständig erziehen, bis es fähig wurde, sich redlicher Weise Brod zu verdienen. Mehr als ein Vater mit Weib und Kind, wie in der Stadt, so in den benachbarten Dörfern, deren Wohlstand aus Mangel an Unterstützung sank, erhob sich wieder an seinem Arm. Vielen in der Nähe und Ferne machte er Vorschüsse ohne Zinsen, ja oft ohne die Hauptschuld zurück zu fordern; Vielen gab er Arbeit, und am

bereitwilligsten in Zeitumständen, wo diese schwer zu finden war. Auch die zur Arbeit Unfähigen fanden wöchentlich ein freundliches Almosen für sich bereit. Doch unterstützte er die dürftige Kraft lieber als die Gebrechlichkeit, niemals aber nur halb und obenhin und bedenklich, sondern ganz und schleunig und der einmaligen Zusage unter allen Umständen unabwendbar treu. Konnte er die Wunden wegen ihrer Menge und Tiefe nicht heilen, so suchte er sie wenigstens zu lindern, und ließ z. B. den unglücklichen Unterwaldnern auf verschiedenen Wegen Frucht und Mehl, Kleidung und Geld reichlich zukommen. Und das alles that er so heimlich, als schämte er sich der schönsten seiner Tugenden. Dankbarkeit verrieth zuweilen die Werke seiner verschwiegenen Menschenliebe; andere erfuhr seine eigene Gattin erst nach seinem Tode. Er hatte das Bewußtsein von vielen, als das schönste Geheimniß seines Herzens, mit ins Grab genommen. Es sollte nicht vor den Augen der Menschen prangen, was vor das Auge des Allsehenden gehört."

Etwas über den Freimaurerorden.

Lieber, wohlerfahrner Botenmann!

Du hast mir schon über mancherlei den Verstand aufgeknöpft, und bist gewiß ein wohlerfahrner, wenn gleich auch manchmal späßiger Mann.

Ich habe etwas auf dem Herzen, und das muß ich dir sagen, und es geht noch Andern mehr, wie mir, mit den Freimaurern. Ich weiß nicht, was ich daraus machen soll? Wenn du es weißt, so sag es nur gerade heraus, denn das Ding mit den Freimaurern rumoret vielen Leuten in den Köpfen herum. Und es wäre so übel nicht, wenn du mein Gewissen und das von Andern beruhigen wolltest.

Du weißt, es sind da allerlei Herren, die werden Freimaurer; das heißt, sie kommen zusammen, und Niemand erfährt eben, was sie machen? Essen und trinken thun sie auch, wie andere Menschenkinder; aber mit Essen und Trinken, wenn man's hat, braucht man nicht geheim zu thun, wenn's auch Pasteten wären, so groß wie ein Saumfaß. — Also steckt etwas anderes dahinter.

Nun sagt mein Gevatter, Herr *** der Metzger — ich weiß nicht, ob du ihn kennst, er ist sonst ein braver und gescheidter Mann, und hat

einmal sollen Agent werden; er hat es aber nicht gewollt, weil er mit seiner ganzen Metzge der alten Ordnung zugethan gewesen ist. Er lieset viel Zeitungen, und weiß präzise, wo die Potentaten hinaus wollen, oder wo ihnen der Schuh drückt — er sagt, die Freimaurer haben bloß Staatsgeheimnisse, und wollten wieder eins revoluzen, und man könne das Ding nicht so mit ansehen.

Frau Bäsi *** aber sagt, die Freimaurer haben eine ganz neue Religion, oder wollen eine neue Bibel machen, und werben dazu an, und wenn sie zusammen kämen, thäten sie Geister zitiren thun, und vielleicht gar den Bösen, vor dem man sonst drei † † † zu machen pflegt.

Aber mein ältester Sohn sagt, das alles sei nicht wahr; er habe in einem Buche gelesen, daß die Freimaurer Gold machen, und darum thäten sie so geheim. Nun, das wollt' ich ihnen nicht übel nehmen; denn Gold ist doch immer eine gute Sache.

Andere Leute wieder sagen, die Freimaurer trieben in ihren Zusammenkünften unzüchtige und sittenlose Dinge. — Das ist wohl nur Verleumdung, denn ich kenne viele rechtschaffene und brave Herren, die auch Freimaurer sind.

Es ist jetzt ungefähr ein Jahr, da lag allhier ein armer ehrlicher Mann, der im langen Herrschaftsdienst gestanden, todeskrank und schwach

darnieder. Er war alt, hatte nichts zu beissen und zu brechen, keinen Batzen Geld, und war nicht aus hiesiger Stadt gebürtig, daher ihm aus hiesigen milden Stiftungen nichts zufloß. — So von allen Mitteln entblößt, lag er da, und empfahl seine Seele Gott — denn Menschen hatten ihn verlassen.

Nein, sie hatten ihn nicht verlassen. Eines Tages kömmt ein Herr aus der Stadt zu ihm, bringt ihm Geld, verschafft ihm alles was nöthig ist, Wohnung, Bett, Arznei; der alte Mann wußte nur nicht, woher es kam? — Und wie er gesund war, kam der Herr nicht wieder. Der alte Mann erfuhr aber nachher, die Freimaurer hätten sich seiner erbarmt. Er erzählte mir das selbst, und dankte seinen unbekannten Errettern mit Thränen und Gebet zu Gott, trotz dem, daß sie Freimaurer waren.

Diese Geschichte machte mir mancherlei Bedenken. Sind die Freimaurer keine rechte Christen, so wundert mich ihr christliches Thun. — Was soll unser einer davon denken?

Ich habe aber noch einen andern Gewissensskrupel. Meines Bruders Frauen älteste Schwestertochter hat etwas mit einem jungen Menschen, der seine Sache wohl versteht. Die Tochter hat ein Paar prächtige Augen, und könnte wohl manchen Andern damit schwindelig machen. Ich weiß

wie das geht. Und an Vermögen, Gott sei Dank, fehlt's ihr auch nicht. Da hat er um sie in allen Ehren angehalten — und ich bin denn auch zu Rath gezogen. Das ist eine eigene Sache! nicht die Heirath, so was macht sich; — aber der sein wollende Herr Liebste. Der ist, unter uns gesagt, auch Freimaurer. — Nun fragt sichs: was soll man thun? — Er ist ein braver Mann, hat Geld, lebt still, ist geschickt, geht fleißig in die Kirche, mag keinem Kinde ein Haar krümmen, will nichts von Politik wissen, hat ein feines Gärtlein vor dem Thor, hat rechtschaffene Aeltern, ist nie vor dem Richter gestanden, liebt das Mädel sterbenskrank — aber, denkt euch, er ist Freimaurer. — Sollen wir es nun darauf hin wagen, und ihm das liebe Maidli an den Hals werfen?

Sieh, lieber Botenmann, bedenk' es wohl, und gib mir durch dein Blatt Belehrung. Ich bin dein guter Freund,

Ein Freund des Guten.

Antwort des Schweizerboten.

Mein guter Freund und Freund des Guten!

Werft ihm das Maidli mit den prächtigen Augen an den Hals, und ich wette darauf, er läßt's nicht fallen, und dem Maidli wird's mit den prächtigen Augen nirgends wohler werden.

Und kehret euch nicht an das Geschwätz der Frau Basen, die hinter ihrem Hafen auf dem Feuerherd nichts als schwarzen Ruß sehen, und nicht an das Geschwätz der Herren Vetter Gevatter, die alles verdammen, was sie nicht mit der Laden-Elle messen, und mit Krämergewicht wiegen können. —

Ich versichere euch, daß der Mensch keine dümmere Eigenschaft hat, als — ohne Anzüglichkeit zu reden — die sogenannte Dummheit, das heißt, wenn man im Kopf eine Sparre zu wenig hat, will sagen, gesunden Mutterwitz, oder eine Sparre zu viel, will sagen, Aberglauben und Vorurtheil. Ihr merket wohl, mein guter Freud, ich falle mit der Thür in's Haus, und rede nicht durch die Blume.

Erst will ich euch sagen, was die Freimaurer nicht sind, und nachher sagen, was sie sind. Dann wißt ihr beides.

Es gibt Freimaurer in allen Ländern; sie sind angesehen in Frankreich und Preussen, ein dito in Oesterreich und Spanien, desgleichen in Rußland und Dänemark, und in England versteht's sich von selbst. Und also waren ihre Gesellschaften schon seit Jahrhunderten geachtet, und viele Prinzen und große Herren, ja König Friedrich der Große von Preussen, der jedem Faß bis auf den Boden schauen wollte, waren selbst Frei-

maurer. — So frag' ich denn euern Gevatter Metzger, nebst seiner ganzen Metzge, was er von den Staatsgeheimnissen der Freimaurer zu befürchten hat, wenn Prinzen, Könige und Kaiser nichts davon zu befürchten haben?

In den Freimaurer-Orden treten brüderlich zusammen fromme Herrenhuter und katholische Bischöfe, reformirte Pfarrer und Dekane, und sehen einander nicht auf Kleid noch auf Perüke oder Tonsur, sondern auf den Fleck, wo das gute Herz sitzen soll. — So frag' ich denn eure Frau Bäsi in Ehren: ob diese Herren aus mancherlei Ständen und Religionen wegen neuer Bibeln zusammenkommen? Ihr begreifet leicht, daß solche Leute nichts an der Religion ändern wollen; denn man hat seit Jahrhunderten nichts davon gehört, und vom Geisterbeschwören verstehen sie am wenigsten.

Nicht die Freimaurer, sondern die Schulmeister im Lande sind es, welche Geister zitiren. Darum sollen alle diejenigen, welche zu wenig Geist haben, fleißig in die Schule und Kinderlehre gehen, und etwas lernen, so bekommen sie Geist. Versteht ihr mich?

Und was nun anbetrifft die edle und gar nicht zu verachtende Kunst des Goldkochens, so wäre sie für uns, die wir nur einfältige, doch zuweilen recht wohlbeleibte Erdäpfelköche sind

sehr erwünscht, zumal in diesen argen und bösen Zeiten, wo das runde Geld ganz zur Welt hinausgelaufen zu sein scheint. Allein die Freimaurer verstehen das Goldkochen so schlecht, als wir andern; sonst würde manchen der enge Schuh nicht drücken, oder der enge Geldsäckel klemmen, und Kaiser und Könige, und der Großsultan selbst würden Freimaurer werden wollen, um des Geldes vollauf zu haben.

Jetzt hab' ich euch gesagt, was die Freimaurrr nicht sind. — Nun soll ich euch sagen: was sie sind? Das Ding ist schon etwas schwerer; aber man kann's wohl merken, und ich glaube, der alte, kranke Mann in eurer Stadt, dem sie so menschenfreundlich in der Noth halfen, hätte es am besten sagen können. Schlechte, sittenlose und unzüchtige Leute sind diejenigen eben nicht, die da zusammen kommen, und sich berathen und fragen: wo ist ein nothleidender Mensch, auf daß wir ihm helfen? denn wenn so etwas sittenlos ist, so wünsche ich Jedem solche Sitten, und die Welt würde wohl dabei bestehen, besser als bei der Frömmigkeit, die einander aus christlicher Liebe Hals und Bein brechen möchte.

Es sind einige hundert Jahre her, da sagten ein paar rechtschaffene Männer: „Der Tempel zu Jerusalem ist gebrochen, und kein Stein auf dem

andern geblieben. Lasset uns zusammentreten, die wir uns lieben und Gott den großen Baumeister der Welt in Demuth verehren, und lasset uns einen neuen Tempel zu seiner Verherrlichung erbauen. Wir wollen aber keinen sichtbaren bauen, sondern einen unsichtbaren. Das Fundament davon soll die Menschenliebe, und der oberste Gipfel die Gottesfurcht sein. Dieser Tempel muß sich von Abend gegen Morgen erstrecken durch alle Länder, wo man an Gott und Tugend glaubt. Wir wollen statt der Steine die Herzen verbinden, und statt des Kalks die brennenden Schmerzen der Noth löschen. Unser Winkelmaas ist der Glaube, und unser Richtscheit die Liebe, und unser Senkblei die Hoffnung."

So sprachen sie, und in allen Ländern der Welt traten einzelne Menschen zu dieser Gesellschaft und sprachen: „Wir wollen Maurer bei diesem Tempel sein!"

Und in ihren Zusammenkünften feiern sie, wie ein Geheimniß, mit schönen Sinnbildern diesen Tempelbau; da sind sich alle gleich, und ist kein Unterschied des Ranges unter ihnen, sondern in demuthsvoller Gleichheit stehen Prinzen und Handwerker beisammen, und nennen sich Brüder, wie sie in der Kirche Gott ihren Vater heißen.

Sie haben Zeichen unter einander verabredet,

die ein Geheimniß sind, an welchen sie sich erkennen, wo sie einander begegnen. Und wenn sie einander nie gesehen hätten, und fänden sich im fremdesten Lande zusammen, so erkennen sie sich beim ersten Händedruck, und sprechen: du bist mein Bruder.

Seht, mein guter Freund, mehr kann ich euch nicht sagen, weil das Uebrige zu wissen uns weder nützt noch schadet. Ein Freimaurer muß verschwiegen sein, heißt es, und darum vermuthlich gibt's keine Jungfer Freimaurerin und und keine Frau Base Freimaurerin. Denn die Weiberlein haben gar behende Zungen. Selah!

Macht euch deswegen kein Bedenken, und gebet dem braven Mann das Maidli mit den prächtigen Augen. Er wird seiner Braut dann auch etwas geben, woran sie erkennt, daß die Freimaurer artige Leute sind, und es mit der schönen Hälfte des menschlichen Geschlechts gar nicht verderben wollen. Punktum!

Der Sturm und der Damm.

Die durch den Krieg bewegte Welt ist einem großen Meere gleich, das vom Sturmwind geschlagen ward. Da fluthen die schäumenden Wogen her und hin,

und brechen im Kampf an einander, und fahren spritzend hoch weg über das Ufer, und ziehen sich zurück, um wieder über das jenseitige Ufer zu rauschen. Endlich hört der Sturmwind auf, und die Leute sagen: Gottlob, nun ist Frieden! Aber das in seinen tiefsten Tiefen erschütterte Meer tobt nicht minder noch lange fort, denn nun fangen die Grundwellen an aus der Tiefe nach oben zu gehen, wie vorher der Sturm von der Oberfläche des Wassers nach der Tiefe wirkte *). Die Wellen und Wogen schwanken noch lange von einem Ufer zum andern über, und es dauert lange, bis Alles wieder im neuen, festen Gleichgewicht ist.

Unser Schweizerland steht gleich einem Felsen in diesem Ozean. Aber die Wellen sind uns auch schon über den Kopf zusammengeschlagen. Selah! **)

Und von dem Erdreich, das an unserm Felsen lag, hatte die wilde Fluth manches Stück abgerissen ***). Eine andere Welle spült wohlthätig wieder neues Land an ****). Das geht so ab und zu.

Aber, ihr Herren, die Felsenberge sind es nicht, die uns retten; sondern die Kraft, der Verstand

---

*) Parteien und Faktionen.

**) Im Jahr 1798 und 1813.

***) Wallis, Biel, Veltlin u. s. w.

****) Genf, Bünden, Bisthum Basel u. s. w.

und die Herzhaftigkeit und die Eintracht der Leute muß es thun, die auf dem Felsen wohnen.

Es soll nicht Jeder einen kleinen Damm bauen um seine eigenen Grundstücke; sondern ringsum sollen Alle ein großes, gemeinschaftliches Werk thun zu Aller gemeinsamem Schutz. Und wenn die Unverständigen dagegen aus Eigennutz schreien, so heißet sie schweigen. Wir Schweizer sollen treulich mit einander heben und legen.

Und wollet ihr einen Damm bauen, sei er stark und fest, nicht aus Schilf und Rohr des Wankelmuths, des Hochmuths; nicht aus Schilf und Rohr, woraus sich Jeder wieder selbst Pfeifen schneiden möchte: sondern aus dem starken Eichenstamm des Volkswillens und der öffentlichen Zufriedenheit. Und thut ihr es nicht: so reißt die nächste Welle euern Damm wieder durch. Dann werden die, welche nur für sich selbst Pfeifen schneiden wollten, auf ihren Pfeifen Trauerlieder anstimmen. Selah.

Es haben viele Weise dies Wort gepredigt, aber es waren Stimmen in der Wüste.

Die Juden hatten Mosen und die Propheten, und glaubten ihnen, und wurden nicht frömmer und klüger.

Die Schweizer hatten Niklaus von der Flue und Johannes von Müller — aber — Selah!

Das
Goldmacher-Dorf.

1.

Wie der Oswald aus dem Krieg kommt, und was die Leute sagen.

An einem Sonntag Nachmittags saßen im Dorfe Goldenthal die jüngern Knaben unter der alten Linde und sangen, oder lachten, wenn Einer aus dem Wirthshause hervorstolperte, der zu tief in's Weinglas geschaut hatte. Die andern Bauern mit ihren Weibern saßen in den drei Wirthshäusern, und tranken und spielten, und jauchzten oder balgten, wie es denn nun so geht, wenn Wein und Bier wohlfeil sind.

Da kam ein großer, starker Mann in's Dorf. Er mochte in den Dreißigen sein, hatte einen grauen Rock an, einen langen Säbel an der Seite, auf dem Rücken einen Habersack. Er sah gar wild drein, denn er trug über der Stirn eine große Narbe und unter der Nase einen schwarzen Schnurrbart, daß alle Kinder davon liefen.

Aber einige alte Frauen, die er anredete, erkannten ihn sogleich, und schrien: „Ei, da ist ja Schulmeisters Oswald, der vor siebenzehn Jahren

unter die Soldaten ging. Nein, schaut auch, wie ist der gewachsen und groß geworden!“ — Und wie die Weiber so schrieen, kam Alt und Jung aus den Wirthshäusern und von der Linde herbeigelaufen, und bald war das ganze Dorf um den Oswald versammelt.

Oswald gab allen seinen ehemaligen Bekannten die Hand, war sehr freundlich mit Allen und sagte, er wolle nun wieder bei ihnen in Goldenthal wohnen, habe des Soldatenlebens satt, und sei froh, mit dem Leben davon gekommen zu sein. Nun wollte ihn Jeder in ein Wirthshaus ziehen, der Eine links, der Andere rechts: man müsse eins zum Willkommen trinken, er müsse von den Kriegsgeschichten erzählen. Oswald aber dankte ihnen und sprach: „Ich bin vom Wandern müde, und will ausruhen. Wer wohnt in meines verstorbenen Vaters Haus, und wer besorgt die Aecker desselben?“

Alsobald trat der Müller hervor und sagte: Ich habe den Weber Steffen hinein gethan und ihm Haus und Feld in Zins gegeben. Nun aber muß er ausziehen, da du wieder gekommen bist. Der Gemeindsrath hat mich zum Vogt gesetzt über dein Gütlein. Kannst ein paar Tage bei mir herbergen, bis Webers ausziehen und andere Wohnung haben. Da will ich dir auch Rechnung ablegen.“

Also ging der Müller mit seinem Gast zur Mühle und ließ ihm ein gutes Bett bereiten. Oswald hatte aber viel zu fragen nach dem und diesem, wie es seitdem im Dorfe ergangen sei; und der Müller und seine Frau hatten viel zu antworten. So plauderten sie bis Mitternacht in der Mühle. Und Oswald sah immer über den Tisch hinüber nach des Müllers zarter Tochter, die hieß Elsbeth. Und es war wohl der Mühe werth, ihr in die schwarzen Augen zu sehen, denn Elsbeth war schön. Elsbeth aber sah ihrerseits auch gern über den Tisch hinüber, denn Oswald war ein hübscher Mann, wenn man sich einmal an seinen erschrecklichen Schnurrbart gewöhnt hatte, und in seinen Geberden und Reden hatte er etwas Zierliches und Gefälliges, als wäre er ein Herr aus der Stadt gewesen. Darum scheute sie sich, mit ihm zu reden, und wenn er sie ansah, wußte sie nicht, wohin mit den Augen fliehen. Doch sagte sie ihm etwas vom Schnurrbart.

Und als er folgenden Morgens zum Frühstück kam, war unter seiner Nase der Schnurrbart schon verschwunden. Oswald hätte zeitlebens in der Mühle wohnen mögen; denn der Müller und seine Frau waren gute Leute, und der Elsbeth sah die Güte hell und klar aus den Augen. Aber nach acht Tagen schon konnte Oswald in das kleine

Haus seines Vaters einziehen und nach den Feldern sehen. Er hatte fünf Juchart Baumgarten mit Wiesen und fünf Juchart Ackerland; dazu kaufte er sich eine schöne Kuh aus den vom Vogt gesparten Zinsen.

Und weil das Haus alt und verfallen war, erhielt er Holz und Steine von der Gemeinde. Da ließ er Alles ausbessern, weißen und hobeln und waschen. Er selber mauerte, handlangte, fegte von Morgen bis in die Nacht, damit es schön werde und ihn doch nicht viel Geld koste. Im Herbst war sein kleines Haus das sauberste und schönste im ganzen Dorf, mitten in einem Garten am Bache. Und der Garten war so schön, wie einer in der Stadt. Er hatte sogar in die Wege zwischen den Beeten Sand und Grien getragen. Er hatte es gern, wenn Müllers Elsbeth zuweilen über den grün angestrichenen Hag in den Garten sah; sie hatte ihm auch Blumen beigesteuert, und versprach ihm zum Frühjahr noch mehr.

Die Leute zu Goldenthal wußten lange nicht, was aus dem Oswald machen? Er war so arm aus dem Kriege gekommen, als er hineingezogen war, das sahen sie wohl. Er hatte eine Kiste aus der Stadt bekommen mit Kleidern und Wäsche; sogar hatten Bücher darin gelegen. Das war sein Reichthum. Aber des Geldes wegen hatte die Kiste nicht schwer gewogen.

„Laßt ihn laufen!“ sagten die Einen: „Er ist ein armer Teufel, und ein dummer Teufel dazu, der im Kriege seine Sache nicht verstanden hat zu machen. Nicht einmal des Sonntags kann er in's Wirthshaus gehen und sein Glas trinken, geschweige einen Tanz zahlen. Dabei muß er arbeiten wie ein Pferd, von Sonnenaufgang bis in die finstere Nacht. Ein Glück für ihn, daß er vom Vater noch etwas geerbt hat, sonst läge er der Gemeinde zur Last.“

„Laßt ihn laufen!“ sagten die Andern: „Heldenthaten hat er nicht viel verrichtet, denn er weiß nichts zu erzählen. Und wer weiß, wo der Narr den Hieb über die Stirn geholt hat. Der ist froh, daß er kein Pulver mehr riechen muß.“

„Laßt ihn laufen!“ sagten wieder Andere, „er gibt nur Keinem ein gutes Wort, und meint, weil er Soldat gewesen, müsse man Respekt vor ihm haben. Wir wollen's ihm aber zeigen. Es ist ein hochmüthiger Bursche, der froh sein soll, wenn wir ihm keinen Tritt geben.“

„Laßt ihn laufen!“ sagten noch Andere: „Der hat im Kriege nichts Gutes gelernt. Er hat Bücher, die kein Mensch lesen kann, vielleicht der Pfarrer selber nicht. Und Zeichen und Karaktere stehen darin, daß es ein Graus ist. Was gilt's, der geht mit dem Teufel um, und kaun ihn beschwören.“

„Gott sei bei uns!“ riefen Andere: „Nichtig

ist es bei ihm nicht, das weiß man wohl. Er hat noch keinen Menschen in seine kleine Hinterstube gehen lassen, selbst Müllers nicht, die viel mit ihm zu thun haben. Da sieht der Wächter alle Nächte noch Licht brennen, was durch die Fensterladen schimmert. Die Stube hält er beständig verschlossen, und die Vorladen der Fenster sind auch bei hellem Tage nie auf."

So sprachen die Leute, und machten aus Oswald nicht viel.

2.

Was Oswald im Dorfe sieht.

Wenn sich auch die Leute nicht viel aus dem Oswald machten, war er doch sehr zuthunlich und mit Allen freundlich. Anfangs ging er rechts und links zu Jedem in's Haus und besuchte Einen um den Andern, fragte nach den Kindern, nach den Gütern, nach der Art, die Felder zu bestellen, und nach allen Umständen.

Vorzeiten war Goldenthal ein recht stattliches Dorf gewesen; zwar kein übergroßer Reichthum darin, doch Wohlhabenheit in allen Häusern. Nun aber, mit Ausnahme einiger reichen Bauern und der Wirthe, wie auch des Müllers, stand es überall schlecht. Das Elend schaute zu den Fenstern hinaus, und am Feuerherd kochte Schmalhans ungeschmalzte Suppen. Von hundert Haus-

haltungen schickten wohl zwanzig ihre Kinder zum Betteln aus; sechszig halfen sich kümmerlich im Druck von Schuldenlasten durch, und die andern waren zum Theil noch im Stand, die Gemeindssteuern ordentlich zu entrichten, und sich wohl aufrecht zu halten.

Man sah es den Häusern schon von aussen an, wie übel es drinnen sein mochte; man sah es an den zerfallenen Dächern, an den Mauern, von welchen der Kalk abgefallen war, an den zerbrochenen und mit Papier verklebten Fenstern. Kam man hinein, war Koth und Gestank, Tisch und Bank unsauber, der Spiegel, wenn noch einer war, seit Jahren von den Fliegen blind, der Fußboden voller Löcher, die Diele schwarz wie Erde vom verhärteten Unrath. In den Küchen befand sich wenig und schlechtes Geschirr, das nicht einmal rein gewaschen da stand. In den Gärten am Hause sah man keine Ordnung, keine Zierlichkeit, sondern etwas Gemüs ganz nachläßig hingepflanzt. Man schien froh zu sein, wenn man für Säue und Menschen nur Erdäpfel genug hatte. Vor den Häusern lagen Misthaufen, Ackergeräthe, Holz und was man sonst nicht unter Dach bringen konnte, bunt durcheinander. Männer und Weiber gingen in zerrissenen oder grob geflickten, besudelten Kleidern, Stroh und Federn in den struppigen, ungekämmten Haaren, Hände und Gesicht oft Tage

lang nicht gewaschen. Die kleinen Kinder blieben oft einen halben Tag in ihren Wiegen im Unflath liegen, oder waren sie größer, spielten sie halbnackt vor den Häusern im Kothe.

Kein Wunder, daß bei solcher bettlerischen Unreinlichkeit häufig Krankheiten entstanden. Man ging aber lieber zu einem alten Weibe, zum Scharfrichter, zu einem Harnbeschauer und Quacksalber, wenn er es nur wohlfeil machte, als zu einem erfahrnen und gelehrten Doktor. Wenn dann Mann oder Frau bettlägerig waren und nicht arbeiten konnten, ging es in der Wirthschaft den Krebsgang. Da mußte ein Stück Hausgeräth oder Vieh oder gar Land in der Noth verkauft, oder Geld gegen schweren Zins entliehen werden. Das dauerte dann, bis man mehr Schulden hatte, als man zahlen konnte; dann erfolgte die Vergantung und der Bettelstab.

Wenn Oswald da und dort guten Rath geben wollte, oder wenn er die Unhäuslichkeit und Unordnung tadelte, so bekam er mürrische Gesichter zum Dank. Die Einen sagten: Arme Leute können nicht Alles schön haben, sondern müssen es nehmen, wie es ist! — Andere sagten: Was geht es dich an? Steck du die Nase in deinen eigenen Dreck!

Bei den reichern Bauern sah es nun im Hause wohl etwas besser aus, und war mehr Hausgeräth

und Kleidung vorhanden. Aber doch fand man auch bei ihnen viel Unsauberkeit und Nachläßigkeit. Denn weil sie beständig und überall Bettelwirthschaften vor Augen hatten, so gewöhnten sie sich daran, und trieben es nicht viel anders. Die Woche durch waren sie schmierig und zerrissen; nur Sonntags prunkten sie hoffärtig einher. Dabei hörte man bei ihnen nichts, als Klage über die bösen Zeiten, über die Regierung und über die Leute im Dorf. Denn weil im Dorfe fast alle Haushaltungen in Schulden waren, so konnten die wenigsten zahlen. Und weil auch die Gemeinde selbst seit dem Kriege eine große Schuld von vielen tausend Gulden trug, kam das Zahlen der Zinsen, der Gemeindssteuern und Landesabgaben nur auf die Vermöglichern. Das machte sie mißvergnügt und zornig.

Ueberhaupt war in Goldenthal Einer wider den Andern, und beständig Streit und Zank. Keiner traute dem Andern; Jeder wußte dem Andern etwas Böses nachzusagen. Da war keine Treu und Glauben, sondern eitel Lug und Trug. Die Armen beneideten die Reichen; die Reichen drückten und plagten die Armen. Die Reichen trieben, wenn sie Geld ausborgten, schändlichen Wucher, und nahmen von armen Leuten, die in der Noth waren, ihre zwölf, zwanzig und mehr Prozent Zinsen, ohne daß sich darüber das christliche Gewissen

schämen und grämen wollte. Die Armen hinwieder rächten sich, wie Schelmen es machen; sie beschädigten der Reichen Bäume und Pflanzungen heimlich, stahlen ihnen Gemüs' und Obst, Tauben und Holz und Hühner, und was sonst zugänglich oder leicht nehmbar war. Man konnte sich auf kein Wort, auf keinen Eid mehr verlassen. Selbst zwischen Eheleuten war eitel Haß und Gezänk. Das sahen die Kinder alle Tage, und lernten nichts Besseres.

Trotz der sichtbaren Verarmung der Gemeinde, und wiewohl Jeder über Regierung, Obrigkeit und schlechte Zeiten klagte, und kein Geld hatte, wenn er das Nothwendige zahlen sollte, thaten die Leute doch insgesammt groß. Das Arbeiten ließ man sich nicht allzusauer werden. Die Vermöglichen, wenn sie später auf's Feld gingen oder früher Feierabend machten, sprachen bei sich: „Gottlob, wir können's wohl so haben!" Und die Armen und Taglöhner, wenn sie bei der Arbeit die Hände hängen liessen und umhergafften, sprachen: „Nun, unsereins ist auch kein Vieh! Man muß auch geruht haben."

Wenn aber der Samstag-Abend kam oder der Sonntag, hatte Jeder Geld, um sich im Wirthshaus bei Wein, Bier und Branntewein gütlich zu thun. Da hieß es: „Herr Wirth, noch eine Halbe! Juchhei, Karten her!" — Da ward der

Wochenverdienst durch die Gurgel gejagt, oft mehr noch. Man spielte. Der Eine verlor sein Geld, der Andere versoff oder vertanzte den Gewinnst. Zwischenein in der Woche ward auch das Wirthshaus nicht ganz vergessen. Die Leute hatten die Kehle nicht gern trocken. Unterdessen hatten die Weiber und Kinder kaum satt zu essen. War aber Geld im Hause, wenn auch nur wenig, da mußte Kaffee her und mußte geküchelt werden. Dann hieß es: „Lieber Gott, es kommt an unsereins selten. Man lebt das ganze Jahr schlecht. Man will doch auch einmal seinen guten Tag haben. Was hat man sonst vom Leben?"

An Feiertagen fehlte es nicht, und die wollte man doch gefeiert haben. War im benachbarten Städtlein Jahrmarkt, so mußte man doch auch hin und sehen, wie es in den Wirthshäusern der Stadt sei, und hören, was es Neues in der Welt gäbe. Dann fehlte es ausserdem nicht an allerlei Gängen und Läufen, Prozeßhändeln und Schritten vor Richter und Obrigkeit. Das brachte viel Versäumniß und Ausgaben, wenig Gewinn und Vortheil. Folglich nahm in allen Häusern das Vermögen eher ab, als zu. Und darum fluchte Einer wie der Andere über schlechte Zeiten, über die Regierung und über die Leute im Dorfe.

3.

Was der verständige Müller erzählt.

Als Oswald in seinem Dorfe so viel Laster und Sünden sah, ist ihm vor Zorn das Herz geschwollen. Er ging in die Mühle, wie er allemal that, wenn er voll Unmuths war. Und wenn ihn da die holdselige Elsbeth anlächelte, verschwand sein Verdruß, wie eine Nebelwolke an der Stirn des Berges vor dem Glanz der Sonne.

Oswald sprach zum Müller: „Nein, wie sind doch die Leute so gottlos und die Hütten so voll Jammer! Das ist vor Zeiten nicht gewesen. Da war der Fleiß auf den Feldern, die Zierlichkeit im Dorfe, die Eintracht in den Häusern und der Reichthum in den Scheuern. Da wurden die Bauern hochgeehrt von den Städtern, und man nannte sie auch wohl die Herren Goldenthaler. Nun ist Alles umgekehrt, und die Armuth sitzt neben der Bosheit unter den Dächern. Wie hat der Krieg so viel Uebels angerichtet!“

Der Müller antwortete und sprach: „Unser Dorf hat vom Kriege viel gelitten, gleichwie andere Dörfer und Städte. Es lagerten sich fremde Truppen bei uns ein und verzehrten unsere Vorräthe; wir mußten den Kriegsleuten dienen und liefern, was sie wollten; wir mußten der Obrigkeit Zins und Steuern zahlen; wir hatten schlech

ten Verdienst, denn Handel und Wandel standen still, alles Gewerb ward Verderb, und schlechte Jahre und Witterungen kamen dazu, daß das Gras auf den Feldern, das Getreide auf den Aeckern, das Obst an den Bäumen und die Traube an den Reben umkam. Aber unser Unglück stammt nicht von Krieg und Theurung her. Denn andere Städte und Dörfer haben gelitten, wie wir, und fangen doch wieder an heiter aufzuschauen. Aber in unserm Dörflein wird es alle Tage schlimmer. Andere Städte und Dörfer waren in Trübsal und Armuth untergesunken, wie wir: doch heben sie sich wieder daraus mit Gottes Hilfe hervor. Aber, dem Himmel sei's geklagt, wir gehen nun darin unter."

„Das wolle Gott verhüten!" rief Oswald: „Woher kommt es?"

Der Müller antwortete: „Das kommt daher: die Andern strengen ihre Kräfte an und schwimmen an das Ufer; wir aber überlassen uns dem Spiel der Unglückswogen, und unsere Rettung dem Zufall. Ja diejenigen, die uns helfen könnten, ziehen uns noch tiefer in den Wasserstrudel hinein."

„Wer sind die?"

„Ich will es dir wohl im Vertrauen und unter vier Augen offenbaren!" sagte der Müller. „Wenn es mit einer Gemeinde den Krebsgang

geht, so kannst du dich darauf verlassen, hat sie schlechte Obrigkeiten. Und das ist bei uns der Fall. Unsere Ortsvorgesetzten sind entweder eigennützige Menschen, oder einfältige, schwache Leute. Zwei von ihnen haben eigene Wirthshäuser, und der Schwiegersohn des dritten hat auch ein Trinkhaus. Da ist es ihnen eben recht, wenn die Leute lieber bei ihnen hinterm Tisch, als bei der Arbeit sind. Wird die Gemeinde versammelt, so ist es bald in diesem, bald im andern Wirthshaus, und da muß am Ende eins getrunken werden. Haben die Durstigen kein Geld, so wird ihnen geborgt. Können sie nicht zahlen, so kauft man ihnen ein wohlgelegenes Stück Land um das andere ab, oder nimmt es für die Schuld an; oder was die Leute haben, wird öffentlich versteigert. Dann sind die Bettler fertig. Daher kommt nach und nach alles liegende Gut in die Hand einzelner reichen Leute. Wer Geld leihen will, geht zu ihnen, und bekommt um doppelten und dreifachen Zins. So werden die Bedürftigen durch unchristlichen Wucher desto schneller zu Grunde gerichtet."

„Ei, warum borgen die, welche Geld brauchen, nicht lieber das Geld an andern Orten oder in der Stadt bei rechtschaffenen Leuten?" rief Oswald.

„Weil man unserer Gemeinde an andern Orten keinen Kreuzer mehr anvertraut!" erwiederte

der Müller. „Denn weil die Gemeindsvorgesetzten bisher die Geldaufbruchscheine für Bedürftige auf die liederlichste und leichtsinnigste Weise ausgestellt haben, sind die, welche Geld darauf liehen, hintennach darum halb oder ganz betrogen worden. So haben wir durch die Nachlässigkeit der Vorsteher allen Kredit verloren und alle Hoffnung auf fremde Hilfe. Weil uns Niemand in der Stadt mehr borgen will, so schimpfen und fluchen unsere Leute tagtäglich auf die Städter und drohen mit Mord und Brand. Widerführe einmal der Stadt ein Unglück, so würde das die größte Freude unsers Lumpengesindels sein, obgleich wir von der Stadt noch viel Verdienst und Almosen haben."

„Das ist abscheulich!" schrie Oswald: „Aber wir haben ja noch ein ordentliches Gemeingut."

„Ja, das Gemeingut ist auch verschuldet und wird nur von den Reichen benutzt!" antwortete der Müller: „Denn wenn die Vorgesetzten ein Geschäft abthun, einen Umgang an den Marchen und Grenzen halten, eine Holzanweisung machen, oder sonst etwas Extra verrichten, so wird auf Kosten der Gemeinde geschmauset und gezecht. Damit geht das Vermögen der Gemeinde durch die Gurgel der Vorsteher. Jeden Gang wollen sie bezahlt haben. Dazu kommt, daß, weil die Reichen Kühe halten können und die Armen keine,

so benutzen sie den Weidgang im Walde und auf den Allmenden allein für sich, und die Armen haben keinen Vortheil von den Gemeindsgütern."

„Wenn du das alles weißt, Müller, warum sagst du das nicht der ganzen Gemeinde und öffnest ihr die Augen?" fragte Oswald zornig.

„Weil es nichts hilft!" erwiederte der Müller: „Denn weil die Meisten im Dorfe bei den Reichen verschuldet sind, so thun die Reichen, was sie wollen, und es darf ihnen Keiner widersprechen. Und wenn unsereins gegen Mißbräuche den Mund aufthun will, so toben und lärmen die Lumpenkerle alle, daß man seines Lebens kaum sicher ist. Das wissen die Vorgesetzten und die Reichen wohl. Die betrachten die verlumpten Leute wie ihre Hunde, welche sie nach Belieben gegen Jeden loslassen können, der ihnen in die Queer kommt."

„Das ist entsetzlich!" schrie Oswald: „Wenn denn die Menschen keinen Verstand haben, so sollten sie doch ein Gewissen und Gottesfurcht haben."

„Ja, sie sollten wohl," sagte der Müller, „aber woher nehmen? Unser Herr Pfarrer ist ein alter Herr, der für seine Pfründe und Bequemlichkeit sorgt, immer vom Glauben predigt, von Himmel und Hölle, und seine Kirchengeschäfte verrichtet, wie ein Anderer sein Tagwerk, und, hat

er es gethan, sich um Anderes nicht bekümmert. Was man thun müsse, worin die Sünden bestehen oder wie man sie vermeiden müsse, worin die christlichen Tugenden bestehen, und wie man sie erlangen und ausüben müsse — das lehrt er uns nicht. Er geht Jahre lang in keines Bauern Haus, als im Nothfall, wo er gerufen wird. Folglich ist er kein wahrer Rathgeber, kein wahrer Tröster, und kennt den Zustand der Familien lange nicht genug, um auch im häuslichen Leben auf ihre Frömmigkeit und Besserung hin zu arbeiten. Die Leute gehen aus Gewohnheit in die Kirche, der Pfarrer predigt aus Gewohnheit, und mit dem Schritt aus der Kirche bleibt es bei den gewohnten Lastern und Liederlichkeiten. Und weil die Menschen von innen in ihrem Herzen nicht besser werden, wird es auch von aussen nicht besser. Und wie die Alten, so die Jungen."

„Was? Taugt der Schulmeister auch nichts?" fragte Oswald.

Der Müller sagte: „Seit dein Vater gestorben ist, der ein gottesfürchtiger, verständiger Mann war, geht es mit der Schule schlecht. Die Knaben und Mädchen lernen zur Noth Lesen, Schreiben und Rechnen, auch wohl ein Gebet. Aber von ihren Aeltern daheim lernen sie, was sie sehen, nämlich Lug und Trug, Schwören und Fluchen, Unzucht und Heuchelei, Raufen und Bal-

gen, Betteln und Stehlen, Spielen und Saufen, Müßiggang und Muthwillen, Hader und Neid, Verleumden und Lästern."

Als Oswald diese Dinge vom Müller hörte, schüttelte er den Kopf und ging in seiner Seele betrübt von dannen.

4.

Wie der Oswald erschrecklich thut, und es ihm nichts hilft.

An einem Sonntage nach der Predigt wurde die ganze Gemeinde versammelt; denn es war guter Rath theuer, woher Geld nehmen, weil im Lande eine ausserordentliche Steuer ausgeschrieben, und noch der Gemeinde eine Schuld aufgekündet war, die bisher nicht gehörig verzinset worden. Und das Dorf kam nach alter Uebung unter der großen Linde auf dem Platze zusammen. Die Vorsteher waren im Kreise der Bürgerschaft, und ausser dem Kreise standen die Weiber, Töchter und Kinder, zu hören, was vorgehe.

Oswald war auch dahin gegangen, und hatte sich vorgenommen, seinen Mitbürgern über ihren traurigen Zustand die Augen zu öffnen. Daher, als die Vorgesetzten ihre Anträge gemacht und ihre Reden geendet hatten, stieg Oswald auf einen Stein, der mitten im Wege lag. Da ward er von Jedermann gesehen. Also hob er an zu reden:

„Liebe Mitbürger! Ich bin vorzeiten als ein Knabe von euch gegangen in den Krieg, und bin als Mann wieder zurückgekommen. Aber wie ich in unser Dorf kam, habe ich es kaum wieder gekannt, und mir ist in Wehmuth das Herz gebrochen, als ich sah, wie Alles verändert worden ist. Denn vorzeiten hieß unser Dorf mit Recht Goldenthal, weil es ein goldenes Thal war, worin Gottes reicher Segen wohnte, mehr denn anderswo. Es waren bei uns die meisten Leute wohlhabend, nur wenige arm, und Bettler gar keine. Damals pflegte man uns, wegen unsers Wohlstandes, auch noch im ganzen Lande die Herren Goldenthaler zu heißen. Denn wir gingen nicht in zerrissenen Kleidern, wie Bettler, sondern stattlich einher, in sauberm, doch einfachem Gewand, und hatten nicht nur im Hause zur Nothdurft, sondern auch einen Gulden darüber hinaus. Damals hatte die Gemeinde keine Schulden zu verzinsen, sondern sie bezog sogar von andern Orten Zinsen für ausgeliehene Kapitalien, die wir erspart hatten. Damals war alles Land wohlgedüngt und angebaut, denn Jeder hatte seine Kuh und sein Roß im Stall, und auch wohl Geißen und Schafe oder ein paar Schweine daneben. Damals glich unser Dorf schon von aussen einem zierlichen Marktflecken. Die Häuser standen schön und nett von

innen wie von aussen, daß sich kein Herr aus der Stadt hätte schämen dürfen, darin zu wohnen. Haus- und Küchengeräth verkündeten, man sei wohl versorgt, und die Fenster glänzten wie Spiegel. Wenige Leute hatten Schulden, und wer sie hatte, dem war nicht bange, wie er sie zahlen müsse. Damals bekam ein Goldenthaler ohne Handschrift und Unterpfand aus der Stadt auf sein ehrliches Wort hundert und mehr Gulden geborgt. Damals war für Goldenthal noch eine goldene Zeit!"

Wie Oswald so redete, nickten ihm Alle freundlichen Beifall, und Einige sagten: „Der Oswald hat wohl Recht!"

Er aber redete weiter und sprach: „Nun ist es nicht mehr so. Man sollte unser Dorf nicht mehr Goldenthal nennen, sondern Koth- und Dreck-, Dornen- und Distelthal. Von unsern Aeckern ist meistens der Segen verschwunden; denn die Einen von uns haben zu viel Land, die Andern gar keines; die Uebrigen können es nicht in Ordnung anbauen und benutzen. Die Bettelei ist von Vielen nicht mehr für Schmach gehalten, sondern für einen ordentlichen Beruf und Erwerb angesehen. Die meisten Haushaltungen sind verschuldet, und eine um die andere sieht den Tag vor, da ihr Alles versteigert und sie ausgetrieben werden muß. Die Schuldenboten verlassen unser Dorf nie. Mit den

benachbarten Orten haben wir Zank und Prozeß, und unter uns selber Feindschaft und Parteien. Wir haben noch den alten Hochmuth, aber nicht mehr das alte Geld, auf den Straßen Koth und in den Häusern Unflath und Gestank, den meisten Unflath aber im Herzen. Denn hier versteht sich fast Jedermann besser auf's Saufen, als auf's Arbeiten; besser auf's Prellen und Stehlen, als auf's Geben; besser auf Hinterlist, als auf Wahrheit. Wenn das so fortgeht, müssen wir in Elend und Schande Alle untergehen. Schon haben wir zu Stadt und Land keinen Kredit mehr, und wenn man Jemand einen Lump heißen will, so sagt man: er ist ein Goldenthaler!"

Bei diesen Worten des Oswalds erhob sich ein großes Gemurmel und Dräuen im Volk, und Jeder sah den Oswald mit finstern Blicken an, also, daß des Müllers Elsbeth in große Furcht gerieth. Denn sie stand auf einer Bank am Hause und verwandte kein Auge vom Oswald, der ihr von Herzen lieb war.

Oswald ließ sich jedoch von dem Gemurre und Gesurre nicht schrecken, sondern fuhr also fort:

„Liebe Mitbürger, wenn noch ein Tropfen redlichen und frommen Blutes in euern Adern wallt, so schlaget Hand in Hand und sprechet: es soll und muß anders werden! Woher kommt unser Verderben? Da sind eure Ländereien in die Wein-

und Bierfässer gefallen, und eure Kühe von den Spielkarten erschlagen. Da habt ihr das Sparen verlernt und das Arbeiten vergessen. Armuth macht Diebsmuth, und Müßiggang ist des Teufels Ruhebank. Das Geld eurer Väter ist verzehrt, und ihre Sonntagsröcke traget ihr mit Löchern in den Aermeln. Habet ihr ein paar Kreuzer im Sack, trinket ihr lustig, und Weib und Kind daheim hungern. Was soll daraus werden? — Ich frage die Vorgesetzten: Wo ist das Vermögen der Gemeinde, und wie habt ihr hausgehalten mit der Hinterlassenschaft unserer Vorfahren? Warum leget ihr keine treue Rechnung ab, und gebet nicht aufrichtigen Rath, wie zu helfen sei? Warum schmauset ihr lieber auf Gemeindsunkosten, statt der Gemeinde Gut zu sparen? Warum verschliesset ihr nicht die Wirthshäuser, und öffnet dafür Abzugsgraben für das Wasser im versumpften Gemeindswald, oder bessert unsere halsbrechenden Dorfwege aus? Warum machet ihr's den Leuten so leicht, wenn sie Geld borgen wollen, und machet es ihnen so schwer, wenn sie sich vor dem Bettelstab retten möchten?"

Wie Oswald so redete, schrieen einige der Vorgesetzten: „Schweig, oder wir schicken dich bei Wasser und Brod in den Thurm, achtundvierzig Stunden lang!" — Und die ganze Gemeinde brüllte: „Schweig! Schweig!"

Aber Oswald erwiederte: „Ihr habt Macht, mich in den Thurm zu werfen; aber ich habe Macht, euch vor die hohe Landesregierung zu rufen. Wenn ich da eure Wirthschaft aufdecke, wird euch übler zu Muth sein, als mir bei Wasser und Brod ist. Ihr Alle aber, Mitbürger, beweiset mir, daß ich falsch rede oder lästere. Fraget eure Gewissen, ob ihr reicher oder ärmer geworden seid; ob Treu und Glauben noch unter uns herrschen, oder hartherziger Eigennutz, Wucher, Liederlichkeit, Hinterlist, Tücke, Meineid und falsches Wesen? Und wenn euer Gewissen keine Zunge hat, so schauet eure zerfallenen Häuser und Ställe, eure verwilderten Felder und Gärten, eure leeren Geldbeutel und Truhen, eure zerrissenen Kleider und Hemden an: die sind meine Zeugen wider euch. Schauet eure verwahrloseten Kinder an, sie sind meine Zeugen wider euch. Ihr habet mehr Sorgfalt für eure Kühe, Säue und Ziegen, als für eure Kinder; und Kühe, Säue und Ziegen sind euch nicht so lieb, als euch Schwelgerei und Spiel, Fraß und Sauf sind."

Oswald wollte noch mehr sagen; aber sie stießen ihn mit mörderlichem Gebrüll vom Stein, und liessen ihn nicht mehr reden. Einige wollten Hand an ihn legen; aber er ergriff sie mit gewaltiger Faust und schleuderte sie gegen die Andern, daß sie mit den Köpfen zusammenschlugen. Er

nahm einen gewaltigen Stecken, und drohte, den Ersten zu Boden zu schlagen, der sich ihm nähern würde. Das Geschrei gegen ihn ward immer lauter und wilder. Einige hoben Steine auf. Oswald ging beherzt, mit geschwungenem Prügel, gegen den dicken Haufen, und mitten durch denselben nach Hause. Aber die Steine und Flüche des Volks flogen ihm weit nach. Er kam mit blutigem Gesicht nach Hause. Er wusch sich aber, verband seine verwundete Stirn und war ruhig.

Da kam, blaß wie der Tod, mit verweinten Augen Elsbeth, und fragte: „Oswald, wie geht's Dir?“ Und sie konnte vor Wehmuth nichts mehr sagen, und er tröstete sie und drückte sie gerührt an sein Herz.

5.

Wie Oswald von seinen Feinden verfolgt wird, und was er dagegen thut.

Oswald hatte seit dem Tage, da er an der Gemeinde geredet, eitel Verdruß und Noth. Böse Buben warfen ihm Nachts die Fenster mit Steinen ein. In einer andern Nacht hatten sie ihm sechs lange Obstbäume abgebrochen, die er im Garten gepflanzt hatte. In einer andern Nacht hatten sie ihm den Salat von den Beeten gestohlen.

Als er zu den Vorgesetzten ging und Klage führte, lachten sie höhnisch und sprachen: „Du

hättest wohl mehr Strafe verdient, wenn wir mit Dir nach aller Strenge verfahren wollten. Packe Dich von hinnen, Du Lästermaul!"

Oswald sagte: „Wenn Ihr mir gegen Bösewichte weder Recht noch Schutz verleihen wollet, so machet in der Gemeinde bekannt, daß ich mich selber zu beschirmen wissen werde, und sich Jeder vor Schaden hüten solle."

Die Feinde aber fuhren fort, ihn zu plagen, doch nicht ohne ihren Schaden und Schrecken. Denn als er eines Abends in der Mühle war und sie es wußten, und sich in seinen Garten schlichen, um ihm Alles zu zerstören, geschahen plötzlich aus dem Fenster seines Hauses zwei Schüsse. Da liefen sie mit Entsetzen davon und meinten, er müsse den bösen Geist im Hause zum Wächter haben. Denn während sie noch liefen, begegnete ihnen Oswald, der von der Mühle kam; und er packte einen von ihnen und sprach mit donnernder Stimme: „Warum habet Ihr, wie Diebe, in meinen Garten einbrechen wollen?" Doch that er ihnen nichts zu leide. — Ein andermal, da schlechte Kerle ihm einen Possen spielten, und nach Mitternacht, vom Wein erhitzt, über den Hag stiegen, der sein kleines Gut umfing, wurden sie an den Füßen blutig verwundet, daß sie vor Schmerzen laut aufschrieeen und kaum über den Hag zurück konnten.

Diese und andere Geschichten verbreiteten im Dorfe große Furcht, und es wagte sich Keiner mehr des Nachts in die Gegend von Oswalds Haus.

Er aber blieb freundlich gegen Jedermann, wie zuvor, gab dem Einen guten Rath, dem Andern in der Noth ein Stück Geld. Doch that ihm der elende Zustand der Gemeinde leid, und er begab sich eines Tages zum Pfarrer und klagte es.

Der Pfarrer sprach: „Ich bin Pfarrer, und habe hier nichts zu befehlen, und kann mich in eure Händel nicht mischen. Alles Unglück dieses Dorfes kommt daher, daß die Leute im Schlamm und Unflath der Sünden untergehen. Sie fragen dem Worte Gottes nicht nach, und verkürzen aller Orten das Einkommen meiner Pfründe. Es wird aber ein schweres Zorngericht des Herrn über sie kommen, und die Langmuth des Himmels nicht länger ihren Sünden nachschauen.“

Oswald sagte: „Herr Pfarrer, mit Erlaubniß, Ihr könntet doch, wenn Ihr wolltet, Vieles zur Rettung dieser Gemeinde thun. Denn das Herz dieser Menschen ist verwildert, weil ihr Verstand verfinstert ist. Wenn Ihr Euch der Schule annehmen und die Jugend in guten Sitten und im christlichen Lebenswandel unterrichten wolltet, daß sie die Tugend lieben und das Laster scheuen lernte:

es würden die guten Früchte der Besserung nicht ausbleiben."

Der Pfarrer antwortete: „Dafür ist der Schulmeister, und nicht der Pfarrer. Ich habe bei der Menge meiner wichtigen Amtsgeschäfte keine Zeit dazu übrig. Die Gemeinde selbst ist Schuld, daß sie keinen rechten Schulmeister haben kann, weil sie ihn schlecht besoldet."

Oswald sagte: „Wohlehrwürdiger Herr Pfarrer, ein guter Hirt, der seine Heerde wohl weidet, bekümmert sich auch um jedes Einzelne in derselben. Die Leute sind unwissend, und verderben oft bloß aus Unverstand, weil sie nicht wissen, wie sich helfen und einrichten. Wenn Ihr nun bald zu dieser, bald zu jener Haushaltung in müßigen Stunden ginget, und sähet die Unvernunft der armen Leute, die oft nur zu Grunde gehen, weil sie sich nicht recht zu rathen wissen; — sähet, wie die armen Menschen sich nach und nach an ihr Verderben gewöhnen, bis sie von Haus und Hof getrieben werden; — sähet, wie die Kinder, erbärmlich verwahrloset, unmöglich besser werden können, weil sie nur das Schlechteste auf der Welt hören und sehen; — o Herr Pfarrer, wenn Ihr nur einmal —"

Der Pfarrer unterbrach den Oswald in seiner Rede und schrie: „Was ficht euch an? Wol-

let Ihr dem Pfarrer gute Lehren geben und Unterricht, was er als Pfarrer zu thun habe? Hebet Euch weg von mir mit Euern Versuchungen. Ich bin ein geistlicher Hirt, der für die armen Seelen sorgt, und bete täglich für sie. Aber Ihr wollt mich, glaub' ich, zum Säutreiber machen!"

Als der Herr Pfarrer so zornig sprach, ging Oswald von dannen, und sein Herz war sehr betrübt. Aber er konnte doch nicht ruhen, nnd dachte: es muß und soll geholfen werden, und Gott wird mir beistehen.

Und er legte Feierkleider an, nahm den Stab und wanderte in die Hauptstadt des Landes. Da ging er umher zu den obersten Staatsbeamten, von Haus zu Haus, sein schweres Anliegen vorzubringen. Aber der eine von den Herren hatte ein großes Gastmahl, und konnte ihn nicht hören; der andere war spazieren gefahren, und konnte ihn nicht hören; der dritte saß eben beim Spieltisch mit den Karten in der Hand, und konnte ihn nicht hören; der vierte zählte die eben eingegangenen Zinsen, und konnte ihn nicht hören; der fünfte führte ein junges Frauenzimmer zum Tanzhaus, und konnte ihn nicht hören. Endlich kam er zum letzten, der hörte ihn an. Es war ein steinalter Mann mit einer weißen Haarbeutelperücke. Vor diesem schüttete Oswald sein Herz aus, sprach vom Elend seines Dorfes, von der Schlechtigkeit

der Vorgesetzten, von der Gleichgültigkeit des Pfarrers, von der Unwissenheit des Schulmeisters.

Darauf antwortete der alte Herr in der Haarbeutelperüke ganz freundlich und sprach zu ihm: „Du Flegel, der du geistliche und weltliche Obrigkeit verlästerst, pake dich und räsonnire nicht weiter, oder ich lasse dich in's Zuchthaus bringen. Euer Herr Pfarrer ist ein vortrefflicher Mann, denn er ist mein eigener Vetter."

Mit diesem Bescheid verließ Oswald die Hauptstadt. Als er wieder ausser dem Stadtthor in die freie Luft kam, brach ihm das Herz, und er weinte laut.

6.

Der neuerwählte Schulmeister.

Als er aber Nachmittags in das Dorf zurückkam, ließ er keinem Menschen wissen, warum er in die Hauptstadt des Landes gereiset, und wie es ihm da ergangen sei. Vielmehr stellte er sich wohlvergnügt und redete Jedermann freundlich an, selbst seinen ärgsten Freund, den Löwenwirth Brenzel, welcher im Dorfe der reichste Mann und im Gemeinderath der Vornehmste war. Der stand breitbeinig vor der Hausthür, die Kappe schief auf dem Ohr, die Hände über den Bauch gefaltet, und schaute gar gebieterisch rechts und links.

„Guten Abend, Herr Gemeindsrath!" rief ihm Oswald zu: „Habt Ihr schon Feierabend?"

Brenzel nickte vornehm mit dem Kopfe und sprach, ohne den Oswald anzusehen: „Ich verdiene meinen Taglohn, wenn ich mit der Hundspeitsche daheim bleibe und die Bettler von meinem Hause treibe."

Wie Oswald diese unchristliche Rede von einem Vorsteher der Gemeinde hörte, welcher ein Vater der Armen, der Wittwen und Waisen sein sollte, lief es ihm heiß und kalt über die Haut, und er verdoppelte seine Schritte, um davon zu kommen. Desto mehr erquickte es ihn, da er an der Mühle vorüber ging und er Elsbeth sah, die schöne Tochter des Müllers Siegfried. Sie saß auf der Bank vor dem Hause im spielenden Schatten eines jungen Kirschbaumes, und nähete neue Hemden. Und sie ward feuerroth, wie sie den Oswald erblickte, reichte ihm die Hand zitternd, lächelte ihn holdselig an, und ihre Augen glänzten von Thränen.

„Warum weinst du, Elsbeth?" fragte Oswald erschrocken.

Elsbeth wischte sich schnell die Augen, lächelte noch freundlicher und sagte, indem sie den Kopf schüttelte: „Heute sag' ich dir's nicht, lieber Oswald; du sollst es schon einmal erfahren." — Sie schien ihm schöner und zärtlicher, als er sie

ie gesehen. Aber wie viel er auch fragen mochte, er erfuhr nicht, warum sie geweint habe.

Darauf fragte ihn Elsbeth: „Du aber bist in der Hauptstadt gewesen. Gelt, da hast du ein paar lustige Tage gemacht, wohl gar mit den schönen Stadtjungfern getanzt? Wie? – Oswald, du seufzest? Ei, ei, Oswald, das will mir nicht gefallen. Nun hast du Heimweh zur Stadt, und in unserm armen Dörflein ist es dir nun nicht mehr schön genug."

So sprach sie, und er schlug traurig die Augen nieder, ohne zu antworten. Da trat sie näher, nahm seine Hand in die ihrige, und sagte wieder mit einer zitternden Stimme, die man kaum hörte: „Oswald, lieber Oswald, was fehlt dir? Sage mir auch ehrlich: was quält dich?"

„Kind," rief Oswald und schlug die Augen gen Himmel auf: „Gott weiß es, ich könnte glücklich sein, und ich bin es, und in der Welt nirgends mehr als bei dir, denn du bist herzgut. Aber mich jammern die Menschen, denn ich kenne ihrer so viele, und die meisten sind herzschlecht. Sieh nur an das Elend der Leute in unserm armen Goldenthal. Es würde doch so wenig kosten, sie wieder zu erretten. Aber man macht die armen Leute, Gott erbarm's, zum Vieh, und den hartherzigen Reichen ist das eben recht. Die Ortsvorsteher haben ihre Stellen nur, um ihren Hochmuth

zu kitzeln, und gewaltthätig zu sein, und sich allerlei Vortheile zu machen. Sie betrügen die Waisen und plündern die Wittwen, und haben kein Gefühl und kein Gewissen. So wird es im Dorfe immer schlechter, die Noth der meisten Haushaltungen immer größer, und Keiner hilft. Wir haben eine Regierung, Gott sei's geklagt! Die Herren wollen nur regieren, um zu stolziren und sich Vortheile zu machen; aber des Volkes Noth aus dem Grund zu heilen, das hält Keiner für seine Pflicht und Schuldigkeit. Es ist bei allen nur auf Großthuerei, Lustbarkeit und Geld abgesehen. Da wollen sie nur ihre Familien bereichern, ihren Söhnen und Vettern aufhelfen; da wäscht eine Hand die andere, da hackt ein Rabe dem andern die Augen nicht aus, und das Land wird immer elender, und das kümmert die Herren nicht. Sie lassen sich noch dazu für ihre Weisheit und große Gnade loben, so niederträchtig und schamlos sind sie."

Elsbeth sagte: „Ach, Oswald, herzlieber Oswald, warum grämt dich doch das? Es ist ein gerechter Gott im Himmel, der wird die richten, die ihre Pflichten verachten. Du bist ja unschuldig an dem Elend des Volkes. Warum grämst du dich doch?"

Oswald sagte: „Kann mir denn wohl sein in der Hülle, wo ich die Abscheulichkeit der Teufel und die Pein der armen Seelen sehen soll? So

kann mir auch nicht wohl sein auf Erden, wo ich die Schändlichkeit der Herren in den Städten und die Schändlichkeit unserer groben, stolzen Dorfkönige sehe, die das arme Volk noch tiefer in Koth und Staub niedertreten, statt es hervorzuziehen, wie ihre Schuldigkeit wäre. Wenn dann die Unglücklichen aus Verzweiflung zuletzt Verbrecher werden, betrügen und stehlen oder gar morden, läßt man sie recht rührend und feierlich hinrichten; oder wenn sie sich aus ihren Kindern weniger als aus ihrem Vieh machen, lacht man recht vornehm dazu. Ist das nicht ein Vorspiel der Hölle? Und sind nicht unsere meisten Goldenthaler durch ihre Armuth fast dem Vieh gleich geworden, roh, ekelhaft, grob, unreinlich, gefühllos? Und sind sie nicht durch die Laster der Armuth noch schlechter als das Vieh geworden, nämlich zänkisch, schlägerisch, verleumderisch, schadenfroh, diebisch, träg, nur aufgelegt zum Fressen und Saufen?"

Elsbeth sagte: „Der alte Schulmeister hat auch vom Saufen den Lohn davon. Vorgestern Nachts kam er betrunken vom Adlerwirth und zu nahe an den Weiher, stürzte in's Wasser und ertrank. Gestern Morgens fand man ihn. Heut ist er begraben. Zum Glück hat er nicht Weib noch Kind."

Diese Nachricht hörte Oswald nicht ohne Bestürzung. Er fragte noch dies und das. Er schien

etwas Wichtiges zu überlegen, und ging gedankenvoll nach Hause. Elsbeth begriff nicht, was ihm so plötzlich durch den Kopf geflogen war. Aber sie erfuhr es am nächsten Sonntag.

Da wurde die Gemeinde nach vollendetem Gottesdienst zusammenberufen, weil es um die Erwählung eines neuen Schulmeisters zu thun war. Oswald ging auch an die Gemeinde. Elsbeth stand in der Ferne bei den Weibern und Töchtern. Sie hatte große Angst, daß Oswald reden werde, was den Leuten mißfallen könnte, und darum ihren Vater gebeten, den Oswald, wenn er aufbrause, zu besänftigen. Auch kam der Müller Siegfried dem Oswald nicht von der Seite.

Der erste Vorsteher, Herr Brenzel, eröffnete der Gemeinde, um was es zu thun sei, und sagte: Weil der Schulmeisterdienst erledigt und geringer Dienst mit vieler Mühe sei, indem die Besoldung nur aus vierzig Gulden bestehe, sei es ein Glück, daß er der Gemeinde einen wackern Mann vorschlagen könne, der das Amt annehmen wolle. Das sei der Schneider Specht, dessen Profession schlecht ginge, und der ihm mütterlicher Seits etwas verwandt wäre.

Darauf schlug der Adlerwirth Kreidemann, als zweiter Vorsteher, seinen armen Vetter, den lahmen Geiger Schluck vor, der um so eher Vorzüge verdiene, weil er, statt vierzig Gulden

zu nehmen, wegen Dürftigkeit der Gemeinde mit fünfunddreißig zufrieden sein wolle.

Der Schneider Specht, als er sah, daß sich die meisten Bauern für den Geiger erklären würden, sagte demselben alle Sünd' und Schande nach, und erbot sich, mit dreißig Gulden zufrieden zu sein. Der Geiger ward darüber so erboset, daß er den Specht einen Dieb und Ehebrecher und meineidigen Schelm hieß, und sich für fünfundzwanzig Gulden zum Schulmeister antrug. Der Schneider erklärte, den Geiger wegen Schimpfreden vor Gericht zu ziehen; aber um so geringen Lohn wolle er nicht schulmeistern.

Da sich nun weiter zu dem Dienst Niemand meldete, weil sich kein Ehrenmann zu einer Stelle hergab, die von je her verachtet und nur von Leuten gesucht war, die sonst nichts hatten: so war die Gemeinde schon entschlossen, sie dem Schluck als einen Nebenverdienst zu geben. Denn dieser konnte doch nothdürftig schreiben und rechnen.

Aber nun drängte sich Oswald hervor, ward blaß und roth im Gesicht und rief: Dem Küh- und Säuhirten, der euer Vieh auf die Weide treibt, gebet ihr bessern Lohn, als dem Schulmeister, der eure Söhne und Töchter in Gottesfurcht und nützlichen Dingen unterrichten soll. Eure Kinder sind Menschen, geschaffen ein Eben-

bild Gottes auf Erden zu sein, aber nicht euer Vieh. Schämet ihr euch nicht der Sünde, die ihr thut? — Aber ich weiß gar wohl, der Gemeindssäckel ist immer leer, wenn für das Nützliche gesorgt werden soll, und Schulgeld können die armen Leute nicht zahlen, die kaum Erdäpfel und Brod und Salz haben. So will ich denn ein Uebriges thun, und ich biete euch an, Schulmeister zu werden, und verlange gar keinen Lohn. Ich sage noch einmal, ich will Schulmeister sein, es soll weder der Gemeinde noch den Haushaltungen einen Kreuzer kosten!"

Die Leute sahen sich einander verwundert an und den Oswald. Einige wollten ihn nicht haben und sagten, er könne oder wolle die armen Seelen der Kinder vielleicht dem Teufel verkaufen. Aber die Meisten bedachten, daß kein Anderer den Dienst so wohlfeil übernehme, und lärmten und schrieen, Oswald solle Schulmeister sein. Also wurden die Stimmen abgehört, und Oswald ward zum Schulmeister erwählt.

Als dies Elsbeth hörte, wollte sie vor Scham und Bestürzung in die Erde sinken. Denn im Dorfe war ausser dem Dorfwächter und dem Säuhirt Keiner geringer gehalten, als der Schulmeister. Sie rannte ganz ausser sich zur Mühle, als wäre ihr das größte Unglück und die bitterste Schmach widerfahren. Auch der ehrliche Müller

Siegfried schüttelte ärgerlich den Kopf und sagte: „Ich glaube, der Oswald ist im Kopf verrückt.“

Jedoch Oswald blieb bei seinem Entschluß. So ward er vom Gemeinderath nach Vorschrift der obrigkeitlichen Schulpflege in Vorschlag gebracht. Er mußte sich in der Stadt prüfen lassen, und weil er eine zierliche Hand schrieb, im Rechnen mehr verstand, als für Bauern nöthig zu sein schien, ward er förmlich bestätigt.

7.

Wie Oswald Schule hält.

„Elsbeth, Elsbeth, quäle mich nicht mit deiner Unzufriedenheit und deinem niedergeschlagenen Wesen!“ sagte Oswald zu der betrübten Tochter Siegfrieds: „Siehe, die Alten sind verderbt und kaum zu bessern. Vielleicht kann ich unser armes Dorf wieder durch gute Erziehung der Kinder in Ansehen und Ehren bringen. Andern Weg gibt es nicht. Ein Dorfschulmeister ist freilich ein geringer und verachteter Mann; aber wie tief hat sich doch unser Herr und Heiland erniedrigt, um die Menschen zu bessern, zu bele[illegible]ren und selig zu machen. Hätten wir auch [illegible]ständige und gewissenhafte Regierungen, d[illegible] es weniger um ihre, als des Volkes Wohl[illegible] zu thun wäre, für die sie eigentlich da sind,

würden sie mehr Sorgfalt und Achtung für die Landschullehrer, als für die Professoren an den hohen Schulen beweisen. Aber so ist es einmal nicht in der verkehrten Welt; Alles sieht und zieht nach oben, und versäumt, was unten ist. Darum wird es meistens oben zu schwer, unten zu leicht, und viele Thronen stehen auf schwachen Füßen."

„Ach, Oswald, Oswald!" rief Elsbeth: „Du weißt nicht, wie übel du gethan hast!" Sie sagte jedoch nicht, warum.

Inzwischen, sobald die Wintertage kamen, fing Oswald mit der Schule an. Den ersten Tag stellte er sich vor die Hausthür und empfing daselbst die Schulkinder. Hatten sie kothige Schuhe, mußten sie dieselben mit Stroh rein fegen, und die Sohlen abkratzen am Eisen vor der Thür, damit sie den saubern Fußboden des Zimmers nicht besudelten. Dann reichte er Jedem zum Willkommen freundlich die Hand. Waren aber die Hände unreinlich, mußten sie erst zum Brunnen und Gesicht und Hände waschen. Waren ihre Haare nicht zierlich gekämmt, schickte sie in ihre Häuser zurück, sich kämmen zu en. Die aber, welche reinlich und wohl gemt erschienen, küßte er freundlich auf die irn.

Die Buben und Mägdlein verwunderten sich

sehr; einige schämten sich, andere lachten, noch andere weinten. So etwas war ihnen nie widerfahren.

Den zweiten und dritten Tag stand Oswald wieder vor der Hausthür, und so noch manchen Tag, bis Alle so säuberlich zur Schule kamen, wie er es befohlen hatte. Nachher empfing er sie im Schulzimmer. Wer dann mit unreinlichem Haar und Gesicht oder unsaubern Händen und Schuhen kam, ward zum Gelächter Aller auf einen Tritt zur Schau gestellt, und nachdem er eine Stunde da gestanden war, heimgeschickt, um sich reinigen zu lassen.

Viele Leute im Dorfe verdroß das; allein sie hatten in der Schule nichts zu befehlen, und mußten geschehen lassen, wie Oswald wollte. So kam es, daß in wenigen Wochen die Schulkinder groß und klein, arm und reich, alle äusserst reinlich am Leibe wurden, wenigstens so lange sie beim Schulmeister waren.

Oswald ließ es aber dabei noch nicht bewenden. Nachdem die Kinder ein Vierteljahr lang zur Ordnung gewöhnt waren, gab er auf die Reinlichkeit der Kleider Acht. Schmutz, Staub und Koth durften nicht daran haften, wenn auch die Kleider alt und zerrissen waren. Letzteres verzieh er; das war nicht der Kinder Schuld. Wer die ganze Woche am reinlichsten

erschienen war, sowohl in der Schule als ausser derselben, im Dorfe, auf den Gassen, in der Kirche, auf den Feldern, ward sein Liebling. Dem gab er die erste Woche ein Bild, oder ein Stücklein Seidenband, oder einen Bogen feinen Papiers zum Briefschreiben; die andere Woche abermals ein Zeichen seiner Freundschaft, zuletzt öffentlich vor Allen einen Kuß auf den Mund, und das geküßte Kind empfing das Recht, am Sonntag mit Oswald spazieren zu gehen, oder wenn es schneite und unfreundliches Wetter war, bei ihm zu sein und sein großes Bilderbuch zu besehen, aus welchem Oswald schöne Geschichten zu erzählen wußte.

Oswald war ein Mann, der sich auch bei Erwachsenen in Ansehen zu setzen wußte, der zwar nie schwor und fluchte, aber Keinen fürchtete; kein Wunder, daß alle Kinder Hochachtung für ihn empfanden, und ihn fast mehr lieb hatten, als sie ihre Aeltern liebten. Da hätte man sehen sollen, wie ihm alle mit Ehrfurcht schmeichelten; wie freundlich sie zu ihm liefen, wenn er ihnen begegnete; wie sie ihm seine Wünsche aus den Augen zu lesen suchten; wie ein Wink genug war zum freudigen Gehorsam.

Das war den Bauern in Goldenthal ganz unbegreiflich, um so mehr, da dieser Schulmeister sich zur guten Zucht weder des Haselstocks

noch der Birkenruthe bediente. Manche Leute wurden ängstlich, und erzählten sich die Historie von einem Ratzenfänger zu Hameln, der auch die Kinder an sich zu locken gewußt, und endlich alle in die Höhle eines Berges geführt habe, wo sie mit ihm verschwunden seien. Einige alte Bauernweiber sagten öffentlich, das ginge nicht mit rechten Dingen zu, und riethen, man solle keine Kinder mehr zum Schulmeister lassen. Doch dazu kam es nicht.

Oswald aber redete und sprach: „Reinheit des Herzens ist die Gesundheit der Seele; Reinlichkeit des Leibes ist die Gesundheit des Körpers. Die Thiere mögen sich wälzen im Koth, aber der Mensch, als Gottes Ebenbild, soll sich rein erheben zum reinen Himmel. Solches muß der Anfang aller Kinderzucht sein, daß die Kindlein wissen, sie seien Menschen und viel besser als die Thiere. Dann ist aus ihnen Alles zu machen; aus Thieren läßt sich nichts machen."

Ferner redete Oswald und sprach: „Ein Schulmeister, welcher nicht einmal versteht, die zarten Kinderherzen durch Ernst und Liebe zu leiten, daß sie ihm willig folgen, der versteht sein Handwerk nicht. Und man sollte billig den Stock auf des Schulmeisters Rücken zerschlagen, womit er die Kinder züchtigt, als hätte er Affen,

Hunde oder andere Thiere abzurichten, die keine Vernunft und kein menschliches Herz haben."

8.

Was ferner in der Schule vorgeht.

Es ging aber ein Geschrei im Dorfe, der Oswald verführe die Kinder, und bringe ihnen eine neue Religion bei, und die Kinder könnten nichts bei ihm lernen. Denn es sei erschrecklich anzusehen, wie die Kinder alltäglich daran trieben, um in die Schule zu kommen, da doch sonst die Jugend nicht gern mit dem Schulegehen zu thun hat; das sei wider die Natur. Desgleichen sei es den ganzen Tag in dem Schulhause todtenstill, wie in einer Kirche, wo man sonst Lärmen und Geschrei der Lernenden weit hinaus über das Dorf seit Menschengedenken gehört habe; selbst in den Singstunden töne es nur wie Bienengesumse. Ferner vernehme man, daß beim Gebet ärgerliche Neuerungen vorfallen, und daß die Kinder zur Hexerei angeleitet würden, dazu sie schon die verdächtigen Zeichen malen lernten.

Diese und andere Reden gelangten endlich selbst vor die Ohren des Herrn Pfarrers und der hochobrigkeitlichen Schulräthe in der Stadt. Und weil in der That Niemand wußte und begriff, was der Oswald treibe, ward zur Abhilfe der Beschwerden eine Kommission abgeordnet, die

aus zween Herren von der Stadt und dem Herrn Pfarrer bestand. Diese traten eines Morgens unerwartet, ehe die Schule angefangen war, zum Oswald und sagten, was ihr Auftrag sei, und er solle in ihrer Gegenwart lehren, wie er gewöhnlich thue.

Da nun die Kinder alle einzeln ankamen, war auch in armen und zerrissenen Kleidern ihre Sauberkeit und Ordnung lieblich zu schauen, und wie sie alle erst zum Schulmeister gingen, ihm die Hand küßten, dann sich still zu ihren Sitzen begaben, wo sie fröhlich mit einander flüsterten und auf die Fremden schauten. Es waren der Kinder in Allem fünfundfünfzig: die Knaben saßen auf der einen, die Mägdlein auf der andern Seite.

Nachdem sie alle versammelt waren, sprach Oswald mit lauter Stimme: „Ihr lieben Kindlein, lasset uns vor allen Dingen vor dem allgegenwärtigen lieben Gott, unserm Vater, uns demüthigen, und ihm unsere Gedanken und Bitten ehrfurchtsvoll vortragen.“ Und wie er dies sprach, falteten alle fünfundfünfzig Kinder ihre Händlein und sanken auf die Knie, still vor sich zur Erde schauend. Auch Oswald kniete nieder, und der Herr Pfarrer und die Rathsherren aus der Stadt, da sie Alles sich demüthigen sahen vor dem ewigen Gott, folgten dem Bei-

spiel Aller und knieten auch. Dann las der Schulmeister ein schönes, rührendes Gebet, welches vor ihm auf dem Stuhl lag. Er war so verständlich abgefaßt, daß es auch dem Verstande des kleinen, sechsjährigen Kindes begreiflich war. Das bewegte das Herz eines der Rathsherren so tief, daß ihm die Augen voller Thränen wurden.

Dann standen Alle auf, und die Aeltesten der Schule, indem sie auf eine mit Noten und Worten beschriebene schwarze Tafel sahen, sangen mit sanfter Stimme vierstimmig ein schönes Morgenlied. Die Kleinen sumseten den Gesang für sich ganz leise nach. Darauf lasen die bessern Leser aus einem Buche, abwechselnd, einen frommen Vers; jede Zeile aber ward von der ganzen Schule mit halblauter Stimme nachgesprochen, dann das Buch geschlossen, und erst von der ganzen Schule, dann wieder von einzelnen Kindern, die Oswald aufrief, der fromme Vers auswendig hergesagt.

Nach diesem wandten sich die Kinder in vier Haufen nach vier verschiedenen Seiten vor eben so viele schwarze Tafeln, auf welchen theils lateinische, theils deutsche Buchstaben, theils Silben, theils ganze Zeilen in großer Vorschrift geschrieben zu sehen waren. Alle schrieben und malten auf Rechentafeln oder mit Dinte und Feder die Vorschriften nach. Oswald ging von Kind zu Kind, belobte das eine, belehrte das andere, ließ das

dritte Feder und Griffel besser halten, und dergleichen mehr.

Nach einer Stunde theilten sich die Kinder wieder in vier Haufen, und man sah statt eines Schulmeisters vier Schulmeister. Denn die, welche am besten lesen konnten, stellten auf den schwarzen Tafeln gedruckte lateinische oder deutsche Buchstaben einzeln oder in Silben oder ganzen Sätzen auf, wie Oswald es angab. Die Buchstaben waren auf Pappe geklebt, beweglich und einzeln. Dann sah Oswald nach, ob Alles recht gemacht sei; und jeder der kleinen Schulmeister ließ seinen Haufen die Buchstaben, die Silben, die Wörter und Sätze sprechen mit halblauter Stimme. Keiner störte den Andern. Oswalds Auge und Ohr war bei Allen, und mit leiser Stimme half er bald links, bald rechts nach.

Und abermals nach einer Stunde vertheilten sich die Haufen, und statt der Buchstaben kamen Zahlen und Rechenexempel auf die schwarzen Tafeln, und neue Lehrmeister und Lehrmeisterinnen dazu; und die Einen sprachen Zahlen zusammen, die Andern addirten, die Dritten subtrahirten, die Vierten sprachen das Einmaleins, und so weiter. Den besten Rechnern gab Oswald geschriebene Exempel, die rechneten für sich. Am Ende sagte Jeder an, was er herausgebracht. Oswald sah in einem Büchlein nach, worin die aufgelöseten

Buchstaben standen, und sagte auf der Stelle, ob recht oder falsch.

Gar bewunderungswürdig war die Stille, die Ordnung, die Lernbegierde Aller. So etwas hatten die Rathsherren und der Pfarrer in ihrem Leben noch nicht gesehen.

Als nun so der Morgen vollbracht war, begaben sich die Kinder, den Schulmeister und die Fremden grüßend, still hinweg. Draussen aber war frohes Gelächter und lauter Jubel der Kleinen.

Und Nachmittags sah man in der Schule die Kinder wieder vor den schwarzen Tafeln. Da zeichneten sie künstliche Figuren von geraden und krummen Linien auf ihren Rechentafeln und Papieren, einige sogar schon Umrisse von Blumen und wunderbaren Gefäßen. Dies gethan, lasen die besten Leser und Leserinnen abwechselnd allen Kindern aus einem Buche lustige und lehrreiche Geschichten und Gespräche vor. Da hätte man die Freude der Kinder sehen sollen, über alles das, was sie hörten. Dann befahl Oswald denen, die am besten schreiben konnten, die angehörte Geschichte zu Hause aufzuschreiben und ihm morgen zu bringen, doch keine Fehler gegen die Rechtschreibung zu begehen. Zuletzt nannte Oswald öffentlich mit Lobspruch die Namen derer, die an diesem Tage ihre Sache am besten gethan. Und weil derselben sechs waren, machte er Allen die

Freude, ihnen noch eine Stunde lang etwas Schönes zu erzählen. Und er erzählte ihnen eine ganz erschreckliche Geschichte von einem Manne, der in der strengen Winterkälte auf der Landstraße schläfrig geworden und erfroren sei, und daß man ihn todt in ein Dorf gebracht, und wie unwissende Bauern ihn haben sogleich in eine warme Stube legen und aufthauen wollen. Aber ein geschickter Arzt sei gekommen, habe den Erfrornen entkleidet und bis an die Nase in Schnee vergraben: nachher sogar in eiskaltes Wasser gelegt, daß um die Gliedmaßen dünnes Eis geworden; dann habe er den Leib in kalte Betten in ein ungeheiztes Zimmer gebracht, mit Wollentüchern stark gerieben, bis der Todtgeglaubte wieder zum Leben gekommen wäre. Wie das zugegangen, erklärte Oswald Alles.

So war der Schultag zu Ende.

9.

Von der Sonntagsschule und dem Vorfall in der Mühle.

So und auf andere Weise unterrichtete Oswald die Schulkinder; alle Tage hatte er ihnen etwas Neues. Die Rathsherren und der Herr Pfarrer gaben ihm große Lobsprüche und nannten ihn den vortrefflichsten Schulmeister im Lande. Das konnten die Bauern in Goldenthal nicht be-

greifen, und sprachen unter einander: „Was will's doch der Oswald besser verstehen, als die alten Schulmeister, die wir in unserer Jugend gehabt? Aber er kann allerlei Blendwerk machen, und hat es selbst dem Pfarrer und den Rathsherren angethan. Ganz richtig ist es mit ihm nicht!"

Im Sommer war zu Goldenthal nie Schule gehalten worden; denn die größern Kindern mußten den Aeltern in Feld- und Hausgeschäften helfen. Aber Oswald nahm auch im Sommer die Kleinern zu sich, und unterrichtete sie einige Stunden, und gab ihnen bei sich zu spielen, oder kleine Geschäfte in seinem Garten und Feld, wohin sie ihn begleiteten, und Steinchen aus dem Acker trugen, Unkraut jäteten und dergleichen. Als das die andern Kinder sahen, baten sie Oswald beweglich, sie nicht zu vergessen, und er nahm sie, wenn Feierabend war, auch noch zu sich und setzte den Unterricht mit ihnen fort. An Sonn- und Festtagen ging er mit ihnen sogar spazieren in Feld und Wald; zeigte ihnen die giftigen Kräuter und erzählte gräuelhafte Geschichten davon; oder erzählte ihnen vom Leben und der Haushaltung der Thiere, der zahmen und wilden; von den Quellen, Strömen und Meeren; von den Bergen und Höhlen; von den Ländern und Menschen auf Erden; von den Sternen, und wie weit sie von uns ent-

fernt wären und wie groß. Das hatte er Alles gesehen oder in Büchern gelesen.

Als das die großen, erwachsenen Bursche im Dorfe hörten, bekamen einige Lust, Sonntags ebenfalls bei Oswald zu sein. Und er erlaubte es ihnen, denn ihre große Unwissenheit jammerte ihn. Und er lehrte sie noch allerlei, und gaben ihnen auf, was sie in müßigen Stunden der Woche zu Hause lesen, rechnen und schreiben mußten. Das ging er dann Sonntags mit ihnen durch. So ward es eine wahre Sonntagsschule. Und es kamen immer mehr junge Leute dazu. Wer aber nicht sehr reinlich einherging, wer die Wirthshäuser besuchte, wer Karten spielte, wer jemals schwor und fluchte oder einen Raufhandel hatte, den stieß er von sich. Er war ihr Schiedsrichter, und that doch immer, als wäre er Ihresgleichen. Sie halfen ihm dankbar auch in der Woche gern bei der Feldarbeit, ohne daß er es forderte.

Die jungen Leute aber, welche es mit Oswald hielten, wurden von ihren Kameraden im Dorfe ausgelacht und verspottet; man hing ihnen Uebelnamen an, hieß sie die Schulmeister und Gelehrten, und spielte ihnen allerlei Possen. Und die Gemeindsvorsteher sahen es gern, wenn man den Oswald und seine Anhänger verfolgte; denn sie fürchteten, er wolle sich Anhang machen, um einst an ihre Stelle gewählt zu werden. Darum sagten sie

ihm alles ersinnliche Böse nach, und wiegelten bei jeder Gelegenheit die Bauern und deren Weiber gegen ihn auf. — Oswald kam daher auch zu Niemandem; nur regelmäßig besuchte er die Mühle, wo er allezeit willkommen war.

Wie er aber eines Abends in die Mühle kam, fand er die lieben Leute darin alle mit verstörten Gesichtern. Der alte Siegfried war still und nachdenkend, die Müllerin kalt und verdrießlich, im Hause umherfahrend und die Thüren hinter sich zuwerfend; Elsbeth hatte rothgeweinte Augen.

Sobald Oswald mit Elsbeth allein war, sprach er: „Welches Unglück ist hier geschehen, und welcher böse Geist ist in dieses Haus des Friedens eingezogen? Ihr Alle seid wie verwandelt. Sage mir, Elsbeth, was ist vorgegangen?“

Elsbeth antwortete mit zitternder Stimme: „Gott sei's geklagt, Oswald, ich muß es dir sagen. Ja, es muß heraus. Ich bin recht unglücklich.“ So sprach sie, und konnte vor Weinen und Schluchzen nicht weiter sprechen.

Nachdem er sie beruhigt hatte, sagte sie: „Nun ist's ein Jahr, Oswald, da fandest du mich mit verweinten Augen und fragtest mich, und ich sagte dir's nicht. Damals war der Löwenwirth Brenzel zu uns gekommen, und hatte bei meinem Vater und meiner Mutter um mich angehalten für seinen Sohn, der schon eine Mühle im

Dorfe Altenstein hat. Und Vater und Mutter hatten nichts dagegen, denn der Löwenwirth ist der reichste Mann im Dorfe und erster Vorsteher der Gemeinde, der uns viel schaden und nützen kann; und mein Vater will keinen Schwiegersohn, als einen Müller. Ich aber sagte, ich sei noch jung und wollte noch ein Jahr warten, und sie richteten bei mir nichts aus. — Nun ist das Jahr vorbei, und auf den Tag kam der Löwenwirth mit seinem Sohn wieder. Sie haben heut bei uns gespeist, und Vater und Mutter hatten mit dem Löwenwirth schon Alles in Richtigkeit gebracht, und die Verlobung sollte heute geschehen. Aber ich habe gesagt, ich wolle mich nie verheirathen, und bin dabei geblieben. Denn der junge Brenzel ist ein wüster Gesell, gleichwie sein Vater ein harter und wüster Mann ist. Nun ist im Hause Unglück und Herzeleid."

Als Oswald dieses hörte, ward er sehr unruhig. Er ging im Zimmer schweigend auf und ab. Er selber hatte sich im Stillen Hoffnung gemacht, daß Elsbeth einmal seine Frau werden müsse. Dann trat er mit hastigen Schritten zu ihr und sagte: „Elsbeth, liebe Elsbeth, du willst dich niemals verheirathen? So will auch ich ohne Weib bleiben mein Leben lang, denn ich hätte kein anderes gewählt, als dich. Und ich habe dich

allezeit mehr geliebt, als mich selber, und hoffte immer, du würdest mir noch recht gut werden."

Da sank Elsbeth an die Brust Oswalds und sprach mit gebrochener Stimme: „Ach Oswald, Gott weiß es, du bist mir nur allzulieb geworden, mehr denn recht ist. Aber mein Vater ist reich und will einen reichen Sohn, und ändert seinen strengen Sinn nicht. Du aber bist nur ein geringer Schulmeister, und kannst noch lange keine Frau ernähren."

Da schloß Oswald die gute, weinende Elsbeth in seine Arme, und drückte den ersten Kuß auf ihre rothen Lippen und sagte: „Nun bist du meine Braut und Verlobte, und keine Macht auf Erden soll mich wieder von dir nehmen. Fürchte dich nicht, du Holdselige, denn nun gehörst du mir an."

Und er ging hinaus, den alten Siegfried und die Mutter zu suchen. Und Elsbeth hörte sie Alle sehr laut und heftig mit einander reden, aber verstand nichts. Und sie zitterte vor großer Angst, und wußte in ihrer Noth keinen Rath. Da fiel sie an der Fensterbank auf ihre Kniee, und faltete ihre Hände und betete inbrünstig mit thränenvollen Augen zum Himmel, während die Andern mit einander stritten. Und als es ihr leichter um's Herz ward und sie aufstand, sah sie draußen den

Oswald, begleitet vom Vater und der Mutter, von der Mühle weg in's Dorf gehen.

Das vermehrte ihre Furcht und Angst über die Maßen. Keiner in der Mühle wußte, wohin die Aeltern mit dem Oswald gegangen. Sie wußte aber wohl, Oswald war hitzig und aufbrausend, und konnte gegen die Aeltern gefehlt haben und mit ihnen vor den Richter gegangen sein, und das war der Löwenwirth! In übergroßem Kummer betete sie viel für Oswald und für sich.

Es war zehn Uhr Nachts, da hörte sie draussen Geräusch. Es kamen Vater und Mutter, mit ihrem Oswald. Und Siegfried nahm seine Tochter und sprach: „Elsbeth, du hast also den Oswald lieb?“ — Sie antwortete und sprach: „Kann ich dafür? Ihr hattet ihn ja auch lieb.“ Da legten die Aeltern die Hände Oswalds und Elsbeths in einander und segneten die Beiden als ihre Kinder. Elsbeth war ganz erschrocken und wußte nicht, ob sie träume.

10.

Oswald kommt in schlechten Ruf.

Da am folgenden Sonntag in der Kirche der Schulmeister Oswald und Elsbeth als Brautleute von der Kanzel herab verkündet wurden, da rissen die Goldenthaler Bauern ihre Augen gewaltig auf, und die Weiber zischelten einander bestän-

dig etwas in die Ohren, und der Löwenwirth ging aus der Kirche wie ein wüthender Löwe, und schwor, er wolle nicht ruhen, bis er den meineidigen Müller sammt seinem ganzen Hause und den Schulmeister zu Grunde gerichtet, aus dem Dorfe vertrieben und Alle in's Zuchthaus gebracht hätte oder an den Galgen. Nichtsdestoweniger feierten Oswald und seine Elsbeth nach drei Wochen in der Mühle sehr vergnügt ihre Hochzeit, dem grimmigen Löwen zum Trotz.

Und als die Neuvermählten Abends aus der Mühle heimkamen in Oswalds Haus, fiel Elsbeth ihrem Mann um den Hals und sagte: „Ach Gott, wie bin ich so glücklich! Ich kann noch nicht daran glauben, daß Alles wahr sei. Und man sagt wohl, es gibt so viel betrübte, übelgerathene Ehen; könnten wir auch wohl Beide jemals aufhören, uns lieb zu haben, und könnten wir jemals wünschen, lieber ewig getrennt, als ewig verbunden zu sein?"

Oswald antwortete und sprach: „Wir werden Beide mit einander glücklich sein, so lange wir leben auf Erden; aber wir müssen ein dreifaches Gelübde thun. Und so lange wir es redlich halten, wird Eintracht und Segen Gottes in unserer Ehe sein. Von heute an lebst du für mich, und ich lebe für dich; und wir wollen nie vor einander das geringste Geheimniß

haben, und selbst wenn wir gefehlt haben, es uns einander sogleich offenbaren. Dadurch werden wir manchen Fehltritt und manches Mißverständniß verhüten, das oft schmerzliche Folgen haben kann. Dann aber wollen wir von unsern häuslichen Sachen Niemandem, auch Vater und Mutter nichts offenbaren, daß Niemand in unsern Dingen reden könne, oder sich zwischen uns dränge. Nur so gehören wir Beide uns ganz an, als wären wir allein in der Welt. Endlich wollen wir niemals gegen einander böse werden, und nicht einmal zum Scherz mit einander böse thun; denn aus Neckerei wird oft Ernst, und was man zuweilen thut, daran gewöhnt man sich leicht."

So sprach Oswald. Und Beide thaten sich gegenseitig das Gelübde vor Gott. Und wie sie den Bund mit einem Kuß besiegelten, stieg vor dem Hause in nächtlicher Stille ein sanfter, schöner Gesang von vielen Stimmen empor. Das waren Oswalds Schüler und Schülerinnen im Gesang, die doch auch ihrem Lehrer eine Freude machen wollten. Und wie die Neuvermählten folgenden Morgens aufgestanden waren, sahen sie viele Männer, Weiber und Kinder in der Ferne zusammengelaufen stehen, und auf das Haus schauen und darauf zeigen. Oswald öffnete neugierig das Fenster, und sah sein ganzes Haus wunderbar

mit Blumenkränzen und Blumenschnüren umhängt und umsponnen. Das hatten in der Nacht seine Schüler und Schülerinnen gethan. Auch die kleinsten Kinder hatten dazu Feld- und Gartenblumen gesammelt. So lange das Dorf Goldenthal auf Erden war, hatte man dergleichen nicht erlebt. Und als Oswald wieder zur Schule ging, kamen am ersten Tage nach seiner Hochzeit alle Kinder, groß und klein, reich und arm, und hatten sich mit Blumensträusern geschmückt, als wäre es ein großer Festtag. Das freute den Oswald und seine junge Frau recht innig, denn das verrieth doch gute Herzen voll Liebe und Erkenntlichkeit. Und sie küßten die Kinder, liessen ihnen Kuchen backen und theilten allen aus.

Im Dorfe aber war viel eitles Geschwätz über die Hochzeit, und Jeder hatte seine Meinung darüber. Denn Niemand konnte begreifen, daß es dabei mit rechten Dingen zugegangen sein sollte, sintemal unerhört war, daß der reichste Müller im Lande seine schöne Tochter und einzige Erbin einem armen Schulmeister zur Frau gegeben. Um die Elsbeth würden auch wohl vornehme Herren aus der Stadt gefreit haben, so schön und reich war sie. Man wollte daher gern wissen, warum der Müller einen so einfältigen Streich gemacht habe. Aber der alte Siegfried lachte nur, und die Leute brachten von ihm nichts heraus. Auch die

Müllerin ward von ihren Gevatterinnen sehr geplagt und geneckt mit dem armen, schlechten Schulmeister, und daß man einem hergelaufenen Kerl eine solche Tochter anhänge. Die Müllerin war bei aller Gottesfurcht doch eine stolze Frau. Daher thaten ihr die verächtlichen Reden weh, und als sie darüber einst vor Zorn fast weinte, sagte sie zur Adlerwirthin heftig: „Schweigt mit Euerm dummen Geschwätz; Ihr wisset so viel als nichts. Der Oswald könnte wohl den Adlerwirth und den Kreuzwirth auskaufen. Er hat mehr, als man glaubt; das habe ich mit meinen leiblichen Augen gesehen. Wenn ich nur reden dürfte; ich könnte Euch Dinge sagen, Ihr solltet Maul und Nase aufsperren.“ — So sprach sie und schwieg plötzlich, und war verdrießlich, daß sie im Zorn mit etwas herausgeplatzt war, was sie verschweigen wollte. Auch erfuhr die Adlerwirthin weiter nichts, und mußte noch dazu versprechen, es Keinem wieder zu sagen.

Die Adlerwirthin sagte es auch Niemandem, als ihrer Schwester und ihrem Manne, die vorher geloben mußten, es als Geheimniß bei sich zu behalten. Aber sie erklärte die Reden der Müllerin so, als habe diese mit leiblichen Augen ganze Haufen Goldes und Silbers beim Oswald gesehen; und Oswald könne, wenn er wolle, mit seinem Gelde das ganze Dorf kaufen; und es gingen im

Hause Oswalds manchmal Dinge vor, daß, wenn man sie sagen dürfte, den Leuten die Haare zu Berge stehen würden. Dem Adlerwirth und seiner Schwägerin, als sie dies hörten, standen vor Entsetzen wirklich schon die Haare gen Berge, und sie konnten nicht anders, und vertrauten das Geheimniß nur einigen ihrer besten Freunde.

Nach wenigen Tagen wußten alle Leute in Goldenthal weit mehr, als die Müllerin gesagt hatte. Da hieß es, der Oswald stehe mit dem Fürsten der Hölle im Bündniß; dem habe er mit eigenem Blute seine arme Seele verschrieben. Doch dreißig Jahre lang solle der Böse den Willen des Schulmeisters thun; am Ende des letzten Jahres werde der Teufel Oswalds Seele in der heiligen Christnacht zwischen eilf und zwölf Uhr holen, und dem Unglücklichen den Kopf umdrehen, daß das Antlitz im Nacken stehen bleibe. Der Schulmeister habe Gold, so viel er begehre, und der schönen Elsbeth habe er einen Liebestrank beigebracht, daran sie entweder hätte rasend werden und jämmerlich sterben, oder ihn heirathen müssen. Ferner, der Oswald könne Geister bannen, Schätze heben, das Fieber besprechen, den Kühen es anthun, daß sie blaue Milch oder wohl gar Blut geben müßten; er könne das Feuer bannen, sich stich- und kugelfest machen, auf einem Besen durch die Luft reiten und viele andere Dinge mehr

Das habe er alles aus gefährlichen Büchern gelernt; er habe Doktor Fausts Höllenzwang, Kaiser Karoli Halsgerichtsordnung und das Buch von Salomonis Siegelring.

Von diesem Augenblick an fürchteten sich die Leute in Goldenthal vor dem Schulmeister entsetzlich. Keiner that ihm etwas zu leid, aus Angst vor Oswalds Rache und höllischem Bundesgenossen. Sogar der grimmige Löwenwirth unterstand sich nicht, ihm oder dem Müller etwas in den Weg zu legen. Manche Leute schlugen heimlich ein Kreuz, wenn sie dem Oswald von ohngefähr begegneten.

11.

Elsbeth steht in gutem Ruf.

Wenn aber die jungen Leute des Dorfes der Elsbeth begegneten, die da blühte, wie eine Rose, schlug Keiner vor ihr ein Kreuz, sondern Jeder nickte ihr den freundlichsten guten Tag; und wenn sie vorbei war, blieb wohl Mancher gar still stehen und sah ihr nach. Denn Elsbeth war eine schöne Frau, und sie schien mit jedem Tage schöner zu werden, daß sich selbst die Mädchen in Goldenthal darüber verwunderten. Dennoch war sie nicht kostbarer gekleidet oder geputzter, als andere Frauen waren. Aber man mochte sie sehen Sonntags oder Werktags, Morgens oder Abends,

sie war immer, als wollte sie zum Tanz gehen. Sie arbeitete in der Sonnenhitze, auf dem Feld und im Garten; sie ging in den Stall und besorgte Kuh und Schwein; sie trug Gemüs und Eier zum Verkauf in die Stadt — und dabei war sie allezeit sauber und zierlich, und kein Fleck an ihren Kleidern.

„Ich glaube beinahe, die kann auch schon hexen!“ sagte die Löwenwirthin, indem sie eine Prise Schnupftabak nahm und sich die Nase mit dem Aermel wischte.

„Ja wohl!“ sagten die jungen Leute alle: „Die kann es. Wenn Elsbeth nicht schon verheirathet wäre, so würde sie uns Allen das Herz aus dem Leibe hexen, so schön ist sie!“

Und die verheiratheten Männer im Dorfe verfuhren oft gar grob mit ihren Weibern, und gaben ihnen Schmähworte und Ohrfeigen, daß sie nicht auch so schön geblieben wären, wie die Schulmeisterin. Dann heulten die Weiber und fluchten und schworen, und zerkratzten ihren Männern das Gesicht mit den langgewachsenen Nägelkrallen.

Zwei Mädchen, die Elsbeth Freundinnen waren und bald Hochzeit machen wollten, kamen zu Elsbeth und sprachen: „Du bist nun schon Jahr und Tag eine Frau, und bist so hübsch wie eine Jungfrau. Und alle Männer bewundern dich, und alle Weiber müssen dich beneiden. O Elsbeth,

sage uns an, wie du das machest. Denn siehe, du weißt es, sobald bei uns eine Tochter einen Mann hat, wird sie häßlich und wüst, und die Liebe hört auf. So ist es nicht bei dir."

Die junge Schulmeisterin antwortete und sprach: „Ich will es euch sagen. Die Weiber haben allein die Schuld. So lange sie Jungfrauen sind und den jungen Burschen gefallen wollen, schmücken sie sich, und alles Geld, was sie haben und verdienen, stecken sie in neuen Putz. Da sind sie sauber und glatt, daß ihre Stirn glänzt an der Sonne, und ihr Haar ist wie gemalt. Haben sie endlich einen Mann, so denken sie nicht mehr daran, gefallen zu wollen. Da gehen sie des Morgens lange umher mit Stroh und Bettfedern im ungekämmten Haar; vergessen sich jedesmal zu waschen, wenn sie unrein wurden, und denken, wenn sie recht wüst kommen, das stehe einer Frau gut, und man sehe ihr an, daß sie viel hanthiere. Dann muß gespart werden, der Mann braucht Geld, und man kann es nicht mehr, wie als Tochter, in allerlei Putzkram stecken. Das Gewand wird alt und beschmiert und schadhaft; das Ausbessern kostet zu viel Geld, und Selbstmachen hat keine gelernt. So gewöhnt man sich an Lumperei und Sudelei, und die Frau wird vom Unflath entstellt und wüst, weil sie nichts mehr auf sich hält. Und sie wird endlich dem Manne selbst gleichgültig oder

zum Ekel, und dann kommt der Unfriede in's Haus, sobald die Frau mit Löchern in dem Strümpfen geht."

Die Mädchen sprachen: „Elsbeth, du hast wohl Recht."

Die junge Schulmeisterin sagte: „Als ich den Oswald nahm, dachte ich sogleich darauf, wie ich ihm beständig gefallen könne, denn ich hatte ihn gar lieb. Und ich nahm mir vor, noch mehr auf mich selber zu halten, als zuvor, und nie vor seinen Augen zn erscheinen, als gewaschen und zierlich, allezeit mit unbeflecktem Gewand. Darum nahm ich sorgfältig meine Kleider in Acht, und in meinem Stall und in Küche und Keller mußte es mir so sauber sein, als in einer Stube. Der geringste Fleck in meinem Anzuge mußte sogleich ausgemacht werden. So blieben meine Kleider immer wie neu, und ich selber blieb darin meinem Manne alle Tage neu."

Die Mädchen sprachen: „Aber, Elsbeth, die Zeit zerreißt endlich auch das sauberste Gewand; woher ein neues anschaffen, wenn der Mann kein Geld gibt?"

Elsbeth antwortete: „Ich gebrauche weniger Geld zu Kleidern, als Andere; denn ich bessere sogleich selber mit wenigen Nadelstichen das kleinste Loch aus, damit es nicht größer werde. So kostet es nichts, als Faden und Zwirn. Andere

aber tragen ihr Zeug, bis es alt ist, und lassen daran, was schadhaft ist; dann wird aus dem kleinen Loch ein großes, und in kurzer Zeit wird Alles zu Fetzen, und man muß neues Gewand kaufen, während ich immerfort mein altes trage und damit viel Geld erspare. Hausfrauen, die nicht flicken und nähen können, verschwenden viel Geld, und gehen doch, wie aus dem Koth gezogen."

Als Elsbeth solche Worte redete, wurden die beiden Mädchen roth, und fingen an zu weinen und sprachen: „Wir haben nicht so sauber nähen und flicken gelernt, wie du. Das wird uns viel Schaden im Hause bringen, und wir sehen viel Leiden voraus, und wir können es nicht ändern." Und die Mädchen gingen traurig weg.

Darauf erzählte Elsbeth ihrem Manne das Gespräch mit den Freundinnen, und sagte: sie wolle Beide nähen und flicken lernen, denn es erbarme sie, wenn die Mädchen sollten unglücklich werden.

Oswald drückte seine gute Frau an sein Herz und sprach: „Damit wirst du dir einen Segen Gottes verdienen und selber ein Segen dieses Hauses werden. Nicht nur die beiden Mädchen lehre, sondern Alle, die von dir lernen wollen. Viele Haushaltungen im Dorfe werden arm und elend bei aller Arbeit und Mühe, weil die Weiber

nicht die rechte Hausfrauenkunst verstehen. Sie verstehen nicht, ihre Gärten mit allerlei gesundem Gemüse zu bepflanzen, damit sie Abwechslung in den Speisen haben, was die Gesundheit befördert. Sie verstehen nicht, ihre Speisen in der Küche gut zu kochen und sie mit Wenigem schmackhaft zu machen. Wollen sie einmal gut kochen, thun sie viel Speck und Fett und Schmalz und Oel an, und kostet viel, und wird doch nichts Rechtes, sondern ein ungesundes Essen. Die schlechte Nahrung setzt schlechtes Blut ab und böse Säfte. Davon kommen Krankheiten, die kosten viel Geld, und mit dem Arbeiten geht es bei kränklichen Leuten schlecht. — Eben so ist es mit den Kleidern. In den Dörfern sind wohl Näherinnen, aber weil sie mit dem Nähen ihr Geld verdienen, hüten sie sich wohl, Andere anzuweisen. Die nun nicht flicken und nähen können, gehen mit Löchern in Aermeln und Strümpfen, oder so grob geflickt, daß das Geflickte ärger dasteht, als das Zerrissene. Immer muß bald wieder Neues angeschafft werden; das kostet viel Geld und macht arm. Es ist wohl himmelschreiend, daß nicht in jedem Dorfe wenigstens eine brave verständige Frau ist, eine Pfarrerin oder Haushälterin des Pfarrers, eine Ammannsfrau oder eine Müllerin, oder eine, die das Kochen und Gärtnen, das Nähen und Flicken versteht und unentgeldlich die Bauerntöch-

ter unterrichtet. Das würde viel Geld und Wohlstand im Dorfe behalten und viel frohe, glückselige Ehen machen. — Elsbeth, geh, verdiene dir ein großes Gotteslohn!“

So sprach Oswald.

Und alsbald ließ Elsbeth freudig ihre zwei Freundinnen kommen, und zeigte ihnen alle Tage in einer Feierabendstunde die Kunst, beim Nähen des Weißzeuges feine, gleichmäßige Stiche zu machen, abgeriebene oder schadhafte Stellen der Kleider, oder Risse in denselben so säuberlich zu vernähen, daß man den Schaden kaum sah. Sie lehrte sie Hemden für Männer, Weiber und Kinder zuschneiden, mit möglichster Benutzung der Länge und Breite der Leinwand, daß es nicht viel Abfall gab; eben so Strümpfe aus Wolle und Baumwolle stricken, mit zierlichen Zwickeln, oder die Löcher darin unsichtbar machen. Sie führte sie im Haus umher; da war beständig aufgeräumt, denn Alles hatte seinen Platz; und wer etwas gebrauchte, legte es sogleich wieder an den Platz, wohin es gehörte. Und sie führte sie in den Stall und Keller; da war es reinlich und trocken, und weil man immer gern säuberte, war nie auf einmal viel zu thun. Und sie führte sie in den Garten und lehrte sie allerlei Küchenkräuter säen und setzen, und wenn sie reif waren, wie man sie bewahren und benutzen könne zu schmackhafter Nahrung. Und

sie führte sie in die Küche, und lehrte sie die Speisen sauber und reinlich bereiten, und kochen mit wenigem Fett und einfacher Zuthat, daß dennoch Alles sehr angenehm, nahrhaft und gesund ward. Zuweilen wurde sogar ein Braten gemacht und kostete wenig. Elsbeth hatte von der Mutter gelernt, in der Geschwindigkeit allerlei Suppen bereiten und das Fleisch auf allerlei Weise zurichten, und für den Winter Bohnen, Sauerkraut, Kohl, Gurken und anderes Gewächs einmachen.

Die beiden Mädchen wunderten sich sehr, denn sie hatten dergleichen bei ihren Müttern nie gesehen, und freuten sich, wenn sie Hochzeit gehabt hätten, wie sie ihren Männern gütlich thun wollten, ohne daß es mehr kostete, als sonst.

Da sie nun andern Mädchen sagten, was sie bei der Schulmeisterin alles erfahren und lernten, und wie sie ganz wie die Elsbeth werden wollten, kam von den andern Mädchen eins um das andere zur Elsbeth und bat, ebenfalls ein wenig unterrichtet zu werden. — Zuletzt ward es bei der Elsbeth wie eine wahre Schule. Denn weil Elsbeth allen jungen Männern gefiel, wollten alle Mädchen wie Elsbeth werden.

Oswalds Frau hatte wohl Anfangs dabei etwas Mühe, hintennach aber befand sie sich gar wohl dabei. Denn nun hatte sie viel Hilfe im Garten und Stall, und Andere mußten für sie zu-

weilen kochen, und Andere für sie feines Zeug nähen, wenn es sonst nichts zu thun gab. Und man sah es schon folgendes Jahr vielen Gärten bei den Häusern im Dorfe an, daß da neue Ordnung hineingekommen sei. Und eine Nachbarin schaute der andern über den Hag, und sah, was sie pflanze oder säe, und wie sie es mache, und bettelte um Setzlinge oder Samen. Danach, wie der Sommer und Herbst kam, trugen viele Bauernweiber vom Ueberfluß ihres schönen Gemüses zum Verkauf in die Stadt, und brachten schönes Geld wieder nach Hause. Das machte Allen große Freude, nur denen nicht, die es nicht so hatten. Die gingen denn auch zur Elsbeth und fragten um dies und das. Und Elsbeth gab guten Rath und Alles, was sie wußte und, seitdem sie unterrichtete, noch selber mehr gelernt hatte. Sie that das sehr gern, denn sie war herzgut, und Worte sind ja nicht so kostbar, zumal jungen Weibern.

Das erwarb der Schulmeisterin viel Liebe und angenehmen Ruf, und Jedermann lebte ihr zu Gefallen. Und alle Welt im Dorfe hatte rechtes Mitleiden mit der hübschen guten Frau, daß sie den Oswald zum Manne habe, weil er doch in die Hölle müsse. Denn man wußte wohl, er sei ein Hexenmeister, der böse Künste treibe und mit Leib und Seele verloren gehe.

12.

Wie der Löwenwirth auf die Nase fällt, und was sich weiter begeben hat.

Oswald mochte es anstellen, wie er wollte, man legte ihm Alles übel aus. Wenn er die Kinder lehrte, daß es keine Gespenster gäbe, sondern daß das nur Einbildungen furchtsamer und abergläubiger Leute wären: so sagte man im Dorfe, er glaube weder einen Gott noch einen Teufel. Oder wenn er den Kindern in der Schule die giftigen Pflanzen aus Feldern und Wäldern zeigte, damit sie solche kennen und sich vor dem Genuß der Beeren und Wurzeln hüten lernten, so sagte man im Dorfe, er wolle die Kinder Giftmischerei treiben lehren. Besonders lauerte ihm der Löwenwirth Brenzel auf, und sammelte sorgfältig alle böse Reden über Oswald.

Als er endlich genug wußte, sprach er: „Ich weiß genug, um ihm den Hals zu brechen. Er muß vor Gericht, und seine eigene Schwiegermutter, die Müllerin, soll wider ihn zeugen und vor Gericht bekennen, was sie von ihm weiß. Als Vorsteher ist es meine Pflicht, zu reden. Ich kann das nicht länger dulden, ohne verantwortlich zu werden.“

Also machte er sich eines Sonntags auf und legte seine Staatskleider an, setzte den dreieckigen Hut recht majestätisch auf, nahm das spanische

Rohr mit dem silbernen Knopf, und ging mit breiten Schritten zum Dorfe hinaus nach der Stadt. Er sagte aber keinem Menschen ein Wort davon, daß er im Sinn habe, dem Oswald bei der hohen Obrigkeit böses Spiel zu machen. Denn er fürchtete, wenn der Hexenmeister Wind davon bekäme, der könne ihm Schaden zufügen, ehe er noch zur Stadt gelangt wäre.

Und wie er auf der Landstraße allein ging, sprach er im Eifer laut mit sich selber, als wenn er schon vor einem Herrn Rathsherrn stände; und er lief dabei immer schneller, und fuhr im Zorn bald mit der rechten, bald mit der linken Hand in der Luft herum, wie ein Pfarrer auf der Kanzel. Bei diesem Eifer kam ihm im Laufe der lange Stock zwischen die Beine, also daß er stolperte und über den Stock auf den Erdboden fiel. Der Hut flog weit hinweg, die Nase schlug sich platt, und seine Beine stiegen hoch aufwärts, als wollte er gar auf dem Kopfe stehen. Er stand ächzend und fluchend auf, nahm seinen Hut aus dem Staube. An seiner Stirn aber schwoll eine Beule, als wollte ein Horn hervorwachsen, und seine blutende Nase ward blau, wie eine dicke Pflaume. „Das hat mir gewiß der Oswald angethan!“ dachte er, und fürchtete sich, weiter zu gehen, damit ihm nichts Schlimmeres begegne.

Indem er noch mit dem Schnupftuch das Blut

von der Nase wischte, kam die Straße daher in vollem Galopp ein Herr zu Pferde, Hut und Rock mit goldenen Tressen besetzt. Der hielt vor dem Löwenwirth still und fragte hastig: „Wohnt dort im Dorfe ein gewisser Herr Oswald, und ist er zu Hause?“

Der Löwenwirth sprach: „Ja, warum denn?“

Der Fremde rief: „Der Erbprinz will ihn besuchen!“ — So sprach der Fremde und jagte davon nach Goldenthal.

Der Löwenwirth sperrte vor Verwunderung Maul und Nase auf und sagte: „Wa — wa — was? Der Erbprinz? Ein Prinz zu dem Oswald?“

Wie er dies sagte, fuhr im Galopp ein prächtiger Wagen mit sechs Pferden daher, schöne Bediente vorn und hinten auf. Darin saß ein junger Herr im blauen Ueberrock, der hatte auf der Brust einen silbernen Stern. Der Wagen fuhr vorbei nach Goldenthal.

„Der Blitz und der Hagel!“ schrie Brenzel: „Der Prinz will gewiß bei mir einkehren. Ich bin nicht zu Hause, und nun fährt er zum Adler!“ — Brenzel lief, was er konnte, in's Dorf zurück. Da gerieth ihm abermals im vollen Sprung der lange Stock zwischen die langen Beine, daß er wiederum zu Boden fiel wie ein Baum. Alle Rippen krachten ihm im Leibe, und seine Staatskleider waren häßlich gesalbt. Er hinkte

fluchend und langsam zum Dorfe. Da er vor seinem Hause keinen Wagen sah, ward er voll Gift und Galle, denn er dachte, der Prinz sei beim Adlerwirth Kreidemann eingekehrt. Er hinkte also weiter, aber sah auch keinen Wagen beim Adler. So ging er in sein Haus zurück, und keine Seele war darin. Er legte andere Kleider an und wusch sich das Gesicht, und erschrack, wie er sich mit der faustdicken Nase und gehörnten Stirn im Spiegel erblickte, wiewohl man im Spiegel wegen des Fliegenkothes nicht viel sah. Nun wetterte er wie ein grimmiger Löwe auf seine Leute, die alle davongelaufen waren. Da kam die Magd ganz odemlos und rief: „Herr, beim Schulmeister ist ein lebendiger Kaiser angekommen, oder wohl gar ein König! Das ganze Dorf ist vor Schulmeisters Haus zusammengelaufen."

Brenzel wußte nicht, was thun; ging endlich aber doch hinaus vor Schulmeisters Haus zu den Leuten. Es war eine Pracht, den kostbaren Wagen, die schönen Pferde und Bedienten zu sehen. Nach einer halben Stunde kam der Erbprinz aus der Hausthür, und hatte Oswalden an der einen und Elsbethen an der andern Hand, und war gar freundlich mit ihnen. Und wie er in den Wagen gestiegen war, reichte er ihnen beiden noch einmal freundlich die Hand zum Abschiede, und dann fuhr er im sausenden Galopp

davon, Reiter voraus. Alle Bauern hatten die Hüte ab und vor Erstaunen das Maul auf.

Nun war's im ganzen Dorfe ausgemacht, der Schulmeister könne mehr, als Brod essen. Ein Prinz komme zu keinem Dorfschulmeister, blos um ihn zu besuchen, und sei um nichts und wieder nichts so freundlich mit ihm gewesen. Große Herren brauchen viel Geld, und dazu brauchen sie Schatzgräber und Goldmacher und dergleichen. Große Herren seien nicht immer die Frömmsten, das wisse man wohl, und machen sich nichts daraus, wenn sie schlimm aus der Welt gehen, sobald sie nur gut in der Welt leben können.

Diese und andere Reden gingen von der Zeit an im Dorfe und vielen verlumpten und verarmten Bauern im Kopf herum. Und Viele wurden vertraulicher und sprachen einer zum andern: „Wüßte ich nur, wie es anfangen, ich machte mir nichts daraus. Ich verschriebe mich noch heute dem Teufel, wenn's sein müßte, wäre ich nur meine Schulden los und hätte Geld genug vollauf. Ich wollte es ganz anders machen, wie der Schulmeister. Der Schulmeister ist ein dummer Teufel, daß er hier im Dorfe wohnt und lebt wie unsereins. Ich führe, wie der Erbprinz, mit sechs Pferden, Bedienten und Sternen, und hätte die Küche voll Braten, den Keller voll Wein. Ja, noch heute gäb' ich meine arme Seele drum."

Solche ruchlose Reden führten die Leute ohne Scheu. Reichthum verdirbt das Herz, aber die Armuth verdirbt es nicht weniger. Und wenn Armuth und Dummheit beisammen sind, ist des Teufels Kleeblatt fertig. So ist es in manchem Dorfe, und so war es leider auch in Goldenthal.

13.

Der Goldmacher-Bund.

Oswald wunderte sich nicht wenig, wie von nun an bald Dieser, bald Jener zu ihm kam, heimlich mit ihm sprechen wollte, und dann mit der gottlosen Sprache herausrückte und sagte: „Oswald, du kannst Gold machen, das ganze Dorf weiß es. Lehre mich es auch. Du verstehst die schwarze Kunst. Wenn der Teufel erscheint, ich will mich gar nicht fürchten. Wenn er die Unterschrift mit meinem Blute verlangt, ich will mich ihm mit Leib und Seele zuschreiben. Siehst du, es thut mir Noth, sonst thät' ich's nicht."

Lange wußte Oswald nicht, was er zu der Verderbtheit dieser Menschen sagen sollte. Da ihrer endlich aber immer mehr kamen, und nicht mit Bitten nachliessen, beschied er sie Alle, doch Jeden einzeln, auf eine und dieselbe Mitternachtsstunde zu sich.

Und Alle kamen in der finstern Nacht, die er ihnen angesagt, zu seinem Hause geschlichen, je-

bald es im Thurm der Dorfkirche eilf Uhr geschlagen. Er führte Jeden, wie er ankam, schweigend in eine finstere Stube. Es waren ihrer zweiunddreißig Hausväter. Jeder erschrack entsetzlich, wenn er in der Dunkelheit an den Andern stieß und etwas Lebendiges neben sich spürte. Denn Keiner wußte von den Uebrigen. Vielen floß der Angstschweiß vom Gesicht, und Einige hatten so große Furcht, daß sie gern wieder davongelaufen wären. Aber sie zitterten, es könne ihnen dann das Lebenslicht ausgeblasen werden.

So standen sie eine Stunde in tiefer Stille und Angst, und wagten kaum zu athmen. Da schlug es im Thurm zwölf Uhr. Und mit dem letzten Glockenschlage ging abermals die Thür auf. Es trat ein Offizier herein, prächtig gekleidet, mit hohem Federbusch und langem Säbel, auf der Brust einen Orden. Der trug in den Händen zwei brennende Kerzen, die setzte er vor ihnen auf den Tisch. Als nun Alle sich einander erkannten, schämten sie sich erst vor einander; denn sie merkten, daß sie Alle aus gleicher Absicht gekommen wären. Und sie sahen wieder auf den glänzenden Offizier, den sie für den bösen Geist hielten; aber sie erkannten in ihm den leibhaftigen Oswald.

Oswald hatte ein ernstvolles Gesicht und sprach: „Seht mich nur an, ihr Unglücklichen; nun erkennet ihr, wer ich bin. Ich treibe keine

schwarze Kunst, ich halte es mit Gott. Ihr aber seid längst von Gott abgefallen; ihr habt gesoffen und geschwelgt; ihr habt betrogen und gelogen; ihr habt gestohlen und verrathen; ihr habt gespielt und Weib und Kind vergessen; ihr habt Teufelei getrieben und Teufelswerk. Darum seid ihr arm und verzweifelt geworden. Ehrlichkeit aber währt am längsten, Gottesfurcht macht reich. In Gottes Wegen ist Gottes Segen. Ich will nicht reich sein, aber ich bin nicht arm. Wollet ihr es nun haben wie ich, so machet es wie ich."

So sprach Oswald, und zog einen grünen Beutel hervor und leerte ihn auf dem Tisch aus. Da fielen klingend eitel schöne Goldmünzen auf den Tisch, und rollten umher und verblendeten die Augen. Die Bauern hatten in ihrem Leben so viel Gold nicht beisammen erblickt. Ihre Herzen schlugen gewaltig.

Oswald aber that den Mund auf und sprach: „Wahrlich, ich sage euch, das hier macht mich nicht glücklich; aber die Weisheit macht glücklich, mit der man dies Gold erwirbt und benutzt. Ihr seid zu mir gekommen, ich solle euch die Kunst lehren, Gold zu machen. Ich will euch diese Kunst lehren. Sie ist die beste Weisheit des Lebens, und mehr als das Gold selbst werth. Habt ihr die Weisheit, so werdet ihr das Gold haben, und es nicht mehr hochachten. Aber ihr kommet

nicht zu dem Glücke, ohne vorher geprüft worden zu sein. Und die Zeit der Prüfung währet sieben Jahre und sieben Wochen. Wer ausharret bis an's Ende, wird Freuden über Freuden ärnten. Wahrlich, ich sage euch, wenn die Zeit erfüllt ist, wird Jeder von euch mehr Gold auf seinen Tisch werfen, als eure Augen hier sehen. — Die Prüfung aber ist dem Gottlosen schwer und dem Sünder hart. Denn er muß sein ganzes Herz umkehren und ein neuer Mensch werden."

Die zweiunddreißig Hausväter hörten in banger Stille die Worte Oswalds. Sie betrachteten ihn alle mit starren Augen.

„Wer von euch", sprach Oswald, „die sieben Jahre und sieben Wochen der Prüfung bestehen will, kann bleiben. Wer sich fürchtet oder im Glauben wankt, gehe fort von hier."

Keiner ging.

„Wohlan," rief Oswald, „so müsset ihr mir vor dem allgegenwärtigen Gott sieben Gelübde geloben, und solche, während sieben Jahren, getreu halten.

„Erstens: Ihr müsset sieben Jahre und sieben Wochen lang alle Wirthshäuser meiden, aber desto fleißiger zur Kirche gehen und Gottes Wort hören, und darnach thun.

„Zweitens: Sieben Jahre und sieben Wo-

chen lang keine Karten, keine Würfel berühren und nichts, womit man um Geld spielt.

„Drittens: Sieben Jahre und sieben Wochen darf kein Fluch, kein Scheltwort aus euerm Munde gehen, auch keine Bosheit, Lästerung und unwahre Rede.

„Viertens: Sieben Jahre und sieben Wochen muß euer Tagewerk Gebet und Arbeit sein. Morgens und Abends sollet ihr friedlich mit Weib und Kindern auf die Knie fallen, zu Gott beten, eure Sünden bereuen. Eure Arbeit sollet ihr mit Fleiß und Treue verrichten, keine Schulden mehr machen.

„Fünftens: Wer binnen sieben Jahren und sieben Wochen sich mit Wein und Branntwein ein einzigesmal berauscht und vergeht, ist aus unserer Gemeinschaft verstoßen.

„Sechstens: Auf dem Acker, welchen ihr bauet, soll kein Unkraut wachsen, in euern Wohnungen kein Unflath liegen. Eure Hütten und die Ställe des Viehes und alles Geräthe, so ihr habet, soll von Reinlichkeit glänzen. Daran werde ich euch erkennen.

„Siebentes: Euer Leib soll sein ein Tempel Gottes, darum keusch, züchtig und ehrbar, auch von aller Unreinigkeit frei an Haut und Haar und Gewand. So auch bei Kindern. Das soll unser Zeichen sein.

„Wer nun diese Gelübde geloben und halten will, der trete hervor und reiche mir die Hand zum Bunde. Dem Schwachen wollen wir helfen.“

Als Oswald so gesprochen hatte, traten die zweiunddreißig, einer nach dem andern, hervor, Jeder reichte dem Oswald die Hand über den Tisch voller Gold und sprach: „Ich will!“

„So gehet denn heim in Frieden, und wendet euch noch vor Schlafengehen im Gebet zu Gott, daß er euch Stärke verleihe, das Gelübde zu halten. Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, wenn die Zeit erfüllt ist, wird Jeder mehr Gold auf seinen Tisch werfen, als eure Augen hier sehen!“ — So sprach Oswald, und ermahnte die Leute, von Allem, was sie diese Nacht gesehen und gehört hätten, keinem Menschenkinde etwas zu verrathen, ja sogar unter einander selbst nie von dem zu reden, noch auf das zu deuten, was diese Nacht angehe.

Damit entfernten sich die Zweiunddreißig in großer Stille. Unterwegs sprach Keiner mit dem Andern ein Wort. So voll waren sie von allem dem Wunderbaren, das sie vernommen hatten. Sie hatten ganz andere Dinge erwartet zu erleben, und gerade das Gegentheil erfahren. Mancher, wenn er an die Gelübde dachte, fühlte zwar Bangigkeit, denn sie waren auch gar zu streng. Aber das Geheimnißvolle, und die sieben Jahre

und sieben Wochen, und die Reden des Oswald, und der Tisch voll Goldes, und der prächtige Offizier mit dem Orden auf der Brust, und die schwarze Mitternachtsstunde — das konnte Keiner wieder vergessen, und es war wie ein seltsamer Traum.

14.

Die Leute verwundern sich sehr.

„Was gibt's denn, Velten? Kaspar, was gibt's denn?“ fragte der alte lahme Wächter, als er am andern Tage durch das Dorf entlang ging: „Was gibt's denn? Kommt wieder ein Prinz oder Kaiser, oder gar der Bürgermeister aus der Stadt? Was ist denn los, daß Ihr so aufputzet?“ So fragte er, und man lachte.

Es fiel aber wirklich vielen Menschen auf und war in vielen Häusern ein sonderbares Leben. Da wurden Fenster gewaschen, Fußboden gescheuert, Thüren gesäubert, Tische, Schemel und Bänke gefegt. Wohin man kam, bald hie, bald da, sah es aus, als würden vornehme Gäste erwartet. Sogar vor den Häusern wurde Alles in Ordnung gebracht, Schutt und Unflath auf die Seite geschafft, und Allem, was herum lag, ein besserer Ort gegeben. Die zweiunddreißig Hausväter wußten es wohl, sagten aber nichts. Denn sie dachten: in sieben Jahren haben wir alle Kisten und Kasten voll Geld.

Als Oswald die Geschäftigkeit der armen Leute sah, sprach er zur Elsbeth: „Ich weiß nicht, ob ich darüber traurig werden oder lachen soll. Denn siehe, was diese Leute nicht aus eigenem Gefühl, nicht aus Liebe zu Weib und Kind, nicht aus Liebe zu Gott, nicht aus Noth und Ueberzeugung früher gethan haben, das thun sie jetzt aus abergläubiger Furcht und Hoffnung. Wie thöricht sind doch die Menschenkinder! — Aber sie sollen durch den Aberglauben zur Erkenntniß der Wahrheit, und durch ihre Verderbtheit zur Rechtschaffenheit eingehen."

Die Verwunderung im Dorfe ward aber von Woche zu Woche größer. Denn die Wirthshäuser wurden fast leer. Sonntags hörte man auf der Kegelbahn weder Kegel, noch Flüche, noch Gelächter. Kartenspiel und Würfel rührte fast Keiner mehr an. Den Wirthen ward im Keller das Bier sauer, weil es Keiner trank. Von Wein und Branntwein hatten sie nur geringen Absatz. Die meisten Leute blieben daheim bei Frau und Kindern, oder gingen auf die Felder und besahen ihre wenigen Aecker, und beriethen, was in der Woche daran noch zu machen und zu bessern sei. Die, welche vormals zu den lustigen Brüdern gehörten, thaten jetzt gar ernsthaft und altklug; die, welche sonst ein wüstes Leben führten, waren in der Kirche sehr andächtig. Die, welche sonst

gern herumlungerten und müßig gingen, waren jetzt vom Morgen bis zum Abend an der Arbeit, im Taglohn oder auf ihren Feldern.

Der Adlerwirth, wenn er Sonntags seine leeren Bänke und Tische beschaute, brach fast vor Wehmuth in Thränen aus. „Sind denn die Leute alle verrückt geworden im Kopf?“ schrie er. „Was für ein Kukuk ist ihnen in den Leib gefahren? Das kann nicht so gehen. Dabei kann kein Ehrenmann länger bestehen. Es muß im Dorf andere Ordnung werden. Das ist schändliche Ordnung!“

Der Gemeindsvorsteher Brenzel sagte: „Wenn das Unwesen so fortgeht, muß ich die Wirthschaft aufgeben. Aber ich merk' es wohl, das ist ein infames Komplott gegen mich. Man will mich zu Grunde richten. Aber ehe das geschieht, soll das Dorf zu Grunde gehen. Wenn ich nur dahinter kommen könnte, wer diese Täufelei angerichtet hätte!“

Sogar dem Herrn Pfarrer war die Sache aufgefallen. Er rechnete nach und fand, daß die Aenderung so vieler Menschen angefangen hatte seit dem Sonntag, da er eine sehr lange Predigt über die christliche Wiedergeburt durch den Glauben gehalten hatte. Er meinte, damit habe er Alles ausgerichtet, und sagte es auch. Nun aber verfolgten ihn seit der Zeit die Gemeindsvorsteher, wo sie konnten, und die Wirthe spielten ihm aller-

lei böse Streiche rückwärts, und gingen fast gar nicht mehr zur Kirche.

Der Adlerwirth, um sein saures Bier anzubringen, verkaufte es um halben Preis; er schwefelte seinen Wein und machte ihn süß, und bezahlte alle Sonntage Spielleute, die mußten lustig aufspielen. Aber von den zweiunddreißig Hausvätern, ihren Söhnen und Töchtern kam Niemand.

Der Löwenwirth suchte gleichfalls seine Kunden wieder an sich zu locken, that freundlich, schenkte Manchem umsonst ein und fragte: „Warum kommst du gar nicht mehr trinken?“ — Sie antworteten: „Wir haben kein Geld!“ — Dann rief er: „Ei Dummheit! Ihr wisset ja, ich bin so streng nicht, und borge schon. Ihr seid mir lange gut genug.“ — Aber die Leute kamen doch nicht.

Da gerieth der grimmige Löwe in Wuth und sprach: „Wenn ihr mir's so macht, will ich euch auch die Faust zeigen. Ihr sollt an den Löwenwirth Brenzel glauben lernen!“

15.

Die Schuldbücher werden aufgethan. Die Sparkasse und die Garküche.

Nun schlich bald der Eine, bald der Andere von den armen Leuten, die zum Goldmacherbund gehörten, in das Haus des Schulmeisters, und

klagte seine Noth und sprach: „Siehe, Oswald, meine Gelübde, so schwer sie sind, halte ich sie doch pünktlich. Nun ist's ein halbes Jahr, ich bete und arbeite. Nun ist's ein halbes Jahr, ich spiele, saufe, fluche und zanke nicht mehr. Mein Haus ist schön säuberlich, Weib und Kind gehen reinlich. Keiner kann über mich klagen. Aber die Ortsvorsteher plagen mich auf allerlei Weise. Ich bin dem und diesen von ihnen schuldig. Nun drohen sie, mich aus meinem Hause zu treiben, wenn ich ihnen nicht zahle oder nicht bei ihnen trinke. Hilf mir, Oswald, sonst kann ich das Gelübde nicht halten. In sechs und einem halben Jahre habe ich Geld vollauf; strecke mir eine Summe vor, ich will sie dir dann wieder zahlen."

Oswald antwortete: „Das vierte Gelübde heißt: Beten, Arbeiten, keine Schulden mehr machen. Ich darf dir also kein Geld borgen. Aber laß sehen, wem und wie viel du schuldig bist; dann wollen wir nachdenken, wie aus der Noth kommen."

So sprach er, nahm Schreibfeder und Papier, setzte sich hin und schrieb das auf, was man ihm antwortete, wenn er fragte. Er fragte aber Jeden einzeln: „Wem bist du schuldig? Wie viel und mit welchem Zins? Wofür hast du die Schuld gemacht, und hast du Unterpfand gegeben?"

Nachdem er die ganze Schuldsumme des Mannes kannte, fragte er wieder: „Womit willst du bezahlen? Wie viel kannst du, oder können Weib und Kind in der Woche mit Taglohn verdienen? Wie viel Land und Vieh hast du, und was kannst du wohl gewöhnlich in mittlern Jahren von dem verkaufen, was du ärntest? Wie ernährst du dich mit den Deinigen? Was brauchet ihr zur Nahrung in einer Woche, in einem Tage? Wie steht es mit Kleidern und Wäsche und Geräth? Was muß angeschafft werden, und wo kann man ohne Schaden sparen?“

Das Alles schrieb Oswald von Jedem sorgfältig auf. Nun kam die liederliche Haushaltungsordnung der Bauern erst recht an's Tageslicht. Denn Mancher wußte nicht einmal genau, wie viel er schuldig war, und hatte nichts aufgezeichnet. Da mußte man sich erst bei den Gläubigern erkundigen. Mancher war drei, vier, fünf Zinsen zu bezahlen rückständig. Da mußte man erst für diese sorgen. Mancher mußte an Gemeindsvorsteher, von denen er in der Noth Geld entliehen hatte, Acht, auch Zwölf vom Hundert zinsen. Da mußte Oswald in die Stadt gehen, zu drei und vier Prozent Geld aufnehmen und gut dafür sprechen, damit die Wucherer bezahlt wurden, und nicht mehr durch Wucher einen armen Mann zu Grunde richten konnten. Man-

cher hatte wohl gar mehr Schulden, als Vermögen. Da war schwer helfen. Doch sprach Oswald Allen Muth ein und sagte: „Sparen und Arbeiten soll euch mit Gottes Hilfe schuldenfrei machen. Folget nur in allen Dingen meinem Rath!“

Nun erst sah Jeder von diesen Leuten, wie schlecht sie gehauset hatten, und es that ihnen in der Seele weh. Nun erst erfuhr Jeder, was er nach Abzug aller Schulden von seinem Vermögen als wahres Eigenthum betrachten könne. Das war oft blutwenig, und ihnen schauderte die Haut vor Angst und Entsetzen darüber. Nun wollten Alle sparen, Alle arbeiten. Aber wie sollten sie es anfangen?

Oswald hatte unbeschreiblich viel Mühe. Aber die Mühe machte ihm Freude, weil er ein wahrer Menschenfreund war. Er machte Jedem ein Haus- und Schuldenbüchlein, worin Jeder den Zustand seines Vermögens deutlich sah. Dann ging er wieder in die Stadt, und suchte für Kinder- und Erwachsene Arbeit von allerlei Art. Das gelang ihm nach und nach. Und was so mit Taglöhnen verdient wurde, das mußte wöchentlich aufgeschrieben und aufgespart werden. Einige gaben das Geld dem Oswald in Verwahrung; Andere gaben es ihm wöchentlich, um damit nach

und nach ein für sie aufgenommenes Kapital abzutragen.

Als dies Mehrere thaten, und Oswald am Ende hundert Gulden und mehr beisammenliegen sah, dachte er: „Wozu soll dies Geld da todt und ohne Nutzen liegen? Wenn es jährlich Zins trüge, hülfe es den armen Leuten ohne ihre Mühe schon wieder zu einem kleinen Gewinn und verminderte ihre Schuld.“

Also machte er sich ein Buch und schrieb hinein, was Jeder wöchentlich von seinem Verdienst in die Ersparnißkasse zurücklegte? Dann ging er in die Stadt, und beredete einen rechtschaffenen Herrn, daß er monatlich das ersparte Geld, wären es auch nur zehn und zwanzig Gulden, annehmen und auf Zins austhun wolle; es wäre zum Besten armer, sparsamer Leute. Der Herr, welcher ein reicher Kaufmann war und gern das Gute beförderte, nahm das Geld und that es an Zins, und wenn am Ende des Jahres die Zinsen einkamen, that er sie wieder als ein kleines Kapital aus, also, daß die Zinsen wieder Zinsen eintragen mußten. Oswald aber schrieb in sein Ersparnißkassenbuch zu Haus immer auf, wie viel Jeder von seinen Leuten an den Zinsen Antheil habe.

Es war aber ein großes Glück, daß die Leute und ihre Kinder, da sie Arbeit bekamen, auch

arbeiten konnten und fast nie krank wurden. Das war sonst nicht so. Denn wenn sie sich ehemals am Sonntage vollgesoffen hatten, waren sie am Montage nicht zum Arbeiten aufgelegt, und hatten Kopfweh und Uebelkeit. Und weil sie sich insgesammt viel kämmten, wuschen und gar reinlich hielten, waren sie von allen Uebeln und Krankheiten befreit, welche die natürlichen Strafen und Folgen der Unreinlichkeit sind.

Wie nun Oswald den mit ihm Verbündeten erzählte, daß er eine Ersparnißkasse errichtet habe, und daß das Geld, welches sie ihm wöchentlich zum Aufbewahren brächten, Zinsen tragen müsse, erstaunten sie gar sehr und freuten sich. Und Jeder sah im Buche nach, wie viel er schon Geld gebracht habe, und viel Zins er am Ende des Jahres dafür zu erwarten habe. Anfangs hatten nur wenige Haushaltungen ihr Geld gebracht. Nun aber sagten es die Einen den Andern. Und wie Einer hörte, der Andere habe schon fünfzehn, zwanzig, dreißig Gulden und mehr zurückgelegt, wurde er mißvergnügt und wollte es auch so haben, nahm sein weniges Geld und trug es auch zum Oswald und sprach: „Ei, Lieber, warum hast du mir nichts von der Ersparnißkasse gesagt? Lege mein Geld, das ich wöchentlich entbehren kann, auch hinein, es sei viel oder wenig. Denn wenn ich es im Hause

habe, will es sich nicht vermehren, sondern es schwindet immer. Hat man es, so verbraucht man es wieder. Drum besser, aus den Augen, aus dem Sinn! Kann ich's nicht so haben bei dir, so kann ich noch lange nicht an Abzahlen meiner Schulden denken."

So brachte nun Jeder alle Woche Etwas, das er von seinem Verdienst erübrigen konnte, und Einer bemühte sich, mehr als der Andere in die Ersparnißkasse zu legen. Einige wurden so begierig, daß sie beinahe Weib und Kinder hungern liessen, um desto mehr Geld zusammenzuscharren.

Das verdroß den Schulmeister, und er hob an zu reden: „Es ist wohl gut, daß ihr mäßig seid; aber Weib und Kind müssen nicht hungern. Wer wohl genährt ist, der hat auch Kraft und Muth zu arbeiten. Freilich, manche Frau, die wohl auch im Felde arbeiten oder sonst Geld verdienen konnte, muß jetzt zu Hause bleiben und ihre Zeit beim Kochen verlieren. Wäre für jede Haushaltung von selbst schon Gekochtes da, so würde man kein Holz kaufen und bezahlen, oder es mit Zeitverlust im Walde zusammenlesen müssen, sondern man könnte vielleicht sogar jährlich von dem Gabenholz, das die Gemeinde gibt, an Andere verkaufen und Geld daraus lösen. Dabei

wäre schön zu sparen. Aber wir müssen das auf andere Weise anfangen.

„Ihr wisset, wir haben in der theuern Zeit elende Sparsuppen gegessen. Warum sparten wir damals, da wir nichts hatten, und nicht weit lieber jetzt, wo etwas zu sparen wäre? — Wir haben jetzt Erdäpfel, Obst und Mehl und Brod und Fleisch in wohlfeilerm Preise. Wir können jetzt mit demselben Gelde, wie in der theuern Zeit, bessere Kost haben und viel erspa- ren. Wenn jetzt Einer für uns Alle kocht, er- sparen viele Frauen an Zeit, und können auf andere Weise arbeiten und verdienen. Unter dreißig Kesseln und Häfen braucht es zwanzigmal mehr Holz an einem Tage, als unter einem ein- zigen Kessel für dreißig Haushaltungen. Das be- greifet ihr; dabei ist Gewinn. Aber wo für viele Menschen zusammen gekocht wird, ist auch an Salz und Schmalz und Geschirr Ersparniß. Lasset uns einen Versuch machen.“

So sprach Oswald. Viele wollten, Andere wollten nicht. Oswald aber ging zum Müller und beredete ihn, die Sparsuppe zu kochen, und wöchentlich dreimal Fleisch dazu besonders zum Verkauf. Diejenigen, welche dazu einstanden, sagten, wie viel Suppe und Fleisch sie täglich begehrten; es waren ihrer zuerst siebenzehn Haus- haltungen.

Nun mußte der Reihe nach jede Haushaltung, eine um die andere, wenn der Tag an sie kam, das Holz zum Kochen, und beim Kochen einen Aufwärter oder Gehilfen geben. Die Müllerin führte beim Kochen die Aufsicht. Alle Tage war Abwechselung in Suppe und Gemüse. Wer kein Geld hatte, konnte seine Portion mit Mehl, Obst, Gemüse und Erdäpfel zahlen. Nur wer Fleisch nahm, zahlte Geld dafür. — Die Frau Müllerin verstand das Kochen. Die andern Bauernweiber und Mädchen, wenn der Tag an sie kam, da sie helfen mußten, lernten viel dabei, was sie vorher nicht wußten.

So geschah, daß die zusammenstehenden Familien, wozu auch der Schulmeister und der Müller gehörten, besser und nahrhafter aßen, als andere Leute im Dorfe, und doch weit wohlfeiler. Alle Tage Suppe und Gemüs dazu, dreimal wöchentlich Fleisch und Braten auf allerlei Art zugerichtet. — Wie dies die Andern sahen, daß es da keine Sautränke oder elende Sparsuppe gab, und daß es auch noch für kranke Personen und Genesende Nahrung nebenbei gab, traten sie auch bei, und Viele, die gar nicht zum Goldmacherbund gehörten. Denn sie merkten bald, daß da viel an Holz, Mühe und Zeit, viel an Speisezuthat erspart und Alles weit wohlfeiler gemacht werden konnte.

Es wurden für die Garküche der Müllerin endlich der Theilhaber zu viel, obgleich sie täglich mehrere Gehilfinnen erhielt. Da legte der Adlerwirth zu seinem Vortheil auch eine solche Küche an. Aber Alle, die zum Goldmacherbund gehörten, blieben beim Müller. Sie hatten die verständigsten Hausväter unter sich ausgeschossen, die mußten den Ankauf der Vorräthe und deren Verwendung beaufsichtigen. Denn die Garküche sollte keinem Einzelnen zum Gewinn dienen, sondern Allen zum Vortheil gereichen.

16.

Wie sich die Wirthshäuser im Dorfe vermindern, und was die alten Bauern dazu sagen.

In der Küche des Adlerwirths ging es anders zu. Er kochte Sausuppen. Davon wollte Keiner essen. So blieben seine Kunden weg, weil sie nicht ihr theures Geld dafür geben wollten. Sie traten unter einander zusammen und wollten es machen, wie die Leute bei der Müllerin. Aber es ging nicht, weil keine Ordnung war, und weil Einer den Andern betrog. Da lachte der Adlerwirth und freute sich, daß es bei Andern nicht besser ging, als bei ihm.

Bei ihm aber ging es doch schlechter, als bei Andern, weil er ein hartherziger schlechter Mann

war. Er hatte viel Geld auf böse Weise zusammengeschart; aber unrecht Gut gedeiht nicht. Wenn in der theuern Zeit Steuern und milde Gaben für die armen Leute nach Goldenthal gekommen waren, damit man Sparsuppen kochen und austheilen könne, hatte er die Gemeindsvorsteher überredet, lieber das baare Geld an die armen Leute auszuzahlen. Dann trat er mit dem Löwenwirth zusammen, und sie verkauften den armen Leuten Mehl und Brod in ganz ungeheuerm Preise. So kam das Geld alles wieder in ihren eigenen Sack zurück. Wenn Leute im Dorfe von ihrem Heu, Vieh oder liegenden Gütern aus Noth etwas öffentlich an die Steigerung bringen wollten, so trat er mit dem Löwenwirth und andern Gemeindsvorstehern zusammen, und sie machten Satz mit einander, um Alles wohlfeil zu bekommen. Sie boten erst kleine Summen, und legten etwas zu. Dann trat Einer nach dem Andern zurück, und bot nicht mehr, weil es zu viel Geld und die Waare zu schlecht sei. So sagte Einer um den Andern. Und weil man sie für die verständigsten Männer hielt, getraute sich kein Anderer, mehr zu bieten. So bekamen sie die Sachen wohlfeil. Wenn aber doch ein Anderer klug war und mehr bieten wollte, schreckte man ihn mit Drohworten, zumal wenn ein solcher ihnen schuldig war, und sie sagten:

„Hast du Geld genug für so schlechte Waare, und willst meinen Freund überbieten, so verlange ich, du sollst mir vorher deine Schuld bezahlen.“

So machte es der Adlerwirth. Aber unrecht Gut gedeiht nicht. Er war ein stolzer und zornmüthiger Mann, und hatte beständig Händel und Prozesse vor Gericht. Sogar mit seinen Brüdern und Schwestern hatte er einen Rechtsstreit gehabt, weil er sie in der väterlichen Erbschaft durch Betrug und List bei der Theilung sehr verkürzt hatte. Viele Leute im Dorfe waren von ihm durch das Prozessiren zu Grunde gerichtet worden.

Ueberhaupt war die Streitsucht in Goldenthal eine Hauptursache von der Verarmung des Dorfs gewesen. Denn so lange die Leute noch im Wohlstand waren, wollten sie großthun; und wer einen Prozeß zu führen hatte, meinte, er habe etwas Großes und Ehrenvolles, weil Jedermann mit ihm davon sprach. Dann kamen arglistige Advokaten und hetzten noch mehr auf, weil sie gern durch die Dummheit und Prozeßwuth der Bauern Verdienst hatten. Die prozeßlustigen Leute waren dann so sehr auf ihre Sache erpicht, daß sie tausendmal schworen, lieber Alles daran zu setzen, als nachzugeben. Das gefiel den Advokaten gar wohl. Da wurden die Prozesse durch allerlei Kunst in die Länge gezogen, Jahr ein Jahr aus; da wurde replizirt, triplizirt, appellirt und den einfältigen

Leuten das Geld aus dem Sack herausgeführt, bis der Handel zehnmal mehr gekostet, als er werth war. Wer dann verlor, schimpfte über Parteilichkeit der Richter und sog an den Hungerpfoten. Die Advokaten aber aßen Braten.

Seit Oswald in's Dorf gekommen, hatte er viele Leute von dem Prozessiren abgehalten. Denn wenn ihn Einer um Rath befragte, richtete er es immer so ein, daß die Sache in der Güte abgethan wurde. Und er redete und sprach: „Einst fanden zween Hunde, die sich auf einem schmalen Steg über dem Wasser begegneten, ein Stück Fleisch auf dem Brücklein. Und sie geriethen in Streit, wem es gehöre. Ein dritter Hund, der das Fleisch auch gern gehabt hätte, kam dazu und sagte bald diesem, bald jenem in's Ohr: „Gib nicht nach. Es gehört dir von Rechtswegen allein!“ Also fingen die Beiden an sich zu raufen und zu beissen, bis Beide in der Balgerei hinab vom Steg in's tiefe Wasser fielen. Dann ging der Dritte gemächlich zum Fleisch und fraß es, und sah zu, wie die Andern schwammen. So geht es den streitführenden Parteien in Prozessen. — Rechthaberei kostet viel Geld, und bringt Spott und Schande nach. Wer einen Prozeß anhebt, hat schon die Hälfte von dem verloren, was er gewinnen will. Boshafte Advokaten sind wie die zwei Schneiden einer Scheere; sie vereinigen sich, um

das zu trennen, was man zwischen beide legt. Wenn du am Ende Alles gewinnst, hast du doch mehr verloren, als dir ersetzt werden kann: Zeit und Arbeit, wohl gar an der Gesundheit Schaden genommen durch Verdruß und Aerger, Furcht, Sorge und schlaflose Nächte."

So sprach Oswald. Der Adlerwirth aber fragte ihn nie, sondern hatte fast alle Jahre einen neuen Prozeß. Die vielen Unkosten und Geschenke an Advokaten und Schreiber, die vielen Läufe und Gänge und Reisen brachten ihn nach und nach um das Seinige. Als er nun einen Streit gegen eine benachbarte Gemeinde verlor, den er mit derselben wegen einer alten Eiche geführt hatte, von der er behauptete, sie stände auf seinem Lande und gehöre nicht der Gemeinde: so kam er in große Noth. Denn die Eiche hatte ihn über tausend Gulden gekostet, und er wußte nicht, woher das Geld nehmen, weil er schon mehr auf Haus und Land schuldig war, als man glaubte. Und da er überall Geld aufnehmen wollte, und nichts erhielt, geriethen die in Sorgen, denen er schon schuldig war. Und sie begehrten zurück, was sie ihm geborgt hatten. Also blieb ihm nichts übrig, als all sein Gut den Gläubigern heimzuschlagen. Er mußte Haus und Hof verkaufen. Das war die Folge seiner Prozeßsucht.

Weil er seine Felder schlecht besorgt hatte,

gingen sie in mäßigen Preisen ab. Da die Leute nicht mehr häufig in's Wirthshaus gingen, weil sie entweder kein Geld hatten oder keins versaufen wollten, brachte auch die Wirthshausgerechtigkeit nicht viel ein. Der Käufer des Hauses, als er sah, daß Niemand bei ihm einkehren und Geld verzehren mochte, stellte das Wirthen ganz ein. So blieb nur der Löwenwirth noch Meister; denn die andern Wirthe und Bier- und Weinschenken hatten auch nichts mehr zu verdienen, und die Wirthschaft schon früher aufgegeben.

Einige alte Bauern schüttelten dazu den Kopf und seufzten und sprachen: „Es ist doch böse Zeit, und wir sehen wohl, unser armes Dorf geht gänzlich zu Grunde. Vorzeiten hatten drei Wirthe und noch einige Bier- und Weinschenken bei uns vollauf zu thun; jetzt ist kaum Nahrung genug für einen einzigen vorhanden! Wohl ist das eine Schande für unser Goldenthal, und ein Beweis, wie schlecht es bei uns steht.“

Oswald aber sprach zu ihnen und sagte: „Mit nichten, ihr guten Leute! sondern nun habe ich gute Hoffnung, daß es bei uns bald besser gehen werde. Ich bin viel in der Welt umher gereiset, und habe viele Dörfer gesehen. Wo die meisten Wirthshäuser waren, da habe ich immer die meiste Armuth gefunden. Und wo kein Wirthshaus war, als etwa, Reisende zu beherbergen, da sah man

überall einen gewissen Wohlstand in den Häusern. Die Wirthe hängen nicht umsonst in ihre Schilde das Bild eines Raubthieres aus, Löwen und Adler, Bären und Falken, — die Thiere leben vom Gut und Blut der Gemeinde. Sie hängen ein goldenes Kreuz aus, weil sie Gold haben wollen, und den Leuten Kreuz und Kummer dafür lassen. Sie hängen einen goldenen Engel aus, aber es ist ein böser Engel, der Rekruten wirbt für das Zucht- und Armenhaus und Gefängniß. — Wir haben im Dorfe nur noch ein Wirthshaus, aber nur zu viel daran. Stände es nicht da, ständen die Nachbarshäuser besser. Wer am Wirthstische die Spielkarten nicht braucht, kauft sich eine Bibel und Gotteswort in's Haus. Wer nicht bei den Zechern um theures Geld Kopfweh kauft, freut sich daheim bei Weib und Kind unentgeldlich. Wer dem Wirth kein Geld zahlt, behält es im Sack. Es ist mehr Ehre, im eigenen Keller eine Flasche Wein, als im Wirthskeller ein ganzes Faß voll zu haben."

So redete Oswald, und die alten Bauern nickten mit dem Kopf, denn sie merkten wohl, er habe nicht Unrecht. Aber der Löwenwirth wollte bersten vor Zorn, zumal da er hörte, daß Oswald den goldenen Löwen ein Raubthier geheißen hatte. Und er würde dem Oswald gern einen Prozeß angehängt haben, wenn es möglich gewesen wäre.

Aber der Schulmeister war klug, nahm sich in Acht, und ging dem grimmigen Löwen überall aus dem Wege, und ließ denselben brüllen und schmähen.

17.

Vom Blitzstrahl im Pfarrhause und dem neuen Herrn Pfarrer.

Zu dieser Zeit war in einer Nacht ein erschreckliches Gewitter. Der ganze Himmel stand in Flammen. Der Donner rollte, daß die Häuser bebten und die Fenster klirrten. — Wenn die Bauern das ganze Jahr ruchlos waren, so beteten sie doch allemal beim Gewitter recht laut, und bereuten ihre Sünden von ganzem Herzen so lange, bis das Wetter vorüber war. Dann lebten sie wieder wie vorher.

Plötzlich fuhr mit entsetzlichem Krachen und Prasseln der Blitz in's Dorf. Er fiel wie ein Feuermeer auf das Pfarrhaus; doch zum Glück zündete er nicht und beschädigte auch Niemanden. Aber am folgenden Morgen sah man, wie der Blitz das ganze Dach zerschmettert hatte; und der alte Herr Pfarrer war vom Schrecken so hart befallen worden, daß er nach wenigen Tagen starb.

Da schimpften die Goldenthaler auf die Regierung, und sagten: „Die Regierung ist an dem ganzen Unglück Schuld. Denn hätte sie nicht verboten, beim Hochgewitter mit der Glocke zu läuten, so wäre das nicht geschehen. Sonst hat man

doch das Wetter, wenn es kam, wegläuten können; jetzt ist das verboten. Die großen Herren haben keine Religion mehr im Leibe. Nun haben wir das Unglück." — So sprachen die Goldenthaler.

Oswald aber sagte: „Wie denket ihr doch in euerm Herzen so thöricht, und sprechet mit euerm Mund so lästerlich! Die Regierung hat den Blitz nicht auf das Dach des Pfarrhauses gezogen, sondern der metallene Knopf mit der eisernen Wetterfahne hat es gethan. Denn es hat Gott in die Natur des Blitzes gelegt, immer dem Wasser oder den Metallen auf Erden nachzugehen, besonders den metallenen Spitzen. Das hat Gott gethan, auf daß der Mensch erkenne, wie er sich vor der Gewalt des Blitzes verwahren könne. Denn sobald der Blitz Metalle findet, an denen er bis in den Erdboden dringen kann, ist er unschädlich."

So sprach Oswald, und führte die Bauern auf das Dach des Pfarrhauses. Da sahen sie Alle in dem vergoldeten Knopf kleine eingeschmolzene Löcher, und sahen, wie der Blitz den aufrechtstehenden Nägeln der Hohl- und Eckziegel am Dache nachgelaufen war, bis unter das Dach zu einem Eisendrath, an welchem man vor der Hausthür zu klingeln pflegte, wenn man zum Herrn Pfarrer wollte. Weil nun der Blitz solch einen eisernen Weg zur Erde gefunden, war das übrige Haus von

ihm verschont worden, und ein kalter Schlag geblieben, wie die Bauern sagten. Er wäre aber, hätte er jenes leitende Eisenzeug nicht gefunden, wohl leicht ein gar heißer Schlag geworden.

Oswald sprach ferner: „Weil die Kirchthürme hohe Spitzen tragen und viel Eisenwerk im Innern, geschieht es oft, daß der Blitz sie trifft. Und weil daher schon mancher arme Mensch beim Gewitterläuten erschlagen worden ist, hat die hohe Obrigkeit das unnütze und abergläubige Läuten verboten.“

So sprach Oswald; und weil er merkte, daß sich seit der Zeit viele Leute vor dem Blitzstrahl mehr als vorher fürchteten, that es ihm leid. Und er sprach: „Angst und Schrecken beim Gewitter sind ein Unglück; das Gewitter selbst ist ein Segen des barmherzigen Gottes für die Länder, deren Lüfte er reinigen und deren Boden er befruchten will. Darum leget euern Kummer ab. Gehet hin, befestigt auf den Giebel eures Hauses eine eiserne Spitze, eines Schuhes hoch; knüpfet daran einen eisernen Drath, nicht dicker als die Spule einer großen Schreibfeder, der muß über das Dach herab bis zur Erde gehen in eine feuchte Stelle. So habet ihr dem Blitz einen Weg gemacht, auf dem er unschädlich zur Erde fährt, wenn der Drath ein einziges Stück ist von oben bis unten, und ihr ihn sauber haltet von allem Rost und Schmutz.

Ein Blitzableiter ist auch ein Furchtableiter, und bewahrt zugleich Haus und Dorf gegen ein mögliches Unglück von Feuersbrunst durch den Strahl."

Also redete der Schulmeister, und setzte auf sein eigenes Haus eine Eisenspitze mit dem daran herabgehenden Drath (denn Elsbeth fürchtete sich stark bei allen Gewittern). Der Müller hatte dergleichen schon längst in der Stadt gesehen, und that es auch. Viele Bauern folgten dem Beispiel nach, denn es kostete nicht viel und half doch zur Beruhigung.

Andere aber nahmen in ihrer Dummheit daran großes Aergerniß und sagten: „Heißt das nicht unserm Herr Gott nach den Augen stechen und ihm Gesetze vorschreiben? Kann er nicht mit seinen Blitzen treffen, wen er will? Werden die vielen Wetterstangen nicht die fruchtbringenden Gewitter verhindern und schlechte Witterung machen?

Da antwortete der Schulmeister und sprach: „Ihr Thoren, die Wetter Gottes gehen über tausend Spitzen der Bäume des Waldes, wie über kahle Ebenen, und seine Blitze befruchten den Erdboden, sie mögen in den Wipfel der Eiche, oder in Eisenstäbe, oder in Seen, Flüsse und Meere fallen. Aber der Herr gab uns Einsicht, auf daß wir uns bewahren sollen vor dem Schaden, den die herrlichste Sache am unrechten Ort hat. Das

Feuer ist mit dem Licht und Wärme ein herrliches Ding, aber nicht, wenn das Haus brennt. Darum gab uns Gott das Wasser zum Löschen des Feuers, warum traget ihr Bedenken, das Eisen zum Löschen des Blitzes zu gebrauchen? Es ist kein Uebel in der Welt, Gott hat uns dagegen ein Mittel gegeben. Aber der Mensch soll es erkennen und mit Dank empfahen. Wer nun in blinder Verstocktheit das Mittel verschmäht, ist ein Verächter von Gottes theuersten Gaben, und leidet gerechte Strafe, es sei, daß sein Haus verbrenne von der Flamme des Feuers, oder daß sein Haupt vom Blitzstrahl getroffen werde."

Viele glaubten an diese verständige Rede. Andere aber, die Blöden und Hochmüthigen, verachteten solche Worte in ihrem Herzen, und wollten nicht zugeben, daß es der Schulmeister besser verstehe, als sie; denn sie schämten sich, dumm zu sein, und wollten ihrer Unverständigkeit das Ansehen der Klugheit verleihen.

Die Stelle des verstorbenen Herrn Pfarrers blieb nicht lange unbesetzt. Der neuerwählte Herr Pfarrer Roderich, damals noch ein junger Mann von siebenundzwanzig Jahren, kam in's Dorf.

„Ei," riefen die Bauern, „was soll uns dieser Knabe? Wenn die Regierung keinen Glauben mehr hat, so soll sie uns doch bei unserm Glau-

ben lassen, und einen würdigen Mann schicken, der Jahre und Erfahrung hat.“ — Andere sprachen: „Der Herr Pfarrer ist auch Einer von der neuen Mode. Gott sei es geklagt. Wenn er predigt, spricht er so verständlich, wie unsereins, und man kann wahrhaftig Alles begreifen und behalten. Das taugt nicht. Er ist nicht gelehrt genug und sollte mehr lernen. Da muß man den alten Herrn Pfarrer selig in Ehren halten. Das war ein ganz anderer Mann! Der predigte so schön und gründlich gelehrt, daß ihn unsereins nur nicht verstand, und wenn er anderthalb Stunden auf der Kanzel war. Der wußte unsereins herzunehmen, wenn er von der Hölle und ewigen Pein anfing und von Buße und Glauben, und wenn er das ganze Sündenregister hersagte. Zumal im Winter, wenn es in der Kirche fror, daß man hätte Ach und Weh schreien mögen, dann machte er's am längsten!“ — Wieder Andere sagten: „Ja, der alte Herr selig, das war ein Mann! Wenn er auf der Kanzel stand oder beim Altar, da war doch von seiner großen, breiten Gestalt was zu sehen. Der neue Herr Pfarrer ist viel zu schmal, und dünn wie ein Zwirnfaden. Ja, und wenn der alte Herr selig einmal recht eifern wollte, hörte man ihn weit übers Dorf hinaus richtig beim Vieh auf der Allmende, und den Leuten, wenn sie aus der Kirche kamen, klangen die Ohren

zwei Stunden hernach. Der hatte eine Stimme! Aber der neue Herr Pfarrer spricht so, als wäre er bei uns in der Stube."

So urtheilten die Leute zu Goldenthal, doch auch nicht alle.

18.

Noch etwas vom neuen Herrn Pfarrer.

Es gab auch Leute im Dorfe, die sahen wohl ein, daß der Herr Pfarrer Roderich ein recht frommer, würdiger und gelehrter Herr war, ungeachtet seiner Jugend, ein Mann nach dem Herzen Gottes. Ja, wenn man ihn lange beobachtete, ward einem zu Muthe, als wäre er mehr als ein gewöhnlicher Mensch, und von wahrhaft himmlischer Abkunft. Denn er war leutselig und doch voll großen Ernstes; er war von Herzen demüthig, und flößte doch in seiner Demuth große Ehrfurcht ein. Er schalt nie, er zürnte nie, und war immerdar voll Sanftmuth und Geduld; und wenn er tadelte, hörte man nur die Stimme der Liebe, die den Verirrten zurechtwies.

Als er in Goldenthal angekommen war, besuchte er alle Familien im Dorfe und machte sich mit allen bekannt. Nachher verging kein Tag, da er nicht bald in dieses, bald in jenes Haus ging. Er verstand da die rechte Kunst, Vertrauen zu erwecken. Immer wußte er guten Rath zu ge-

ben, immer die Bekümmerten zu trösten, das Herz der Frechen zu bewegen und zwischen Streitenden Versöhnung zu stiften. Gleich wie Christus der Herr, ward auch er am meisten bei armen Leuten gesehen, oder bei denen, die im schlechtesten Ruf standen und wegen der Ruchlosigkeit ihres Herzens bekannt waren.

Und wenn er Sonntags auf die Kanzel trat und redete, war es ein wunderbares Wesen. Denn Jeder glaubte, der Herr Pfarrer rede und predige nur zu ihm allein. Jeder hörte gleichsam da die Geschichte seines eigenen Herzens, das Geheimniß seiner eigenen Fehler, und die wahren Ursachen, wie man zu denselben gekommen und von Gott abgefallen sei, und die Art und Weise, wie man wieder zum himmlischen Vater zurückkehren müsse. Und dabei wies er immer auf Jesum Christum und die Heiligen Gottes, als die Vorbilder des Wandels zu Gott. Das erweckte dann in jedem Zuhörer großes Nachdenken, weil Jeglicher meinte, es sei nur von ihm die Rede. Und man vergaß die Jugend des Lehrers, und seine zarte Gestalt, und die Mildigkeit seiner Stimme. Denn seine Worte waren Himmelsworte, die da an das Herz drangen mit Süßigkeit und Entsetzen.

Als der Herr Pfarrer zum erstenmal die Schule des Dorfes besuchte, um ihre Einrichtung kennen zu lernen, machte die Reinlichkeit, Stille und

Ordnung der Kinder, wie sie kamen, ihm große Freude. Wie nun aber Oswald auf die Knie fiel und die ganze Schule niedersank zum Gebet, rührte ihn der schöne Anblick der betenden Jugend. Und er kniete und beugte sich vor Gott, und die hellen Thränen flossen bei Oswalds Gebet von seinen Augen. Und er blieb liegen, als Oswald geendet hatte, und streckte die gefaltenen Hände zum Himmel und sprach: „Mein Vater im Himmel, höre auch mein Gebet und Seufzen! Bleibe mit deiner Gnade gegenwärtig diesen unschuldsvollen Kindern, daß sie sich nie von dir verlieren; bleibe, bis es bei ihnen Abend wird, und du sie aus der Welt voll Prüfungen hinwegrufst an dein Vaterherz. Dann, o dann, Barmherziger, vergib um Jesu willen auch mir meine Sünden, daß ich knien darf mit diesen verklärten Engeln um deinen Thron, und drüben Keiner fehle von uns. Und segne den Lehrer dieser frommen Jugend; segne sein Wort und Werk, daß es mächtig bleibe durch deine Macht, dein Reich herrlich zu erweitern!“

So sprach er; dann stand er auf und sagte zu den Kindern: „Liebe Kindlein, betet fleißig für diesen neuen Lehrer, daß ihn Gott euch erhalte; denn wahrlich, dieser Mann ist euer Vater, und ohne ihn wäret ihr trostlose, verlassene, arme Waisen!“ — Dies und anderes Schöne redete er;

und die Knaben und Mägdlein schluchzten laut, und hatten nun den Schulmeister noch viel lieber, als sonst, denn sie bedachten, er könne ihnen einst sterben. Und viele falteten die Hände, und sahen still und stumm mit betenden Augen durch die fallenden Thränen zum Himmel.

Und als endlich die Morgenschule vollendet war, ging der Herr Pfarrer zum Schulmeister und umarmte ihn vor allen Kindern, und drückte ihn an sein Herz und sprach: „O du frommer und gerechter Mann, du säest Saaten, die dir herrlich in der Ewigkeit aufblühen; lehre mich deinem Beispiele nachfolgen, denn du hast schon Vieles gethan, und ich noch so wenig. Und wenn ich je den Muth verlieren sollte, will ich herkommen und mich zu den Kindern setzen, und will werden wie sie, hoffend, glaubend, liebend, und mich durch den Anblick deines Beispiels und deiner Beharrlichkeit stärken!“

Das war ein rechter Feiertag für alle Kinder im Dorfe gewesen. Sie hatten zwar den Oswald und die Elsbeth schon vorher lieb gehabt von Herzen. Nun sie aber gesehen hatten, wie große Ehrfurcht selbst der Herr Pfarrer ihren Lehrern bewies, betrachteten sie Oswalden und Elsbethen recht wie höhere Wesen, und in ihre Liebe mischte sich eine wunderbare Hochachtung.

Pfarrer Roderich war kein halbes Jahr im

Dorfe, so war er schon der rechte Hausfreund und Rathgeber der meisten Familien. Von ihm kam allezeit die beste Meinung, der beste Trost. Die Mühseligen und Beladenen fanden bei ihm Erquickung. In den Hütten sprach er als ein irdischer Freund. Sonntags aber ward den Leuten immer zu Muth, als sei der liebe, heilige Mann gestorben, und er rede in der Kirche als ein Verklärter, der aus den Himmeln gekommen von oben herab, und wolle sie nach sich ziehen in das Ewiglich-Schöne.

Und er that den Armen viel Gutes; man wußte es nur kaum, so bescheiden that er das Gute. Und wo Kranke waren, fehlte er nicht. Er hatte in seinem Hause eine kleine Apotheke von einfachen Hausmitteln. Daraus half er oft. Er las gern die Schriften der Aerzte, und wußte Vieles zu heilen ohne große Kunst. So ward er nicht nur ein geistlicher, sondern auch ein leiblicher Arzt der Seinen. Das brachte ihm großes Vertrauen und vielen Gehorsam. Also that er wie Christus der Herr und seine Jünger, und heilete die Kranken und predigte das Reich Gottes.

Und so geschah, daß er die unwissenden Leute von allerlei abergläubigen, sympathetischen und oft grundschädlichen Mitteln in Krankheiten abgewöhnte. Sie liefen nicht mehr zu den Kapuzinern um geweihte Zettel, nicht mehr zu den Henkern,

Scharfrichtern, Wasserbeschauern und Quacksalbern. Denn er forderte für seine Mühe und Arzenei kein Geld, und half doch besser, als zwei Pfuscher. Wenn aber eine Krankheit zu wichtig und schwer ward, mußten die Leute zugleich auf seinen Rath zu einem erfahrenen und gelehrten Doktor in die Stadt senden. Anfänglich sträubten sich zwar Viele dagegen, und hatten mehr Zutrauen zu einem alten Weibe oder einem verschmitzten Harngucker, als zu einem rechtschaffenen Manne, der die Arzneikunst gründlich erlernt hatte; oder sie liefen von einem Doktor zum andern, wenn die Arznei von dem einen nicht jählings half, und gebrauchten allerlei Mittel durcheinander, daß das Uebel immer schlimmer werden mußte. Der Herr Pfarrer aber wußte die Leute bald auf andern Sinn zu bringen; denn er mußte es wohl besser verstehen, da er selber im Heilen Erfahrung hatte. Das brachte ihm Vertrauen und Gehorsam.

Er wußte auch sonst noch viele Dinge, die man bei ihm nicht vermuthete. Er war ein geschickter Bienenvater, und wußte die Bienen auf's Beste zu pflegen, vor Unfall zu hüten und ihnen gesunde Nahrung zu bereiten, wenn es daran fehlen wollte. Er hatte seine Bienenstöcke aber nicht lange bei sich, sondern verschenkte sie an die ärmsten Haushaltungen, und lehrte diese, wie sie die nützlichen Thiere besorgen müßten. Nur behielt

er sich vor, wenn es neue Schwärme gab, sie aufzufangen und denen zu geben, die noch keine besaßen, bis fast alle Familien mit Bienen versehen waren. Und weil er die Sache meisterlich verstand, gedieh sie bei Allen. Da ward viel Honig und Wachs zur Stadt getragen, und schönes Geld dafür heimgenommen. Und mit der Zeit ist Goldenthal im ganzen Lande berühmt geworden durch seinen Bienenstand, also daß aus entlegenen Ortschaften die Käufer kamen, und den Preis des Wachses und Honigs im Dorfe steigerten, weil Jeder den Goldenthaler Honig pries. Und sie hatten Heerden, für die sie kein Land und Futter gebrauchten, sondern die auf ihren zarten Flügeln über Felder und Wälder schwärmten und ihren Besitzern Gold ins Haus trugen.

Und wie der Herr Pfarrer diese und andere löbliche Einrichtungen in den Häusern machte, so machte er auch dergleichen in der Kirche. Hier aber hielt es fast schwer, besonders bei den alten Leuten, die sehr hartnäckig am Alten hingen. Wenn die Gemeinde in der Kirche sang, war es ein gewaltiges Durcheinanderschreien, ohne Lieblichkeit und Wohllaut. Jeder schrie aus Leibeskräften um die Wette mit dem Nachbar, als sollten die Fenster springen und die Gewölbe des Tempels zerbersten. Die Leute wurden dabei zuweilen von der Anstrengung kirschbraun im Gesicht.

Schon Oswald hatte gegen dieses andachtlose Zetergeschrei viel geredet; aber er redete in den Wind und hatte das Ansehen nicht. Darum ließ er die ältern Leute gehen und hielt es mit den jüngern und Kindern. Diese lehrte er feinen, lieblichen Gesang, vierstimmig, daß es recht erbaulich und rührend anzuhören war. Die Bauern und ihre Weiber hörten recht gern zu; doch sie meinten, das sei wohl gut in der Schule, aber nicht in der Kirche, und liessen es beim alten Geschrei bewenden.

Da griff es der Herr Pfarrer anders an. Ob er gleich die alten Lieder in Ehren hielt, theilte er doch, als Anhang zu den alten Liedern, in den Haushaltungen ein kleines Büchlein mit; das enthielt allerlei schöne Gebete in Versen für solche Fälle, die in den alten Liedern fehlen mochten. Und dies Büchlein war dasselbe, was die Kinder schon längst in der Schule gehabt und gesungen hatten. Das war den Alten schon recht, denn es kostete sie nichts.

Nachdem manche Woche und mancher Monat vergangen war, hielt eines Sonntags der Herr Pfarrer eine bewegliche Predigt über den Nutzen der Feierlichkeit beim öffentlichen Gottesdienst; und er sprach von König Davids heiligem Harfenspiel und vom Halleluiah der Engel am Throne Gottes. Und jeder Bauer verspürte, daß er bis-

her nicht mit gehöriger Andacht gesungen habe, wie die Engel Gottes singen. Dann sagte der Herr Pfarrer zuletzt: „Der Heiland hat gesprochen: Lasset die Kindlein zu mir kommen, und wehret ihnen nicht. Also wollen wir auch unsern Söhnen und Töchtern nicht wehren, zum Heiland zu kommen. Und alle Sonntage sollen sie zuerst, ehe wir singen, einen Satz aus dem Anhang singen zu unserer Herzenserweckung; künftigen Sonntag das erste Mal.“

So sprach er. Und am nächsten Sonntage war die Kirche gedrängt voll; und an den schwarzen Tafeln der Kirchthüren stand erst ein Vers aus dem Anhang, dann ein altes Lied angezeichnet. Die Leute hatten von selbst das Anhangbüchlein mitgebracht. Und es scholl der Gesang der Jugend wie sanfter Engelgesang durch die Kirchengewölbe. Es wurden vielen Leuten von Rührung die Augen feucht, die Herzen warm. Manche von den Alten sumseten leise und heimlich das schöne Lied nach. Dann ward von der ganzen Gemeinde das alte Lied gesungen. Der Herr Pfarrer sprach aber zuvor: „Ihr Männer, lieben Brüder, und ihr christlichen Frauen, vergesset nicht, daß unser Gott allgegenwärtig ist, und er euch höret, ob ihr gleich vor ihm sanft singet, wie Harfen Davids.“ Die Gemeinde sang, und so sanft, daß man die schönen vierstimmigen

Töne der jungen Leute hell und deutlich dazwischen hörte. Das klang wunderlieblich. Und wenn ein altes Weib einmal allzulaut hineinkreischte, stieß sie der Nachbar an, sie solle die Andacht nicht stören.

So ging es manchen Sonntag. Und jeden Sonntag mischten mehrere von den Alten ihre Stimmen zu dem Gesang der Jugend, denn er gefiel ihnen wohl. Zuletzt sang die gesammte Gemeinde leise mit, sogar der Herr Pfarrer. Oft geschah, daß man bloß aus dem Anhang singen mußte.

Wenn Fremde aus der Stadt oder aus benachbarten Dörfern einmal von ungefähr in die Goldenthaler Kirche kamen und dem Gottesdienste beiwohnten, ward ihnen wundersam zu Muth. Und sie waren andächtiger hier, als anderswo. Und im ganzen Lande redeten sie davon.

19.

Was man von den Goldenthalern im Lande redet.

In der Stadt und in den umliegenden Dörfern gab es über die Goldenthaler mancherlei Gespräch. Diese Leute hatten bisher immer Lumpen geheißen, waren als Saufbrüder bekannt, als liederliche Vögel, als Schuldenmacher, denen man keinen Heller anvertrauen mochte. Nun war es

gar sonderbar, daß es bei ihnen im Dorfe gar nicht aussah, wie bei armen Leuten. Ihre Häuser waren sauber und reinlich; eben so Alles in schönster Ordnung auf der Gasse, hinter den Häusern und den Gärten. Es war bei ihnen artiger, als in den reichsten Dörfern. Man sah im Sommer die Männer, Weiber und Kinder schon früh Morgens auf den Feldern. Da trugen und streuten die Einen den Dünger, Andere jäteten Unkraut aus. Immer hatten diese Leute etwas zu thun, und es war eine Lust, sie arbeiten zu sehen; es ging ihnen Alles gar geläufig von der Hand. Brauchte man in der Stadt Taglöhner, so fragte man am liebsten nach Goldenthalern. Gingen die Bürgerfrauen zum Einkaufen auf den Markt, so gingen sie am liebsten zu den Goldenthalerinnen. Denn diese waren immer sehr nett, in frischen, weißen Hemden, und reinlichen Kleidern und saubern Händen, daß sie rechte Lust machten, von ihrem Gemüse, ihrem Gespinnst und andern Waaren zu kaufen.

Die Goldenthaler waren arm, das wußte man wohl. Aber sie verzinseten jedesmal ihre Schulden richtig auf den Tag. Und was gar ausserordentlich war, sie hatten in der Stadt kleine Geldsummen an Zins ausgethan. Das brachte den Leuten Kredit und Glauben. Wenn der Pfarrer Roderich und der Schulmeister Oswald für

einen Goldenthaler gut sprachen, lieh man lieber einem solchen, als einem aus andern Gemeinden. Und man lieh das Kapital lieber um einen sehr mäßigen Zins aus, weil man vorher wußte, daß es sicher stehe und richtig verzinset werde. Das schaffte den Goldenthalern gar ansehnliche Vortheile. Denn sie kündigten ihre Kapitalien ab, wo sie großen Zins zu zahlen hatten, und nahmen da Geld auf, wo sie es in niedrigerm Zins erhielten.

Man urtheilte allerlei über das Dorf. Man sagte wohl, es sei da ein braver Pfarrer, ein sehr verständiger Schulmeister. Allein Vielen war doch die ganze Sache ein Räthsel. Denn ein Pfarrer und ein Schulmeister können doch auch nicht Alles, und jeder Pfarrer im Lande glaubte so klug zu sein oder noch klüger, als die Beiden in Goldenthal waren. Das machte viel Kopfbrechen. Die Bauern in der Gegend umher sagten geradezu, das Ding gehe nicht mit rechten Dingen zu. Man hatte etwas vom Oswald gehört, und er könne Gold machen, und lehre es in seinem Dorfe Den und Diesen. Und man neckte und höhnte die Goldenthaler zuweilen damit, sie könnten Gold machen.

In der That war es auffallend, daß die Goldenthaler Dinge zu Markt brachten, man wußte

nicht, woher sie Alles hatten. Ihr Gemüse, ihr Obst, ihr Flachs, ihr Hanf, ihr Getreide, Alles war gut. Die Kinder handelten sogar mit den schönsten Blumen und brachten solche in die Stadt. Honigwaben, ausgelassenen Honig und Wachs hatten sie mehr, als weit umher alle übrigen Dörfer zusammen. Man wußte sehr gut, sie besaßen keine ansehnlichen Viehheerden; viele Haushaltungen hatten etwa jede ein paar Kühe und ein paar Ziegen. Demungeachtet brachten arme Leute, die bloß eine Kuh hatten, zentnerschweren Käse und große Ballen der reinsten Butter zum Verkauf. Es war ganz unbegreiflich, wie eine Kuh so viel Butter und Käse liefern konnte. Eben so hatten die Goldenthaler jederzeit im Herbst die feinsten Obstsorten, schmackhafte Aepfel und Birnen, wie Niemand anders. Woher kam das so plötzlich in wenigen Jahren?

Die Goldenthaler mußten oft selbst bei sich lachen, wenn man ihr Dorf im Scherz das Goldmacherdorf nannte. Aber sie wußten wohl, woher es kam. Denn Oswald verstand sich auf die Obstbäume, und wo er in den Gärten der vornehmen Herren gute, feine Obstarten wußte, ging er hin und bat um Zweige. Dann hatte er seine jungen Leute an der Hand, die von ihm das Pfropfen, Zweigen und Aeugeln gelernt hatten. Recht wie Gärtner gingen sie damit um. Sie hatten

wirklich besondere Messer dazu. Nun wollte der Nachbar links und der Nachbar rechts in seinem Garten und auf seinem Felde bessere Frucht vom Baume. Da ward nun okulirt und gepfropft nach Herzenslust. Manche Bauern hatten sich junge Wildlinge aus den Wäldern geholt und veredelt; andere hatten aus Samen Bäume gezogen und Baumschulen angelegt. Jeder wollte es besser machen und besser haben, als der Andere. Im Eifer wurde die Sache oft von Manchem übertrieben.

Nun konnte man sich's in der Stadt wohl erklären, wie die Goldenthaler von Jahr zu Jahr immer schöneres und immer mehr Obst hatten, woraus sie bei gutem Jahrgang so viel Geld lösesten. Das war kein Hexenstreich. Aber keine großen Viehheerden haben, und doch viel Käse und Butter machen, das war allerdings ein Kunststück!

Das Kunststück hatte Oswald aber, während seines Kriegslebens, irgendwo in einem Dorfe gesehen und gelernt, und mit sich nach Goldenthal gebracht. Es war ganz artig. Die Leute wollten anfangs gar nicht daran; hintennach aber wußten sie es ihm großen Dank. Er machte es nämlich so:

Er ging herum bei seinen Verbündeten, die Kühe hatten, und sagte: „Ihr habet von euern Kühen schlechten Nutzen. Man muß von einer Kuh jährlich für Käse und Butter wenigstens

fünfzig bis hundert Gulden baares Geld lösen. Wollet ihr mit mir einstehen, so will ichs machen. Es gehören wenigstens vierzig bis fünfzig Kühe zusammen; dann geht's."

Als nun die vierzig bis fünfzig Kühe gefunden waren, sagte er: „Nun geht's!" Er kannte einen geschickten, rechtschaffenen Senn, der das Butter- und Käsemachen als ein Meister verstand. Dem versprach er zweihundert Gulden Jahrlohn; dafür mußte sich derselbe aber Kerzenlicht, Tücher und Waschlumpen selber anschaffen, so zum Käsemachen und Reinhalten der Gefäße und der Waare nöthig waren. Geschirr und Salz schaffte Oswald auf Rechnung der Theilnehmer an, von denen drei redliche Männer zu Aufsehern bei dem neuen Gewerbe ernannt wurden für das erste Jahr.

Im ehemaligen Wirthshaus zum Adler war der beste Platz zum Käsemachen; ein guter, kalter Milchkeller, ein großer Kessel in dem geräumigen Waschhause. Der Eigenthümer gab den Platz her, denn er hatte fünf Kühe, und wollte die Probe mitmachen und sehen, was dabei herauskomme. — Nun mußte Holz auf Unkosten Aller herbeigeschafft werden. Es kam. Dann bestimmte Oswald einen Tag, da mußten Alle, die zu der neuen Käserei gehörten, ihre Kuhmilch in äusserst sauber gewaschenen Gefäßen bringen. War das Gefäß nicht sauber, so nahm der Senn die Milch gar nicht

an; das war das Gesetz. Dann kostete der Senn die Milch. War Wasser, oder Ziegen- oder Schafmilch darunter, nahm der Senn die Milch nicht an; das war Gesetz. Nachher machte man das Gesetz noch schärfer.

Der Senn maß die Milch, und schrieb unter eines Jeden Namen auf, wie viel derselbe gebracht habe. Jeder konnte es für sich auch aufzeichnen. So brachte jede Haushaltung alle Tage Morgens und Abends die Milch ihrer Kühe. Von fremden Kühen durfte man bei schwerer Strafe keine Milch bringen.

Die gesammte Milch eines Tages goß der Senn in der Milchkammer zusammen, und bereitete daraus Butter und Käse. Das gab schöne, frische, große Ballen; zudem noch Käsewasser, im Sommer ein gesundes, kühlendes Getränk.

Nun war die Frage: wem gehört die Menge Butter und Käse von jedem Tage? Denn alle Tage ward eine solche Partie fertig. Es hätte sie gern Jeder gehabt, um in die Stadt damit zu laufen. — Das richtete man folgendermaßen ein.

Alles, was die zusammengebrachte Milch eines einzigen Tages an Butter, Käse u. s. w. abtrug, ward auch nur einem einzigen Theilhaber mit einemmal gegeben, und zwar demjenigen, dem man die meiste Menge Milch in der Käserei schuldig geworden war. In den ersten paar Tagen

freilich bekamen die Ersten weit mehr an Käse und Butter, als sie Milch gebracht hatten; denn sie bekamen ja das, was aus der Milch von allen Theilnehmern gemacht war. Allein nun wurden sie für so viel, als sie zuviel bekommen hatten, den Uebrigen schuldig; und was sie schuldig geworden waren, ward ihnen von Tag zu Tag an der Milch abgezogen, die sie brachten. Das ging so lange, bis sie alle Schuld abgethan und an Milch wieder mehr zu gut hatten, als die Uebrigen. Dann bekamen sie wieder die zu einem Tage bereitete Waare. Unterdessen hatte aber auch der, welcher nur eine einzige Kuh besaß und alle Tage nur ein paar Maas Milch bringen konnte, nach und nach mehr zusammen gebracht, als jeder von den Uebrigen, wie man das wohl im Milchbuch aufgeschrieben fand. Und nun empfing er die Frucht des Tages, bei anderthalb Zentner Butter und Käse mit einemmal.

Die Butter konnte Jeder den Tag gleich mit sich nehmen, da sie fertig war; Buttermilch und Käsewasser gehörten ihm auch. Den Käse aber ließ er so lange im Keller, bis er gehörig fest und gut war. Allemal an dem Tage, da Einer das Recht hatte, die aus der Milch bereitete Waare zu beziehen, mußte er dem Senn bei der Arbeit helfen und ihm handlangen, und saubere Handtücher, Linnen und was nöthig war, herbeischaffen.

Zuerst war den Goldenthalern das ganze Wesen bedenklich, und es meinte Jeglicher, er komme zu kurz dabei. Wenn einer aber endlich seine Menge Käse und Butter empfing, und nun nachrechnete, wie viel Milch er gegeben, so war er hocherfreut. Und es fand sich am Ende des ersten Jahres schon, daß auf diese Weise der mittlere Ertrag und Gewinn von einer Kuh über hundert und sechsundsechszig Gulden stieg, und zwar nach Abzug aller Unkosten. Das war doch ein schöner Zins.

Nun begriff man auch bald, woher das komme. Denn je frischer die Milch und je mehr, je besser wird die Waare daraus. So was konnte eine einzelne Haushaltung für sich allein beim Aufsammeln ihrer Milch nicht leisten. Ferner: Sonst ward in den Haushaltungen manche Maas Milch verschlampt und verzehrt, jetzt in den Milchkammern der Käserei an Zins gelegt. Sonst verlor man viel Zeit, oder hatte keine Zeit, selber Käse zu machen; jetzt ging das von selbst. Sonst kostete es Jeden mehr Holz zum Kochen; jetzt war es ein großes Holzersparniß.

Einige Goldenthaler versuchten anfangs zwar mit ihrer Milch Betrügereien; aber man machte bald so strenge Gesetze, daß es Keinem mehr in Sinn kam, zu betrügen, er hätte denn um alle seine gebrachte Milch bestraft und aus der Gesellschaft verstoßen sein wollen.

Die Einrichtung aber brachte noch einen Vortheil, an den vorher kein Mensch gedacht hätte. Nämlich, weil Jeder gern viel Milch gebracht hätte, um bald viel Käse und Butter davon zu haben, besorgte Jeder sein Vieh besser, als ehemals; baute künstliche Grasarten an, die viel Milch erzeugen; suchte sich eine größere Kuh zu verschaffen, statt der schlechten kleinen, oder stellte zwei Kühe in den Stall, wo er vorher nur eine hatte. Und weil Jedem daran gelegen war, daß man keine Milch von einer kranken oder kalbenden Kuh bekomme, hatten die drei erwählten Aufseher Macht und Recht, zu jeder Zeit in die Ställe zu gehen, und die Pflicht, alle halbe Jahre darin Umgang zu halten.

20.

Vom neuen Gemeindsvorsteher und dem Löwenwirth.

„Der Oswald ist doch ein Hexenmeister und Tausendsassa!“ sagten die Goldenthaler allemal lachend, wenn er wieder etwas angegeben hatte, das gelungen war. Und es gelang ihm ziemlich Alles, was er anfing, denn er fing nichts ohne Vorbedacht an; er übereilte und überhaspelte nichts, sondern that einen Schritt um den andern, und nahm nie mehr auf seine Schultern, als er tragen konnte.

Nun hätte man wohl glauben sollen, der Schulmeister habe sich und seine herzige Elsbeth mit Arbeiten überladen gehabt. Keineswegs; er wußte Alles so einzurichten, daß zuletzt immer Andere ihm einen guten Theil der Arbeiten abnehmen konnten. Sogar in der Schule hatte er wenig zu thun; denn er hatte sich da einen geschickten jungen Bauerssohn, Namens Johannes Heiter, nachgezogen. Der war von armen Aeltern, und Oswald gab ihm bei sich Wohnung und Kost aus der Garküche, und unterrichtete ihn in gelehrten Dingen. Oswald hatte seinen Johannes sehr lieb, und dieser war in der Schule so meisterlich zum Unterricht, daß er Oswalden darin vollkommen gleich kam. Und die Kinder liebten den Johannes, denn er war sehr sanft und freundlich, und machte ihnen das Lernen beinahe noch leichter, als Oswald. Dieser ging oft ganze Tage seiner Feld- und Gartenarbeit nach, und freuete sich, wenn er sah, wie im Dorfe Alles nach und nach anders ward.

Und wirklich war es seltsam zu sehen, wie Leute, die vorher arme Schlucker gewesen, nach und nach sich von Schulden frei machten, und wie ihre Häuser ein stattliches Ansehen bekamen; hingegen, wie vormals wohlhabende Bauern, die in ihrer alten Gewohnheit verblieben, nach und nach arm

wurden, weil sie das Ihrige verwahrloseten, verlumpten, versoffen, verprozessirten, verspielten.

Die zweiunddreißig Bundesgenossen Oswalds hielten sich wacker, und waren allenthalben voran, wo eine neue Einrichtung von ihm gemacht ward. Ihr Beispiel munterte dann viele Nachbarn auf, es auch so zu machen. Die jungen Bursche, welche Oswald am Sonntage unterrichtete, und die Mädchen aus Elsbeths Nähschule trugen bei ihren Aeltern nicht wenig zum Guten bei. Andere aber waren und blieben im Dorfe unverbesserliche Lumpen. Und an der Spitze des schlechten Volkes stand der Löwenwirth Brenzel. Dieser war ein geschworner Feind aller neuen Einrichtungen. Er fluchte beständig auf die Neuerer, und sagte, die Religion gehe dabei zu Grunde; es müsse anders kommen, so könne es nicht länger gehen. Doch hielt ihn der Herr Pfarrer, welcher ihn viel besuchte, immer im Zaum, daß er nicht viel Böses thun konnte. Dazu kam, daß Brenzel seine Hauptstütze, nämlich den dritten Gemeindsvorsteher, von seiner Seite verlor. Dieser hatte schon längst gemerkt, daß es mit seiner Wirthschaft den Krebsgang gehe, und sich darüber aus Verdruß dem Trunk ergeben, daß er keinen Tag nüchtern war. Und um schnell wieder reich zu werden, hatte er in mehrere Lotterien gesetzt und so sein Geld versplittert, bis er nichts mehr hatte. Da kamen

die Gläubiger, denen er schuldig war, und nahmen ihm das Letzte.

Nun mußten neue Gemeindsvorsteher gewählt und der hohen Landesobrigkeit vorgeschlagen werden. Da gab es im Dorfe zwei Parteien. Die Lumpen wollten Einen oder Zwei ihres Gleichen, denen sie schuldig waren; die rechtschaffenen Leute aber wollten das nicht. Es war viel Zanks. Viele fragten den Herrn Pfarrer um seine Meinung darüber, wenn er sie nach seiner Gewohnheit besuchte. Er aber antwortete ihnen und sprach:

„Ich wundere mich sehr, daß keiner von euch noch an den braven Mann gedacht hat, der euch schon so viel Nutzen gestiftet, der so klug, so menschenfreundlich und so thätig ist. Ich meine den Schulmeister. Wenn ihr den wählet, so habet ihr einen rechten Mann an der Spitze. Freilich, er gehört nicht zu denen, die sich zu einer Ehrenstelle drängen. Aber eben deswegen muß man zuerst auf ihn achten. Denn die, welche um Ehrenstellen werben, und Andern den Rang ablaufen wollen, haben gemeiniglich Nebenabsichten. Sie sind stolz und ehrgeizig, wollen nicht das Beste der Gemeinde, sondern ihren Hochmuth befriedigt sehen."

Ferner sprach er: „Es ist wohl gut, daß man einen wohlhabenden Mann zum Gemeindsvorsteher wählt, aber Reichthum nicht, sondern Uneigennützigkeit ist die höchste Tugend. Wehe der Ge-

meinde, die Den zum Vorsteher macht, dem die meisten Bürger schuldig sind. Denn sie machen ihn zum Gewalthaber und Richter in seinen eigenen Angelegenheiten, und sie werden die Sklaven eines Dorftirannen durch eigene Thorheit. Sie sollen lieber den wählen, der auch den hartherzigen Gläubiger und den reichen Tirannen in Schranken halten kann."

Ferner sprach er: „Ein guter Kopf thut viel, aber ein redliches Herz thut noch weit mehr. Darum fraget erst: ist der Mann ein grundredlicher, hilfreicher Mann? Dann erst fraget: hat er Klugheit genug, und ist er keines Reichen Schuldner? Der Vorsteher einer Gemeinde soll unabhängig sein; sonst ist nicht er, sondern sein Gläubiger, den er fürchtet, Vorsteher des Ortes.

„Ihr könnet nicht leicht irren, den würdigsten Mann zu finden. Denket nur nach, welchen Mann würdet ihr auf euerm Sterbebette am liebsten zum Vogt eurer Wittwe und hinterlassenen Waisen machen, in der Ueberzeugung, er werde das Glück der Eurigen wohl besorgen? Nun, diesen machet zum Vorsteher. — Oder, wenn ihr zu einem eurer Mitbürger in Dienst treten müßtet, welchen wünschtet ihr am liebsten zu euerm Herrn? Nun, diesem machet zum Vorsteher.

„Wenn an einem Orte die Mehrheit der Vorsteher guten Willen und redliches Gemüth hat,

welches das Unrecht verabscheuet: so findet sich auch leicht zu Allem guter Rath. Ein einziger guter Kopf ist genug. Drei gute Köpfe, ohne gutes Herz, werden sich beisammen nicht vertragen. Denn Jeder will es besser verstehen, als der Andere, und so kommt Zwietracht unter sie, und von ihnen in die Gemeinde.

„Saget mir, wer ist der beste Vater bei seinen Kindern; liebreich und doch nicht schwach, streng und doch nicht hartherzig? Oder saget mir: wer ist der beste Hausherr im Dorfe, dem sein Gesinde gern dient und zugethan ist, aber den es doch fürchten muß; der Alles in seinem Hauswesen geschickt ordnet und leitet, ohne Lärmen und Geräusch, ohne Zank, ohne Zorn, und daß doch Alles dabei gut geht, wie von selber? Diesen machet zum Hausvater der ganzen Gemeinde."

So sprach der weise Herr Pfarrer, und Jeder dachte nun anders, als vorher. Und als die Gemeinde sich versammelte, um zwei Vorsteher sich zu wählen, ward von den Meisten verlangt, man solle nicht offen wählen, sondern Jeder solle seine Stimme auf einem verschlossenen Zettel eingeben, damit Niemand wisse, wer sie eingegeben, auf daß Jeder frei und ohne Furcht und Rücksicht Den wählen könne, der ihm der Würdigste scheine. Der Löwenwirth Brenzel wollte zwar dagegen lärmen; denn er hatte schon bestimmt, wen er

zum Amtsgenossen verlange, und nun wollte er gern Diejenigen sehen, die es mit ihm hielten oder von ihm abtrünnig wären. Aber der grimmige Löwe setzte es nicht durch. Und es ward geheimes Stimmenmehr gesammelt, und in der ersten Wahl der Schulmeister Oswald, in der zweiten der Müller Siegfried zu Vorstehern des Dorfes erwählt. Letzterer aber nahm die Stelle nicht an, dieweil er Oswalds Schwiegervater wäre; das tauge nichts, daß aus einer Verwandtschaft zwei Glieder beisammen im Rath säßen. Also ward statt des Müllers gewählt Ulrich Stark, ein stiller, fleißiger, verständiger Mann.

Dem Löwenwirth, da er diese Wahl sah, ward es ganz grün und gelb vor den Augen. Er hoffte noch, Oswald werde sich ebenfalls weigern, die Stelle anzunehmen. Aber er betrog sich; Oswald dankte der Gemeinde für das Zutrauen, und empfahl nun seinen lieben Johannes Heiter zum Schulmeister. Und Heiter ward Schulmeister.

Der Löwenwirth ging betäubt, als wäre ihm ein Kirchthurm auf den Kopf gefallen, nach Hause. Daselbst ließ er seine Wuth erst an der Katze aus, die ihm schmeichelnd zwischen die Beine kam; dann an dem Hund, der freundlich an ihm aufspringen wollte; dann an der Magd, die ihn nicht gleich verstand, als er ein Glas Branntewein begehrte;

dann an der Frau, als die sagte, der Ulrich Stark sei eine ehrliche Haut.

21.

Der Gemeindsstall muß ausgemistet werden.

„O Herr Jerum! o Herr Jerum!“ rief der Löwenwirth, und kratzte sich hinter den Ohren, so oft er daran dachte, daß Oswald nun Ortsvorsteher geworden. Doch besann er sich, und lief spornstreichs zum Oswald hin, umarmte ihn als seinen Kollegen, gratulirte von ganzem Herzen und sagte, nun wollten sie beide recht Herzensfreunde werden und wie Brüder leben.

Elsbeth wunderte sich über die gar zu schnelle Höflichkeit des Löwenwirths, und sprach, als er fortgegangen war, zu ihrem Manne: „Oswald, Oswald, hättest du doch die Stelle nicht angenommen! Der Brenzel ist ein falscher Mann, und er wird dir eine Grube graben und dich in die Falle bringen. Oswald, lieber Oswald, hüte dich vor dem Löwenwirth!“

Oswald küßte Elsbeths finstere Stirn und sprach: „Brenzel ist kein grimmiger Löwe; ich sehe, er ist nur ein feiger, schmeichelnder, tückischer Kater. Aber ich will ihm die Pfoten schon lähmen.“

Als nun die Vorsteher das erstemal nebst dem Gemeindsschreiber beisammensaßen, verlangten Ulrich Stark und Oswald vor allen Dingen, die

Rechnungen einzusehen und die Gemeindsbücher. Aber da fand sich Alles in großer Unordnung. Vieles war gar nicht in's Protokoll eingetragen. Die Gemeinde hätte bei siebentausend Gulden Schulden. Beinahe die Hälfte davon war sie dem Löwenwirth schuldig, der sich fünf Prozent zinsen ließ, während er Geld zu drei und vier Prozent für sich aufgenommen hatte. Die jährlichen Gemeindssteuern waren meistens für allerlei Unkosten, Bemühungen, Augenscheine und Besichtigungen, für Reisen, Entschädigungen und dergleichen der bisherigen Gemeindsvorsteher draufgegangen. Besondere Rechnung war darüber nicht geführt, sondern Alles nur in runden Summen ausgestellt. Eben so war es mit den Einkünften des Dorfspitals oder Armenguts gegangen. Mit den Vormundschaftsrechnungen für die Wittwen und Waisen stand es nicht besser. Aus den Waldungen hatte man im Einverständniß mit dem Förster nach Belieben Holz geschlagen und verkauft, wie es hieß, zum Besten der Gemeinde, ohne daß man jetzt wußte, wohin und wie viel. Hatte sich doch der Löwenwirth manchmal selbst gerühmt: „Mein Beil hat schon mehr Holz angeschlagen, als der beste Hof im ganzen Lande werth ist." — Genug, es war mit dem Gut der Gemeinde übel gehauset, üble Rechnung gehalten; hingegen sah man wohl, die Herren Vorgesetzten hatten sich dabei nicht ver-

gessen. Es fand sich sogar, daß um den Spottpreis von tausend Gulden ein großes Stück Gemeindsland verkauft worden war, daß es die Vorsteher gekauft, das Geld noch nicht einmal bezahlt und seit fünf Jahren nicht verzinset hatten. Ferner, daß der Löwenwirth schon vor eilf Jahren, im Einverständniß mit seinen Beisitzern, viertausend Gulden Kapital aufgenommen hatte, Namens der Gemeinde; daß dafür die Gemeindswälder unterpfändlich verhaftet worden waren; daß die Gemeinde den Zins unter den übrigen Steuern hatte mitzahlen müssen, und das Kapital in den Händen der Vorgesetzten geblieben war.

Da ergrimmte Oswald in seinem Gemüth, und er sprach: „Man hat mich nicht in den Gemeindsrath gesetzt, sondern in den Gemeindsstall, der da ist voller Unflath und Verderben. Aber wir wollen den Stall ausmisten, und sollte der Gestank auch durch das ganze Land dringen. Ihr habt, als Vorsteher, nicht das Gemeinbeste vertreten, sondern ihr habt es zertreten. Ihr Väter der Wittwen und Waisen habt eure Kinder bestohlen, und den armen Leuten verschimmeltes Brod zugeworfen, während ihr aus ihrem Gute euch Wein und Braten auftischtet. Ihr habet den, der vom Felde zwei Rüben stahl, in den harten Kerker geworfen, aber euch weiche Betten gekauft

von dem Gelde, das ihr der Gemeinde geraubt. Ihr Ottergezüchte, die ihr immer von Gerechtigkeit redet und in Ungerechtigkeit schwelget, die ihr die Religion im Maule habt und den Teufel in der Brust — wahrlich, wahrlich, ihr sollt ärnten, was ihr gesäet habt: Armuth für Hochmuth, Galgenholz für Räuberstolz!“

Als dies der Löwenwirth hörte, kam großes Entsetzen über ihn, daß er im Innersten erzitterte. Er schob die Schuld auf seine ehemaligen Beisitzer, und fiel vor Oswald weinend und heulend nieder, und beschwor denselben bei Allem, was heilig ist, ihn nicht unglücklich zu machen.

Aber noch denselben Tag sendete Oswald einen Bericht an die hohe Obrigkeit, und deckte Alles auf. Und im ganzen Dorfe war großes Schrecken und allgemeine Bestürzung; denn so viel Betrug hatte Keiner den ehemaligen Vorstehern zugetraut. Viele wollten es gar nicht glauben, und schalten den Oswald einen Verleumder und Bösewicht, der sich großes Ansehen geben und unschuldige Leute ins Verderben bringen wolle. Und der Löwenwirth lief umher im Dorfe, und suchte bei seinen Freunden allerlei Zeugniß, um sich gegen die schwersten Beschuldigungen sicher zu stellen. Jedoch seine besten Freunde zuckten die Achseln, und wollten sich in das Geschäft nicht mischen. Und schneller, als er vermuthete, erschien eine Untersuchungs-

kommission der Regierung. Da kam alle Schändlichkeit an das Tageslicht. Der Löwenwirth ward gefangen hinweggeführt, um vor Gericht beurtheilt zu werden. Er ward seiner Stelle entsetzt und kam in's Zuchthaus. Aus seinem Vermögen wurde Vieles von dem wieder ersetzt, um was er die Gemeinde betrogen hatte. So endete der stolze Löwenwirth; denn unrecht Gut gedeiht nicht, und Hochmuth kommt vor dem Fall.

Oswald aber wurde zum ersten Vorsteher der Gemeinde Goldenthal ernannt, und ihm ein Ehrenmann aus dem Dorfe zum dritten Beisitzer erwählt.

Ueber diese schrecklichen Begebenheiten hielt der Pfarrer Roderich eine schöne, lehrreiche Predigt Er sagte: „Wenn Aeltern ungerathene Kinder haben, so muß man nicht nur die Kinder, sondern auch die Aeltern wegen schlechter Zucht anklagen. Und wenn in einer Gemeinde Schande, Armuth und Laster zunehmen, so ist es ein Beweis, daß die Vorgesetzten nichts taugen, sondern Schuld an dem Unglück sind. Aber Gott sendet Jedem seinen jüngsten Tag zu."

22.

Die Schulden müssen getilgt werden.

Der Oswald hatte gar viel zu schaffen. Keiner wußte, was er trieb. Bald lief er in allen

Feldern herum, bald tagelang in den Wäldern, bald wieder in die Stadt.

„Ach, du armer Oswald!“ seufzte Elsbeth, wenn sie ihm am Abend vor dem Dorfe entgegenging und ihn mitleidig bewillkommte: „Warum kümmerst du dich so sehr, armer Oswald, und plagest dich? Du wirst am Ende doch nur Undank und Verdruß von aller deiner Mühe haben.“

Oswald sprach: „Undank ist die Münze, womit das Volk am liebsten zahlt. Wer aber einer Gemeinde vorsteht, der soll an seinen Gott und an seine Pflicht denken, nicht aber auf Lohn und Dank. Siehst du, liebes Herz, Gott lohnt endlich auch gewiß alles Gute, gleichwie er alles Böse straft.“

So redete Oswald, und that, was er sollte.

Es ergab sich aber, daß die Gemeinde noch über sechstausend Gulden schuldig war, theils von den Zeiten des Krieges und der Theurung her, theils durch die schlechte Haushaltung der ehemaligen Vorgesetzten. — Und Oswald sann Tag und Nacht, wie er diese Last von dem armen Goldenthal nehmen oder doch vermindern könne. Und als sein Plan endlich reif war, legte er ihnen seinen Amtsgenossen vor; die hießen ihn nach langer Berathschlagung gut, und sprachen: „Wollte Gott, die Schulden wären abgethan, so wüßte doch auch Jeder wieder, was er Eigenes hätte,

und könnte frei athmen, und müßte nicht fort und fort an das Zinsen denken."

Darauf ward eine Besichtigung und Schätzung aller liegenden Gründe der Ortsbürger angeordnet, damit man ungefähr wisse, wie arm oder reich Jedermann sei, und damit Jeder auf gerechte Weise in Zukunft wegen der Steuer angelegt werden könne. Und Jeder mußte bei den Gemeindsvorstehern angeben und beweisen, wie viel Schulden er auf Haus und Gütern stehen habe, und das ward treulich in das Buch eingetragen und darnach Jedermann geschätzt.

Dann trat Oswald am Sonntage nach der Kirche mit seinen zwei Beisitzern vor die versammelte Gemeinde und sprach: „Ihr Männer, liebe Mitbürger, unser Dorf hat sechstausend vierhundert Gulden Schulden. Das Geld haben wir theils in den benachbarten Städten zu verzinsen, theils sind wir es hier im Dorfe uns selber für Heu, Haber, Fuhren und Requisitionen schuldig. Was wir auswärts zu zahlen haben, wollen wir ein andermal besprechen. Jetzt wollen wir abthun, was sich die Gemeinde selber schuldig geworden ist.

„Viele von uns haben an der Gemeinde noch beträchtlich für Stroh, Haber und andere Lieferungen aus dem letzten Kriege zu fordern. Man verzinset ihnen zwar jährlich, aber sie müssen doch auch allemal erst ihren Beitrag zur allgemeinen

Zinssumme geben. Also verzinsen sich im Grunde Viele nur ihre Sachen selber. Das ist mühsam und thöricht. Nun haben wir diese Schuld auf alle Bürger, nach Maasgabe ihres Vermögens, vertheilt. Den Reichen trifft davon mehr, den Armen weniger. So wird die Gemeinschuld in eine Partikularschuld verwandelt. Wer auf diese Art so viel schuldig wird, als er selber zu fordern hat, der streicht Schuld und Forderung, und ist frei, bekommt und zahlt keinen Zins mehr. Wer mehr zu fordern hat, als er durch die Eintheilung schuldig ist, und sagt: Wer zahlt mir den Ueberschuß dessen, was mir herausgebührt? Antwort: Diejenigen zahlen ihn, die nichts an die Gemeinde geliefert haben im Kriege. Diese sind als Schuldner an die Zuguthaber vertheilt, und tragen denselben entweder die kleine Summe, die sie trifft, gleich baar ab, oder verzinsen solche zu Vier vom Hundert."

So redete Oswald. Viele verstanden es anfangs nicht recht. Da sie aber einsahen, daß dabei Keiner zu kurz kam, waren sie es sehr gern zufrieden. Denn die Reichen, welche am meisten zu fordern hatten, die hatten auch nach Maasgabe mehr an Abtragung der Gemeindsschuld zu zahlen. So blieb für die Aermern weniger zu entrichten übrig, und Jeder fand die Einrichtung darum billig, weil

die Schätzung der Güter und des Vermögens sehr unparteiisch gemacht war.

Am Sonntag darauf ward die Gemeinde abermals versammelt, und Oswald redete also: „Ihr Männer, liebe Mitbürger, es ist uns gelungen, das Geld, was die Gemeinde schuldig ist, in benachbarten Städten zu geringerm Zins zu erhalten, also, daß Goldenthal jährlich nur zweihundert und zwanzig Gulden Zins zu entrichten hat. Aber es wird manchem Hausvater noch immer schwer fallen, den Beitrag zu diesem Zins zu erschwingen aus seinem Gute. Daher ist es besser, es zahle Keiner von euch den Zinsbeitrag aus seinem Gute!“

Da erhoben alle Goldenthaler ein Gelächter, und sie riefen: „Das läßt sich hören und gefällt uns über die Maßen.“

Oswald erhob die Stimme und redete weiter: „Ihr Männer, liebe Mitbürger, wir haben noch ein großes Stück Gemeinweide. Das ist elendes Land, vom Vieh zertreten, mit alten einzelnen Eichen darauf. Jeder von euch, dem dies Land gehörte, würde es besser benutzen. Aber wer benutzt es jetzt? — Niemand. Denn die Reichen, welche viel Vieh haben und es im Sommer darauf weiden lassen, haben offenbaren Schaden davon. Nicht nur kommen ihre Kühe magerer und hungriger Abends heim, als sie des Morgens hinausgingen, sondern es geht auch für die Aecker aller

Dünger vom Vieh dabei verloren. Die Armen aber, die keine Kuh halten können, haben gar keinen Nutzen davon, und müssen ihn den Reichen überlassen. Ist das billig? Warum sollen reiche Bürger mehr Vortheil vom Eigenthum der Gemeinde haben, als arme? Sind wir nicht allesammt Goldenthaler? Hat Einer nicht so viel Recht, als der Andere? Wer hat denn den Reichen den Nutzen des Gemeinlandes allein gegeben? — Wenn die Armen ein Stück Feld davon hätten, und könnten Klee oder andere Grasarten darauf bauen, so hätten sie für ihre Ziegen und Schafe doppelt so viel und gesünderes, nahrhafteres Futter, als jetzt. Also ist unser Rath, daß wir das Gemeinland in gleiche Theile unter die Bürger vertheilen, daß Jeder seinen Theil davon benutzen könne, wie er wolle. Das Land aber bleibt ewiges Eigenthum der Gemeinde; Jeglicher empfängt seinen Antheil nur in Pacht, und kann ihn weder verkaufen, noch verleihen, noch vererben, noch sonst veräussern; sondern derselbe fällt jedesmal nach des Besitzers Tode an die Gemeinde zurück. Diese gibt ihn dann an einen jungen Bürger, der eigene Haushaltung führt und noch ohne Gemeinland ist. Jeder zahlt jährlich einen geringen Pachtzins von seinem Stück, und damit wird der Zins von der Gemeindsschuld abgetragen. Also zahlt Niemand diesen Zins aus

seinem eigenen Gute, sondern aus dem, was er von der Gemeinde zum Lehen hat."

Nachdem Oswald geredet hatte, entstand großes Nachdenken im Volke, Gemurmel, Streit, Wortwechsel, Geschrei und Lärmen, als wäre Mord und Todtschlag. Denn die reichsten Bauern, welche das Weidland bisher ausschließlich mit ihrem Vieh benutzt hatten, wollten die Theilung nicht zugeben, schrieen über Ungerechtigkeit und drohten mit der Regierung. Andere sagten: „Wir sehen wohl, man will die Lumpen reich machen, und die Ehrenleute im Dorfe zu Lumpen. Wer Vieh hat, der kann es zur Weide schicken; das ist eine alte Rechtsame, die von den Vätern vererbt ist, und die lassen wir uns nicht nehmen!"

Doch die Mehrheit der Bauern, die nicht reich waren, oder die ihr Vieh, um mehr Milch zu haben und mehr Dünger zu gewinnen, im Stall fütterten, setzte es durch und hob den Weidgang auf. Alsbald mußte ein Feldmesser kommen, alles Gemeinland in gleiche Theile vertheilen, und dann wurden die Stücke verlooset. Die reichen Bauern gingen jammernd und klagend vor die Regierung und beschwerten sich wegen der Unterdrückung der Rechtsame. Die Regierung aber gab folgenden Bescheid: „Das Gemeinland ist eine Rechtsame der Bürger und nicht der Kühe von Goldenthal. Also kann jeder Bürger das Gemeinland oder sei-

nen Theil benutzen, wie er will. Ihr Herren aber vertheidigt nicht eure alten Rechtsame, sondern euern vor Alter stinkenden Eigennutz, und versteht noch dazu euern Vortheil schlecht. Derohalben bleibt von nun an der Weidgang aufgehoben. Damit packet euch, ihr Esel, und ziehet hin in Frieden!"

Die reichen Bauern bedankten sich für den gnädigen Bescheid und zogen heim. Nun erst bedauerten sie den Löwenwirth Brenzel im Zuchthause und sagten: „Er war doch bei allen seinen Fehlern ein braver Mann; er hielt auf alte Gerechtigkeiten und Herkommen; unter ihm wäre so etwas nie geschehen. Der Oswald ist ein Franzose, ein Neuerer, ein Jakobiner, ein Bonapartler und desgleichen."

23.

Und abermals: die Schulden müssen bezahlt werden.

Schon im folgenden Frühjahr war Jubel und Freude in der vormaligen Wüste des Gemeinlandes. Denn wo sonst einsame Kühe hungrig am kurzen, schlechten oder sauern Grase rupften und zupften, blühte nun ein wahrer Garten. Da sah man nun Bohnen, Hopfen und Hanf, Erbsen und Flachs, Kohl und Erdäpfel, Klee und Getreide in bunter Mannigfaltigkeit. Jeder konnte leicht be-

rechnen, daß er mit der Aernte nicht nur den kleinen Zins abtragen, sondern reichen Ueberschuß haben würde. Selbst die reichen Bauern, sobald sie einmal zum rechten Verstand kamen, was oft sehr schwer bei ihnen hielt, erkannten ihren Vortheil dabei. Denn nicht nur hatten sie Gewinn am Futter für ihre Kühe im Stall, an Milch und Dünger, sondern auch an baarem Geld. Denn hätte Jeder, wenn es nach ihrem Kopfe gegangen wäre, zum Schuldenzins der Gemeinde aus seinem eigenen Sack gesteuert, so würden sie verhältnißmäßig das Meiste dazu haben zahlen müssen, während jetzt Jeder von seinem Pachtlande gleichviel Zins entrichtete.

Oswald aber war noch nicht zufrieden, und nicht vergebens so oft in den Wäldern Tage lang umhergestrichen. Er hatte sogar in einer benachbarten Stadt den Oberförster besucht, der in seinem Fache ein grundgeschickter Herr war, und hatte denselben links und rechts in den Goldenthaler Gemeindswaldungen herumgeführt und um Rath gefragt. Oswald brütete wieder über etwas, aber Keiner wußte recht, worüber. Die reichen Bauern sagten: „Wir wissen's wohl, es soll wieder über unser Fell hergehen!“ Diesmal aber hatten sie sich doch geirrt.

Jedermann war sehr neugierig, als die gesammte Bürgerschaft von Goldenthal wieder ver-

sammelt wurde, um von den Vorgesetzten wichtige Anträge zu hören.

Oswald trat wieder hervor und sprach mit lauter Stimme: „Ihr Männer, liebe Mitbürger! Ein Mann ohne Schuld hat Jedermanns Huld. Unser Dorf hat aber noch Schulden. Wir verzinsen dieselben vom Pachtlande. Besser wäre es, wir behielten den Zins vom Pachtlande Jeder in seinem eigenen Sack, wenigstens zehn Jahre lang oder länger. Damit wäre uns Allen geholfen."

Die Leute lachten und sprachen unter sich: „Der Vorschlag ist nicht unbillig."

Oswald fuhr fort zu reden: „Ich und die ehrsamen Beisitzer wollen es übernehmen, dafür gutzustehen, daß die Gemeindsschuld ganz oder doch größtentheils abgetragen werden soll, ohne eure Unkosten, sobald ihr einwilliget, drei Beschlüsse zu genehmigen und zu befolgen."

„Aha!" schrien die reichen Bauern: „Jetzt kommt der hinkende Bote nach!"

Oswald sprach: „Höret mich an und denket wohl nach, ob ich wahr rede oder nicht. Wir haben in Goldenthal ungefähr hundert Haushaltungen."

„Das ist wahr!" riefen die Bauern.

„Jede Haushaltung", sagte Oswald, „bekommt jährlich drei Klafter Holz nebst Reiswellen aus dem Gemeindswald."

Die Bauern sagten: „Das ist wieder wahr.“

„Und“, fuhr Oswald fort, „so viel braucht jede Haushaltung; manche mehr, manche aber auch weniger, die aus der Garküche speist. Aber alle könnten sich mit wenigerm behelfen, wenn sie nicht Jahr aus Jahr ein zum Brodbacken, Obstdörren und zu den Wäschen gar viel Holz nöthig hätten. Bedenket, wenn in einer einzigen Woche zehn, zwanzig Familien Wäsche halten oder Brod backen, wie viel Holz in so viel Häusern auf einmal verbrannt wird!“

Die Bauern murrten und sprachen: „Das ist ganz richtig; aber wir können nicht ohne Brod leben und in unreiner Wäsche gehen.“

Oswald sagte: „Es gibt viele Gemeinden im Lande, die weit reicher sind, denn wir, und doch weit mehr hausen und besser sparen, als wir. Aber eben darum sind sie reicher. Es gibt Gemeinden, sie haben nicht so viel Waldung, als wir, und haben doch Holz genug und können davon sogar verkaufen. Aber wie machen sie es? — Da haben mehrere Häuser zusammen nur einen einzigen Back- und Dörrofen. Da trägt Jeder in der Woche seinen Teig und sein Obst hin, wenn die Reihe an ihn kommt. Und weil der Ofen nie kalt wird, braucht Jeder nur wenig Holz zur Feuerung hineinzuthun, um ihm die gehörige Hitze zu geben. Das nennt man Hausen und Sparen!

— Warum können wir das nicht? Warum thaten wir es nicht schon längst? Antwort: Weil wir zum Guten entweder zu träg oder zu unverständig waren. Und bedenket noch dazu, wie leicht wir durch das Backen und Dörren ein ganzes Dorf in Feuersgefahr setzen. Bedenket, wie viel Holz wir blos dadurch sparen könnten, wenn wir kleinere, bequemere Stubenöfen hätten, die weniger Holz fressen, statt der ungeheuern Steinmassen, die wir haben müssen, weil sie auch zum Backen und Dörren dienen sollen. Holz verbrennen heißt Geld verbrennen!"

Bei diesen Worten kratzte sich die ganze ehrsame Gemeinde von Goldenthal verdrießlich hinter den Ohren.

Doch der erste Vorsteher ließ sich nicht stören, und sprach weiter: „Schauet rechts und links. Andere Gemeinden haben längst schon Gemeinds-Waschhäuser, deren sich alle Haushaltungen nach der Reihe bedienen, und wozu sie sich einschreiben lassen. Da ist mit dem Holz das gleiche Ersparniß, wegen Feuersbrunst die gleiche Sicherheit für das Dorf. Wir wissen das, und finden es löblich. Warum muß denn bei uns jede Haushaltung noch ihre Wäsche bei sich im Hause halten? Durch das Feuer beim Backen werden unsere Oefen, durch das Feuer beim Waschen unsere Herde weit schneller ausgebrannt und schadhaft.

Wir müssen daher beide öfters ausbessern lassen. Das kostet Geld. Hätte die Gemeinde ein gemeinsames Waschhaus, hätte eine ganze Reihe Häuser ihren gemeinsamen Backofen zu unterhalten, das würde ungleich weniger kosten.

„Nun denn, liebe Männer und Mitbürger! Wir machen euch den Vorschlag zur Errichtung von Gemeinds-Backöfen mit Einrichtung zum Dörren, und zur Erbauung eines gemeinsamen Waschhauses, wie andere Gemeinden haben. Die ersten Unkosten dazu sollen aus dem Gemeindssäckel gegeben werden. Wir Alle wollen dazu fuhrwerken und handlangen. Was meinet ihr?“

Die Bauern meinten Vielerlei. Die Einen wollten beim Herkommen bleiben; Mehrere aber sahen ein, daß ein Gemeindswaschhaus besser wäre. Doch die Backöfen wollten sie nicht, weil sie dergleichen noch nicht kannten. Andere aber stimmten auch zur Errichtung der gemeinsamen Dörr- und Backöfen. Als nun endlich abgestimmt werden sollte nach langem Streit, geschah es, daß sowohl für Waschhaus als Ofen die große Mehrheit war.

Da sprach Oswald mit freudigem Antlitz: „Bravo, ihr Männer und Mitbürger, euer Beschluß macht euch Ehre, und wird euch mit Nutzen belohnen. — Nun kommt das Letzte. Wenn ihr nun weniger Holz in Zukunft gebrauchet, so brau-

chet denn weniger. Machet aus dem Holz, was ihr auf diese Weise ersparet, ein Geldkapital, und bezahlet damit die Gemeindsschulden ab. Höret mich an und helfet mir rechnen.

„Wenn sich jede Haushaltung, die jetzt nebst Reiswellen drei Klafter Holz empfängt, im Jahre mit zwei Klaftern durchbringt, so werden von den hundert Haushaltungen in einem Jahre einhundert Klafter erspart. Das Klafter ist fünf Gulden werth, bringt ein Jahr fünfhundert Gulden. Binnen zehn Jahren haben wir so fünftausend Gulden gespart und unsere Schuld bezahlt.

„Höret mich weiter. Wir haben etwas über sechshundert Jucharten Gemeindswaldung. Seit die hohe Regierung in den Wäldern den Weidgang verboten hat, wächst darin Alles, wie ihr wisset, freudig und hanfdick auf. Ich bin mit dem Herrn Oberförster durch den Wald gegangen. Er sagte: alle Jahre wächst auf eine Juchart Land eine halbe Klafter Holz zu. Ferner sagt er: wir müssen das vom Stock ausschlagende Laubholz, wie Buchen, Erlen, Hagebuchen, Espen, Ahornen, dreißig Jahre alt werden lassen; große Eichen, Buchen, Tannen und was zu grobem Bauholz dient, muß siebenzig, hundert und mehr Jahre alt werden. Folglich, wenn wir gehörig holzen, so müssen wir alle niedere Laubholzwaldungen in dreißig Portionen eintheilen, und alle Bauholzwaldungen

in hundert und mehr Portionen. Wenn wir nun alle Jahre von jeder Art nur eine Portion nähmen, so hätten wir natürlich alle Jahre gleichviel Holz, und schlügen nicht zu viel und nicht zu wenig, und wir und unsere Nachkommen hätten allezeit altes, reifes Holz zu schlagen. Ferner sagte er: wir hätten im Tannenwald so altes Holz, daß, wenn wir nach der Ordnung holzten, vieles davon überalt und faul werden würde. Wenn wir dies in einigen Jahren wegschlügen, würde in hundert Jahren da wieder für unsere Nachkommen hundertjähriges Holz stehen. — So ist denn mein Rath und der Rath der ehrsamen Beisitzer: wenn wir uns im Gebrauch alle Jahre hundert Klafter absparen, so sind tausend Klafter ohngefähr das Ersparniß von zehn Jahren. Statt nun zehn Jahre zu warten, holzen wir das Ersparniß in zwei Jahren ab, bezahlen unsere Schuld, behalten den Zins im Geldsack für uns, und behelfen uns zehn Jahre lang in jeder Haushaltung mit zwei Klaftern nebst Reiswellen."

Als die Gemeinde diesen Vorschlag angehört hatte, erhob sich wieder Streit und tobendes Geschrei. Die Meisten hätten gern zwar den Zins behalten, aber auch das Holz. Man stritt, bis es Nacht ward, und kam zu keinem Schluß und lief auseinander.

24.

Es geht immer besser.

Die wohldenkendern und verständigen Männer im Dorfe schüttelten den Kopf und sagten: „Das Ding mit dem Holzsparen setzen wir bei dieser hartnäckigen Gemeinde nie durch.“ Oswald aber lachte und antwortete: „Nur Geduld! Gutes Ding will seine Zeit haben. Die Leute müssen das erst besprechen, beschlafen und sattsam verdauen. Goldenthal ward nicht in einem Tage gebaut. Unsere Bauern, wenn ihnen ein nützlicher Vorschlag gemacht wird, der ihnen neu ist, sind wie die Kinder, wenn sie einen unbekannten Mann erblicken. Die laufen erst schreiend und erschrocken davon; nachher schauen sie ihn aus der Ferne an; dann kommen sie wieder einen halben Schritt näher, wenn sie merken, daß er nicht beißt; endlich spielen sie mit ihm und werden gute Freunde.“

So redete Oswald. Unterdessen wurden zur Erbauung des Waschhauses und der Backöfen Anstalt gemacht. Man fällte Holz, brach Steine, führte Leimen und Kalk und Ziegel herbei, Alles durch gemeines Werk. Die Haushaltungen, welche einen Back- und Dörrofen gemeinschaftlich haben wollten, traten zusammen, beredeten die Reihenfolge im Gebrauch des Ofens, und bestimmten

den sichersten und bequemsten Platz. Oswald ließ einen sehr verständigen Maurermeister kommen, der die bester Vortheile bei Feuerherden und Oefen anzubringen wußte. Er selbst besuchte verschiedene Dörfer, um dasige Einrichtungen kennen zu lernen und das Beste davon für Goldenthal zu benutzen. Gegen den Herbst waren das Waschhaus und die Oefen schon aufgerichtet und zum großen Vergnügen der Goldenthaler in vollem Gebrauch. Jetzt spürten die Haushaltungen in der That, daß dabei viel Holz erübrigt werde und größere Sicherheit für Feuersbrunst sei.

Aber Eins folgte aus dem Andern. Manche Leute kamen nun von selbst auf den Gedanken, die unfläthigen großen Stubenöfen wären nicht mehr so nothwendig, wie ehemals; man könnte kleinere haben, die weniger Holz fressen. Oswald und der Herr Pfarrer hatten solche kleine Stubenöfen, welche sogar auch zum Kochen bequem eingerichtet waren, in ihren Stuben. In der Stadt sah man fast überall dergleichen. Der ehemalige Löwenwirth Brenzel hatte sich auch schon solche angeschafft, damit es bei ihm städtischer aussehe. Es war Gewinn dabei. Man konnte das ersparte Holz verkaufen und Geld daraus machen. Keinem kamen die Worte Oswald's wieder aus dem Sinn: Holz verbrennen heißt

Geld verbrennen! Man scheute nur die Unkosten für das Umsetzen und Abändern der Oefen.

Doch verschiedene von den zweiunddreißig heimlichen Genossen des Goldmacherbundes, auf welche Oswald noch immer durch sein Ansehen großen Einfluß hatte, liessen auf sein Zureden ihre Oefen schon im Herbst verändern, besonders da er einigen der Unbemitteltsten dazu etwas Geld vorschoß. Ein geschickter Mann aus der Stadt richtete Alles höchst vortheilhaft und einfach ein. Nun hätte man sehen sollen, wie die Nachbarn und Nachbarinnen aus allen Winkeln des Dorfes kamen, die neuen Stubenöfen, als wahre Wunderthiere, zu beschauen. Alle lachten darüber, Alle spotteten und tadelten. Hintennach, da der kalte Winter mit Eis, Sturm und Schneeflocken in's Dorf einzog, verwunderten sie sich, daß die kleinen, von den Wänden frei stehenden Oefen doch so warme Stuben machen konnten. Als aber im Frühjahr viele von den Besitzern dieser Oefen Holz verkauften, kam den Uebrigen die Sache sehr annehmlich vor. Die alten, ungeheuern Oefen verloren ihre alten Vertheidiger, und zuletzt wollte Jedermann in der Stube ein kleines Wunderthier haben. Viele, welche die Einrichtung bei den Andern gesehen hatten, bauten sich sehr kunstvoll die Oefen selbst auf, und sogar noch mit kleinen Verbesserungen, die allgemeinen Beifall hatten.

Im Frühjahr ging der Weibel herum von Haus zu Haus, und sagte: „Geld her! Der Zins von der Gemeindsschuld soll bezahlt werden; darum bezahlet den Zins vom Pachtlande, das ihr von der Gemeinde habet!“ — Das war ein böses Geschäft, so mit einemmal zwei Gulden und darüber für nichts und wieder nichts wegzugeben. Einige sagten: „Hole der Kukuk die Gemeindsschulden!“ Andere sagten: „Dabei kann kein ehrlicher Mann bestehen!“ Andere liefen zu Oswald und sagten: „Herr Vorsteher, warum redet Ihr nicht mehr von Euerm Vorschlag, die Gemeindsschulden mit Holz aus dem Walde für immer abzuthun? Fanget doch wieder an!“

Das war's, was Oswald erwartete. Und als die Gemeinde zusammenberufen war, sagte er: „Die ganze Bürgerschaft ist darin einig, wie ich von allen Seiten vernehme, die Schuld abzustoßen. Keiner aber will jährlich eine Klafter Holz weniger empfangen. Nun denn, so machet es mit einer halben Klafter jährlich ab; die wird bei den neuen Einrichtungen Keiner so stark vermissen, als eine ganze. Nehmet ihr also jährlich, statt drei, nur zwei und eine halbe Klafter, so lange, bis wir wieder Holz im Walde genug haben; so ist die Schuld in zwei, drei Jahren vernichtet.“

Der Vorschlag erregte zwar auch noch Murren, aber er ging durch. Und als ihn die hohe

Landesregierung nicht nur billigte, sondern auch belobte, ward nahe und fern der Holzschlag angekündigt. Es kamen viele Käufer von nahe und fern zur Steigerung. Man schlug in Gegenwart und unter Anweisung des Oberförsters das älteste Bauholz, auch an vielen Orten junges an, wo es zu dicht stand, verkaufte aber daran zwei Jahre lang, um die Preise nicht zu niedrig zu halten; und in zwei Jahren waren sechstausend Gulden gelöst, so daß die Gemeindsschuld nicht nur bezahlt, sondern auch ein schöner Geldüberschuß für Nothfälle der Gemeinde an Zins ausgethan werden konnte.

Nun aber folgte Oswald auch dem Willen des Oberförsters und der Regierung. Nämlich um den Wald, als das beste Stück vom Gemeindsvermögen, recht ordentlich bewirthschaften zu können, ließ man einen Feldmesser kommen. Er vermaß alle Waldungen und brachte sie in Karten. Der Oberförster ging durch die Gehölze, und nachdem er sie besichtigt hatte, theilte er sie in Portionen oder Schläge, und schrieb dazu, welchen Schlag man in jedem Jahr abholzen könne. Und so war dabei für dreißig und für hundert Jahre Vorsorge gethan. Der Oberförster machte den Ortsvorgesetzten eine schriftliche Lehre und Anweisung dazu, was sie alle Jahre beim Abholzen und beim Anpflanzen neuer Schläge zu be-

obachten hätten. Und die Vorgesetzten machten der Gemeinde eine rechte Waldordnung, darin, als in einem Gesetz für das Dorf, beschrieben war, was künftig bei Fällung des Holzes, bei Austheilung der Gaben, bei Anweisung nothwendigen Bauholzes in der Gemeinde, bei Freveln, bei Ernennung der Bannwarte oder Waldvögte u. s. w. zu beobachten sei, damit Alles recht unparteiisch und gemeinnützlich vor sich gehe.

Diese Einrichtungen waren gar vortrefflich. Und wenn es einmal an einen Schlag im Walde kam, der zu wenig Holz gab, ward das Fehlende aus dem Ueberschuß eines andern ersetzt. Der Bannwart empfing bessern Gehalt, damit er den Lumpen und Holzdieben Tag und Nacht fleißiger nachgehen könnte. Alle zwei Jahre wurden die Marken und Grenzen der Wälder und Aecker und Wiesen im Frühling von den Vorgesetzten, Feldhütern, Bannwarten, Güterbesitzern u. s. w., von alten Männern und jungen Knaben umgangen, besichtigt und berichtigt. Das verhütete vielen Grenzstreit, viele Prozesse, die sonst aus Verwahrlosung der Marken entstanden waren.

25.

Es ist noch viel Noth im Dorfe.

Das ganze Land konnte sich nicht genug über die Goldenthaler verwundern. Denn der Wohl-

stand der Leute nahm sichtbarlich zu. Nicht nur das Dorf hatte keine Schulden, sondern Leute, die sonst tief darin steckten, trugen nach und nach ihre erborgten kleinen Kapitale ab. Jedermann in der Stadt, welcher Geld austhun wollte, lieh den Goldenthalern am liebsten; denn Jedermann wußte, die Ortsvorgesetzten waren bei Schätzung der Unterpfänder sehr gewissenhaft, und kannten haargenau, wieviel Schuld auf einem Stück Landes haftete. Das war nicht so in andern Gemeinden; darum hatten die Goldenthaler überall den Vorzug und das Ansehen. Und wenn einmal ein Bettler kam und sagte, er sei aus Goldenthal, so sprach man: „Pfui, schämst du dich nicht, zu betteln, und bist aus Goldenthal?“ Man bildete sich ein, im Goldmacherdorf wären gar keine bettelarme Leute.

Darin aber irrte man sich sehr. Denn in diesem neu aufblühenden Dorfe war noch immer ein ansehnlicher Bodensatz aus der alten Zeit. Da lebten einige verlumpte Familien, die nicht zu bessern waren, der Herr Pfarrer mochte mit ihnen reden, oder die Obrigkeit drohen, wie sie wollte. Da lebten Leute, die lieber müßig gehen, hungern und betteln wollten, als im Schweiß ihres Angesichts das saure Brod verdienen. Da lebten Leute, die sogar ihre Kinder zum Bettel- und Diebshandwerk abrichteten, und sie Abends abprü-

gelten, wenn sie nicht genug gesammelt hatten. Da lebten Leute, die immer wieder das, was sie entweder verdient oder als Almosen bekommen hatten, für Wein, Branntewein und allerlei Nasch- und Leckerwaare hingaben. Man hatte auch keine Hoffnung, daß diese Menschen endlich einmal aussterben würden. Umgekehrt, sie vermehrten sich mit dem Wohlstand der Goldenthaler. Denn sie verheiratheten sich unter einander und setzten Kinder in die Welt, ohne sich darum zu bekümmern, wie sie sich und die Kinder ernähren möchten. Die Lumpen sagten nur: „Die Gemeinde hat ein Armengut, das gehört uns an; und es ist die Schuldigkeit der Gemeinde, die muß uns erhalten, sie mag wollen oder nicht. Verstoßen oder verhungern lassen darf sie uns doch nicht."

Dem guten Herrn Pfarrer Roderich gingen diese frechen Redensarten des unverschämten Gesindels besonders sehr zu Herzen. Und er sagte vielmals zu den Vorstehern: „Arbeitet, wie ihr wollet, so lange ihr noch die Beispiele der Faulheit, Ueppigkeit und Liederlichkeit, die Pflanzschule alles Lasters, im Dorfe habet, so lange kommt die Gemeinde auf keinen grünen Zweig. Denn was rechtschaffene Haushaltungen verdienen, davon zehren die Müßiggänger auch mit. Diese vermindern immerdar das Vermögen der Andern, und

verführen durch ihre Schlechtigkeit andere Leute zur Schlechtigkeit."

Die Ortsvorgesetzten sahen dies so gut ein, als der Herr Pfarrer. Aber wie sollte man dem muthwilligen Bettel und Müßiggang abhelfen? Das war der Knoten! — Im Dorfe befand sich zwar eine Art Armenhaus, welches man das Spital hieß. Allein es war für die Menge der Bettelschaft zu klein; darum kamen viele nicht hinein. Und man mußte sich scheuen, Menschen hineinzuthun. Der Herr Pfarrer ging oft in das sogenannte Spital, und hoffte die Leute darin zu bessern, — aber er hoffte vergebens. Hier wohnten Alt und Jung, Männer, Weiber, die sonst kein eigenes Obdach mehr hatten, elend beisammen. Das Haus war, wie der Herr Pfarrer oft sagte, eine wahrhafte Mördergrube der Seelen. Denn die Kinder sahen und hörten da von den Alten viele schändliche Sachen; das Beisammenleben von Personen beiderlei Geschlechts und von den schlechtesten Sitten gab zu vielen Ausschweifungen Anlaß. Das Land, welches zum Spital gehörte, war immer am unordentlichsten besorgt, und Oswald hatte immer große Mühe, im Hause selber nur mehr äusserliche Reinlichkeit herzustellen. Aber wie sehr er auch den Kopf anstrengte, er konnte nichts ersinnen, dies zusammengepackte, müßige, lüderliche Gesindel zu ändern, und er glaubte zuletzt

selbst, das sei nun einmal leider ein nothwendiges Uebel.

Hingegen der Herr Pfarrer hatte keine Ruhe, und wollte nicht Zeuge so vielen Sittenverderbnisses in seiner Gemeinde sein. Er war aber ein kluger Herr, der sich nicht geradezu in Gemeindsangelegenheiten mischte, weil er, um heilsam zu wirken, mit allen Bewohnern des Dorfes in Freundschaft bleiben wollte. Er gab hin und her einen guten Rath, warf einen guten Gedanken hin, und freuete sich, wenn der von diesem oder jenem Vorsteher aufgefaßt wurde. Dann that er gar nicht, als wenn das von ihm herrühre; sondern er ließ den Vorgesetzten die Ehre, von selbst den rechten Weg gefunden zu haben. Das schmeichelte diesen, und sie verfolgten den rechten Weg um so williger. Pfarrer Roderich meinte auch: es sei recht, daß die Ortsvorgesetzten bei der Gemeinde in höchster Achtung ständen; und es schade ihrem Ansehen, wenn es hieße, sie liessen sich vom Herrn Pfarrer gängeln und lenken. Das sollte nicht sein. Auf solche Weise wirkte der weise Mann im Stillen, ohne eigenen Ruhm, und mehr, als selbst Diejenigen wußten oder glaubten, auf die er wirkte. Und wenn auch nicht Alles so geschah, wie er wohl gewünscht hätte, ward er deshalb doch nicht mißvergnügt, und zog die Hand doch nie von der guten Sache zurück. Denn er war bescheiden genug,

zu glauben, daß andere Leute ebenfalls Verstand von Gott und vielleicht in vielen Dingen bessere Erfahrung und Kenntniß hätten, als er. Jedes Nützliche belobte er ungemein; das gab großen Muth und Freudigkeit. Und wo man begriff, daß gefehlt worden sei, entschuldigte er freundlich den Irrthum; das gab wieder Trost und richtete die Verdrossenen auf.

„Das kann nicht länger so gehen mit unsern Gemeindsarmen und müßigen Bettlern!“ sagte eines Tages Oswald zum Pfarrer Roderich: „Aber ich weiß keinen Rath zu schaffen. Diese Erb-Bettler sind für eine ehrsame Gemeinde, was die Filzläuse für einen Menschenkörper sind: eine Plage, eine Schande; und das Ungezięfer saugt Blut, Saft und Kraft aus, daß man nicht geneset. Ich habe ein Grausen, so oft ich unser Spital erblicke. Die Verwaltung kostet so viel, und taugt offenbar nichts, und ist nur eine Pflege der Schande und Lüderlichkeit.“

Pfarrer Roderich antwortete und sprach: „Ihr habet mir endlich aus der Seele gesprochen, Oswald. Hätte die Gemeinde kein Spital, so hätte sie auch keine Bewohner desselben. Die meisten Bettler und Müßiggänger wird man allezeit in denjenigen Orten finden, wo das meiste Armengut angehäuft ist, oder wo man die meisten Almosen austheilt.“

Oswald versetzte darauf: „Ich habe freilich schon daran gedacht, das Spital abzuschaffen. Damit ist aber nichts gebessert. Es wird in den besteingerichteten Gemeinden immerdar Arme geben und Taugenichtse. Wohin mit diesen? — Ich habe in andern Gemeinden gesehen, daß man die dortigen Armen bei den vermöglichen Bauern umherziehen läßt in die Runde, also, daß jeder Bedürftige einen Tag oder eine Woche lang von einer bestimmten Haushaltung Kost und vielleicht auch den Stall zum Schlafen erhält. Das ist gegen Alte und Kranke oft unmenschlich, und für die Arbeitsfähigen Bestätigung im Müßiggang, und für die unverdorbenen Kinder selbst oft, durch Anblick und nähere Vertrautheit mit lasterhaften Müßiggängern, seelen- und sittengefährlich. Ich habe wieder in andern Gemeinden, die den Bettel abschafften, gesehen, daß sie ihre Bettler auf Unkosten der Gemeinde verkostgeldeten. Man übergab dann die Verpflegung des Gesindels denjenigen, die am wenigsten dafür forderten. Das waren nun wieder höchst arme Leute, die damit ein Stückchen Geld verdienen wollten, und in so ruchloser Gesellschaft ganz verdarben. Dabei hatte die Gemeinde gar keinen Nutzen, sondern Schaden. Denn die Bettler besserten sich nicht, und steckten Andere mit ihrer Lüderlichkeit an, bei denen sie wohnten. — Ja, Herr Pfarrer, und Blut weinen möchte ich,

wenn ich zumal an arme, verwaisete Kinder denke, welche auf diese Weise durch die Gemeinden versteigerungsweise in Verpflegung an die Wenigstbietenden gegeben worden sind. Ich weiß, wie man in der theuern Zeit für solche Kinder das Geld nahm, aber sie hungern ließ; und wenn die armen Würmer jammerten und sie vor Hunger schrien, wie man sie mit Ruthen gestrichen hat, um sie zum Schweigen zu bringen, damit die Leute es nicht vernehmen sollten. Ich weiß, wie einst der Leichnam eines solchen Kindes geöffnet wurde, fand sich im Magen nichts, als etwas Gras und Wasser, und der Rücken und die Lenden waren blutrünstig. Wahrlich, wahrlich, es ist unter den Türken und Heiden mehr Barmherzigkeit, als bei unsern rohen Bauersleuten oft gefunden wird!"

„Ich weiß auch gar wohl," fuhr Oswald fort, „daß die Vorsteher in vielen Gemeinden an Errichtung von Armenhäusern und Spitälern dachten, worein sie ihre Bedürftigen thun wollten. Das geschah aber nicht aus wahrer Menschlichkeit; sondern die hartherzigen, bequemen Vorsteher wollten sich damit nur die Mühe erleichtern und die Plage abschaffen, immer an die armen Leute denken zu müssen. Denn der Stolz der Vorsteher liebt zwar im Dorfe die Würde, aber erleichtert sich auf ehr- und gottesvergessene Weise die Bürde, wie es gehen mag!"

So sprach Oswald. Der Herr Pfarrer freute sich über des Vorstehers gründliche Kenntnisse der Dinge, und sprach: „Ich habe über diesen höchst-wichtigen Gegenstand meine Gedanken einmal schriftlich verfaßt; leset doch diese Blätter. Es sind viel unreife Gedanken darin; aber ändert und bessert oder verwerfet Alles, wie ihr wollet.“

Oswald nahm des Pfarrers Schrift zu sich. Er las sie mehrmals durch. Er sprach darüber mit den Beisitzern. Er ging zum Pfarrer und machte ihm allerlei Einwürfe, hörte dessen Antworten, und berieth sich wieder mit den Beisitzern. Endlich verstand er sich mit dem Herrn Pfarrer über einen Plan zur bessern Versorgung der Armen im Dorfe. Dann versammelte er die achtbarsten Männer der Gemeinde, zog auch diese zu Rath und hörte ihre Einwendungen. Da ward wieder allerlei abgeändert und verbessert.

26.

Was die Goldenthaler mit ihren Bettlern machen.

Nachdem Alles wohl berathen war, ging man an das Geschäft. Doch wußten Wenige im Dorfe, wie man so viele Bettler, Müßiggänger, hilflose Kranke, Gebrechliche und Kinder, ohne ungeheure Kosten, ernähren könne und wolle.

Zuerst wurde aus dem Armengut eine Summe Geldes, mit Genehmigung der hohen Regierung, erhoben; damit schaffte man eine Dreherbank, Aexte, Hobel, Sägen, Spinn- und Spulräder, ein paar Webstühle, Schaufeln, Spaten, Hacken und anderes Arbeitsgeräth an. Man verbesserte auch die Küche des Spitals, um daselbst für viele arme Familien kochen zu können, und machte allerlei Aenderungen im Hause des Spitals, also daß darin eine Arbeitsstube für Männer, eine andere für Weiber und zwei Krankenzimmer für Personen beiderlei Geschlechts angelegt wurden. Auch ward dafür gesorgt, daß für jeden Gesunden ein eigenes Schlafkämmerlein eingerichtet wurde. Das war eine enge Zelle, nur zehn Schuh lang und drei breit, am Boden nur Platz für einen Strohsack, ein Kopfkissen mit Stroh gefüllt, mit grobem Betttuch und einer warmen Wollendecke. Jede Zelle hatte eine eigene Thür mit Luftloch. „Man muß es Bettlern nie gar zu bequem machen," sagte Oswald, „damit sie auch Lust bekommen, sich durch eigenes Bemühen eine bessere Lage zu schaffen." — Darum ward jeder Winkel im Hause zu Schlafstellen benutzt. Unter dem Dache des Hauses bewahrte man angekaufte Vorräthe von Wolle, Hanf, Nutzholz und dergleichen.

Sobald Alles und Jedes vorbereitet war, nahmen die Ortsvorgesetzten ein Namensverzeichniß

auf von denjenigen Personen im Dorfe, welche nicht ohne Unterstützung von der Gemeinde leben konnten. Das war bald gemacht; man kannte diese Leute nur allzugut. Verschiedene derselben hatten im Dorfe noch eigene Wohnungen; Andere aber zogen ohne Obdach umher, dem Bettel nach, von Stall zu Stall. Diejenigen nun, welche keine eigene Wohnung besaßen, wurden aufgefangen und in's Spital gebracht. Sie gingen willig, denn der kalte Winter war vor der Thür. Diejenigen, welche zwar eine Stube hatten, aber mit andern armen Leuten gedrängt beisammenwohnten, so daß Alt und Jung, Leute beiderlei Geschlechts in gleichem Gemach schlafen mußten, wurden ohne Umstände in's Spital geführt. Nur diejenigen wurden in ihren Wohnungen gelassen, die darin nachweisen konnten, daß sie und ihre Kinder alle getrennt schliefen und geräumig und gesund wohnten. –

Also waren sämmtliche Arme und Bedürftige des Dorfes in zwei Klassen zerfallen. Die, welche eigene Wohnungen hatten, hießen **Häusler**; die, welche in's Spital kamen, hießen **Spitler**. Beide aber wurden als Genossen der gemeinen Armenanstalt betrachtet, ohne Unterschied. Wo Kinder waren, ließ man sie gern bei ihren Aeltern. War aber die Behausung derselben zu

klein, oder waren die Aeltern ruchlos und unsittlich oder im Spital, so suchte man die Kinder bei guten Haushaltungen im Dorfe oder in der Stadt unterzubringen, nicht bei armen Leuten um Geld, auch nicht bei reichen Leuten, sondern bei solchen, die durch ihre Rechtschaffenheit bekannt waren. Diese Kinder bekamen ihre Kleider von der Armenanstalt, und die Pflegeältern, wenn sie es verlangten, auch geringe Entschädigung. Aber die Wenigsten, die Kinder zu sich genommen hatten, forderten Entschädigung. Sie thaten es auf Ermahnung des Herrn Pfarrers und aus Frömmigkeit.

Der Herr Pfarrer war der rechte allgemeine Waisenvater. Er hatte zween böse, muthwillige, naschhafte Knaben, die Keiner annehmen wollte, zu sich in's Haus genommen, und schon nach einem halben Jahre waren dieselben zu Jedermanns Verwunderung recht gutartig geworden. Auf diese Weise brachte man die Kinder an, und sie sahen nicht täglich mehr das böse Beispiel ihrer Aeltern, und lernten arbeitsam und gottesfürchtig werden, da sie sonst nur zum Betteln, Stehlen und müßigen Herumschwärmen gewöhnt worden waren.

Wie man die gesammten armen Leute mit ihren Kindern also vertheilte und Jeglichem sein rechtes Obdach gab, ward zugleich von den Orts-

vorgesetzten ein Hauptgrundsatz aufgestellt, nämlich: Wer nicht im Stande ist, sich selbst zu erhalten, und von Keinem versorgt wird, den muß die Gemeinde versorgen. Wen aber die Gemeinde versorgen muß, den hat sie auch das Recht zu beaufsichtigen und zu bevogten, damit er sich selbst erhalten und versorgen lerne. Das war nicht anders, als recht und billig.

Darum ward jeder einzelnen Armenfamilie ein rechtschaffener Mann zum Vormund oder Vogt gesetzt. Dieser Vogt hatte über Nahrung, Kleidung, Vermögen, Schulden und Erwerb seiner ihm übergebenen Familie Vorsorge zu thun; mußte über Ordnung und Reinlichkeit der Häusler in ihren Wohnungen und über die Arbeit wachen, die ihnen gegeben ward. Dabei verfuhr man sehr streng. Denn da auch die Häusler ihre Nahrung aus der Spitalküche bekamen, wo, wie in der theuern Zeit die Sparsuppe, gemeinschaftlich für Alle gekocht wurde, und sie Kleider und Geräthe von der Armenpflege erhielten: so mußten sie auch für die Armenanstalt arbeiten, und damit ihr Brod und was ihnen zukam, wieder abverdienen. Was sie aber ausser der aufgetragenen Arbeit durch größern Fleiß verdienten, ward ihnen bezahlt. Sowohl dies Geld, als das, was sie im Taglohn bei den Bauern verdienten, bekamen sie nicht in die Hände, sondern wurde in die Ersparnißkasse für sie gelegt.

Denn Leute, die zu ihrem Unterhalte Alles und Jedes empfingen, brauchten kein baares Geld; sie mußten erst sparen und haushalten lernen.

Jeder Vogt mußte dem Herrn Pfarrer von Zeit zu Zeit über das Betragen und Schicksal der anvertrauten Familie Rechenschaft geben. Denn der Herr Pfarrer war der rechte Oberaufseher aller Vögte; er war der Pfleger aller Armen, und führte darüber ein eigenes Buch. Fand er gegen einen Vogt zu klagen, so daß derselbe sein menschenfreundliches Amt übel versah, so ward der Unwürdige von den Ortsvorstehern geradezu abgesetzt.

Diese beständige, unmittelbare Aufsicht und Bevogtung jeder armen Haushaltung oder Person im Dorfe hatte ungemein viel Gutes. Denn weil das Geschäft der Aufsicht für jeden Vogt nur auf eine Familie ging, war es weniger mühsam und beschwerlich, und besser und sorgfältiger verrichtet. Jeder that das Wenige gern und unentgeldlich aus christlichem Gemüth. Es wurde bald ein ordentlicher Wetteifer unter den Vormündern, wie jeglicher nach dem Ruhm trachtete, die ihm anvertrauten Personen durch Rath und Anweisung und Beihilfe emporzubringen. So hatte ganz unerwartet jede sonst verlassen gewesene arme Haushaltung einen Freund, Vater und Fürsprecher

und Schutzengel gefunden, dem sie lebenslänglich dankbar wurde.

Nun aber war die Frage: woher Nahrung und Kleider für die Armen nehmen? Der Zins des Armengutes reichte nicht zu. Oswald aber sagte: „Es wäre wohl böse, wenn die Leute mit gesunden Händen nicht ihr Brod verdienen könnten. Alle zusammen, Häusler und Spitler, Männer und Weiber, machen jetzt gleichsam eine einzige große Haushaltung, und müssen Einer für Alle, Alle für Einen arbeiten. Die Häusler müssen in der Woche arbeiten, was ihnen aufgegeben wird; die Spitler müssen des Tages acht Stunden arbeiten, mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage."

Und so ging es. Wer nicht arbeiten wollte, der ward in's finstere Loch des Thurms gesperrt; da saß er, und bekam zum Getränk kaltes Wasser und zur Nahrung geschwellte Erdäpfel, kalt und ohne Salz, welche die Andern nicht hatten essen mögen. Das war Keinem angenehm. Wer aber arbeitete, hatte täglich warme Speisen, Suppe, Gemüse und zweimal in der Woche Fleisch. Wer, ausser den acht Arbeitsstunden, noch fleißiger sein wollte, konnte sich damit Geld verdienen. Seine verfertigte Waare ward für ihn verkauft, und das erlösete Geld für ihn als ein kleines Kapital in die Ersparniß-

kasse an Zins gethan. So sammelten sie sich Vermögen. — Wer fluchte oder schwor, unzüchtig redete, Unordnung trieb, kam in das finstere Loch ohne Gnade und Barmherzigkeit. Wer aber fein still und sittsam und ehrbarlich lebte, der hatte Hoffnung, seinen Zustand zu verbessern. Er konnte im Spital ein Unteraufseher oder gar Spitalmeister werden. Denn aus den bravsten Leuten im Spital wurden die Aufseher über die Arbeiten und das Betragen der Andern, über Reinlichkeit und Ordnung der Zimmer und Schlafstätten und Kleider erwählt. Die Aufseher berichteten Alles dem Spitalmeister, der selbst ein Spitler war. Der Spitalmeister, so wie die Köchinnen, hatten den Vortheil, nicht zur gemeinen Arbeit gebraucht zu werden. Was sie neben ihren Amtsgeschäften verdienen konnten, das war ihr Eigenthum und kam in die Ersparnißkasse. Die Unteraufseher hatten nur vier Stunden des Tages für die Gemeinschaft mitzuarbeiten: die übrigen Stunden waren ihnen erlaubt, für ihren Vortheil fleißig zu sein. Die Köchinnen hatten es eben so. Elsbeth führte die Oberaufsicht in der Spitalküche. Hier unterrichtete sie zwei arme Frauen im Kochen. Eine andere Spitlerin hatte die Aufsicht über die Wäsche, Kleidung und Geräth der Spitler. — Also wurden sämmtliche Spitler zwischen Furcht der

Strafe und Hoffnung des Nutzens gestellt und zu ihrem eigenen Besten hingeleitet.

Und Arbeit gab es für die Armenhaushaltung vollauf im ganzen Jahr. Vor allen Dingen mußten Spitler und Häusler gemeinschaftlich nicht nur die Gärten und Felder des Spitals bestellen, da Getreide, Kohl, Rüben, Bohnen, Salat, Erdäpfel, Flachs, Hanf, Oelpflanzen u. s. w. bauen, sondern auch gemeinschaftlich einander ihr von der Gemeinde empfangenes Pachtland bearbeiten. Doch behielt jeder Besitzer den Nutzen von seinem Stückchen Gemeinlandes, also daß er, nach Abzug dessen, was er allenfalls der Armenanstalt noch für Nahrung, Kleidung und Obdach schuldig geblieben, das Uebrige verkaufen lassen konnte von seinem Vogt; der Gewinn kam in die Ersparnißkasse.

Ferner mußten die Männer Straßen verbessern; Brunnen reinigen; feuchte, moosige Stellen des Waldes durch Abzugsgräben trocken legen; für das Spital und die Häusler Holz fällen und spalten; im Walde leere Stellen mit jungen Tannen, Buchen und Eicheln besetzen, und sonst allerlei Maurer- und Zimmermannsarbeit zur Ausbesserung des Spitals oder der Häuslerwohnungen verrichten. Bei schlechtem Wetter oder im Winter hatten die Männer noch weit mehr zu thun. Da mußten die, welche mit

Drehbank, Hobel und Säge etwas umzugehen wußten, Haus- und Küchen- und Feldgeräth aller Art verfertigen. Andere lernten aus Wollen- und Leinengarn ein ländliches Halbtuch weben, das sehr dauerhaft war, oder aus Hanf- oder Flachsgarn Leinwand verfertigen. Immer waren einige Webstühle Winters und Sommers in Bewegung.

Die Weiber, selbst die Kinder der Häusler und Spitler, mußten, wenn es an Leuten mangelte, bei der Feldarbeit helfen; ausserdem bei dem Reinigen und Ausbessern der Wäsche und Kleider sämmtlicher Häusler und Spitler thätig sein; Wolle, Flachs und Hanf spinnen, oder für die Weber spulen; Strümpfe und Kappen stricken; Bettzeug und Hemden nähen, und dergleichen mehr. Alle arbeiteten für Einen, und Einer für Alle. Die Leute befanden sich dabei so gut, daß nachher noch ein paar Familien freiwillig zur Armenanstalt übergingen, da sie vorher aus Furcht erklärt hatten, sie könnten sich ohne allen Bettel und ohne Unterstützung von der Gemeinde erhalten.

Diese Einrichtung war darum sehr vortheilhaft, weil die Verwaltung nun keine Unkosten verursachte. Denn der Spitalmeister, die Unteraufseher und Köchinnen, die Mägde, Holzspalter u. s. w. kosteten nichts. Es waren Spitler. Der Pfarrer, die Vormünder, Oswald und Els-

beth nahmen für ihre Liebeswerke keinen Lohn. Der brave Schulmeister Johannes Heiter führte unentgeldlich die Buchhaltung und Rechnung über Einnahme, Ausgabe und erspartes Vermögen der Spitler und Häusler mit ungemeiner Pünktlichkeit.

Ferner: Die ganze Wirthschaft erhielt sich selbst. Die Leute pflanzten und kochten ihre Nahrung selber; spannen, webten und schneiderten ihre Kleider selber aus selbstgezogenem Hanf und Flachs; verfertigten ihre Tische, Bänke, Stühle, Holzteller, Schränke u. s. w. selber; besserten Zimmer, Gebäude und Geräthe selber aus. Es wurde bald mehr Nahrung gewonnen, mehr Garn und Tuch und allerlei Geräth verfertigt, als verbraucht. Das wurde verkauft zum Nutzen der Anstalt, und für das Geld wieder eingekauft, was man an Wolle, Eisen u. s. w. nöthig hatte. Die fleißigern Häusler verdienten noch ausser den gesetzlichen Arbeitsstunden durch mancherlei Arbeit oder Taglohn ein schönes Stück Geld. Das ward ihnen an Zins gelegt, oder angewandt, um ihnen zur Vervollkommnerung ihrer Nebenarbeiten das fehlende Werkzeug und rohe Stoffe zu verschaffen. Schon im zweiten Jahre brauchte man den Zins vom Armenfond nicht mehr ganz.

Weil die Leute bei einfacher Kost viel arbeiteten, und Männer und Weiber ohnedem fast be-

ständig getrennt lebten, verging ihnen die Ueppigkeit von selbst. Zudem war ein Gemeindsgesetz: es konnte Keiner heirathen, als der, welcher sich ausser der Armenanstalt ohne Hilfe der Gemeinde ernähren konnte.

Das Beste, was man noch rühmen mußte, war die Gottesfurcht, welche allmälig bei diesen einst verwilderten Leuten immer mehr Eingang fand. Und auch das war ein Verdienst des Herrn Pfarrers. Denn alle Wochen hielt er einigemal mit den Spitlern die Abendandacht; dazu kamen auch die Häusler. Da sprach er dann viel Heilsames und Lehrreiches über ihren Seelenzustand, und zeigte ihnen, wie durch Gottes- und Menschenliebe in der Welt, wie in der Ewigkeit, das reinste Glück des Herzens gefunden werde. Diese Erbauungsstunden fruchteten zur Besserung weit mehr noch, als die Drohungen und Strafen der Obrigkeit.

Uebrigens stand jedem Spitler und Häusler vollkommen frei, die Anstalt zu verlassen, wann er wollte; er mußte nur zeigen, wie er sich selbstständig und auf ehrliche Weise durch die Welt bringen könne und wolle. Und es war Gesetz, daß, wenn Jemand die Anstalt verlassen und sich über ein Jahr lang ohne Bettelei, ohne fremde Unterstützung, durch eigenen häuslichen Fleiß erhalten, und gutes Lob und Zeugniß erworben hatte, er sodann den freien Gebrauch seines kleinen in der

Ersparnißkasse befindlichen Vermögens empfing. Natürlich hatte er dann auch keinen Vogt mehr, und war gehalten wie jeder andere Bürger.

Was die Goldenthaler Armenanstalten vorzüglich von andern dergleichen ruhmvoll und segenvoll unterschied, war, daß die armen Leute gezwungen wurden, Alles, was sie zur Nahrung, Kleidung und Bequemlichkeit gebrauchten, durchaus selbst zu machen. Es sorgte Niemand für sie; sie mußten für sich selbst sorgen und arbeiten. Hier war keine stillsitzende Lebensart, hier keine ungewisse, leichte Fabrikarbeit, wodurch arme Leute zu schwerer Arbeit nachher untauglich werden; hier gab es keinen leichten Verdienst, wo junge Mädchen und Knaben bald ebensoviel Geld gewinnen können, als die Alten, was dann zur Ueppigkeit, zu frühen Heirathen und zur Vermehrung des Lumpengesindels beiträgt. Hier mußte Jeder seine Kraft für das anstrengen, was ihm lebenslänglich wohlthat, wenn er es konnte; er mußte graben, hacken, säen, pflanzen, dreschen, zimmern, hobeln, spinnen, nähen, weben, schneidern.

27.

Probieren geht über Studiren.

Es war auch in Goldenthal, wie an andern Orten. Sobald irgend ein verständiger Mann

etwas Neues auf die Bahn brachte, um damit etwas offenbar Schädliches abzuschaffen, machte sich Jeder ein Geschäft daraus, es zu verhindern. Dann ward Jeder ein Bedenklichkeitskrämer und hatte Zweifel feil; dann schüttelte Jeder den Kopf, zuckte die Achseln und sang das berühmte Lied aller feigen und trägen Memmen:

Laßt es sein, es ist zu schwer;
Es geht nun und nimmermehr.

Oswald wußte das wohl, und war aus Erfahrung und Schaden klug geworden. Hätte er seinen Goldenthalern den ganzen langen Plan von den Armenanstalten, wie er sie im Sinn hatte, vorher bekannt gemacht, so würde Jedermann erschrocken sein, sich in der Betrachtung desselben verwirrt, ihn geradezu verworfen und dabei gerufen haben:

Laßt es sein, es ist zu schwer;
Es geht nun und nimmermehr.

Oswald aber dachte: Probieren geht über Studiren. Er hatte selbst seinen ehrsamen Beisitzern nichts vom ganzen Umfang des Plans erzählt; denn es waren zwar wohlwollende, brave Manner, aber ängstliche, schüchterne Leute. Darum sagte er nie mehr, als immer stückweise etwas, das eben ausgeführt werden sollte.

Erst wurden die Armen und Bettler mit ihren Kindern aufgezeichnet und in Häusler und Spit-

ler eingetheilt. Nun, das ging. Dann wurde für jede Familie ein Vogt ernannt, und ihm vom Herrn Pfarrer erklärt, was er zu thun habe. Das kam endlich auch zu Stande. Da schaffte man Hobel, Aexte, Sägen, auch Spinn- und Spulräder, Wollenkarden und ein paar Webstühle aus dem Armengut an. Das war keine Hexerei; eben so wenig der Ankauf von Wolle, das Hanf- und Flachssäen, das Einführen der Spinnerei und die Einrichtung der Spitalküche. So ward allmälig Ein's ums Andere ins Werk gesetzt; man fand jedes Einzelne nicht zu schwer; so kam das Ganze zu Stande, und die hohe Regierung genehmigte den Plan mit großermunterndem Lobe. Man hat hintennach erfahren, daß selbst in der Regierung einige Herren den Plan für unausführbar gehalten und bespöttelt hatten, da derselbe schon, ohne daß sie es wußten, ins Werk gesetzt war.

Die meisten Sprünge machten anfangs die Spitler; sie wollten nicht in den engen Zellen schlafen. Man sagte ihnen aber: Arbeitet fleißig, so könnet ihr euch Wohnungen miethen oder Häuser bauen. Sie wollten aber nicht arbeiten; da kamen sie Tage lang in's finstere Loch bei kalter, schmaler Kost. Das gefiel ihnen noch weniger. Einige versuchten, ihr Loos durch Gehorsam zu verbessern, und ergaben sich in ihr Schicksal, zumal in den Wintertagen, wo es auf der Landstraße auch

nicht angenehm zu reisen und zu schlafen war. Als sie einmal bessere Kost und bessere Behandlung genossen, und die Arbeit gelernt hatten, und als sie schon in der Ersparnißkasse einige Gulden Eigenthum für ihre alten Tage oder für ihre Kinder besaßen, blieben sie gern da. Denn sie wollten das kleine an Zins gelegte Vermögen nicht im Stich lassen, und waren begierig, es zu vermehren. — Andere aber liefen davon und in die weite Welt hinaus, um müßig zu gehen und zu betteln. Nun, dann war's ihr eigener Schade; die Gemeinde hatte nur den Nutzen, sie nicht mehr erhalten zu müssen. Einige von den Weggelaufenen kamen nie wieder zum Vorschein; das war für Goldenthal kein Unglück. Andere wurden, als Bettler, von den Polizeibedienten des Landes aufgefangen und wieder zurückgebracht; die besuchten zuerst das finstere Loch, und dann kamen sie wieder an die gemeine Arbeit, wie zuvor. — Binnen drei Vierteljahren war es mit allen Widerspenstigen in der Ordnung, und es gab keinen bettelnden Goldenthaler mehr, ausser einige Weggelaufene in fremden Ländern.

Die Häuslerfamilien wollten sich anfangs auch auf die Hinterfüße stellen, und den Dreck und Unflath vertheidigen, worin sie zu leben gewohnt waren. Und sie klagten und schrieen bitterlich über die Hartherzigkeit der Goldenthaler, die ihnen nicht mehr unentgeldlich wollten zu essen und zu trin-

ken, und nicht einmal Geld in die Hände geben. Allein der Hunger und das finstere Loch machten zuletzt auch die Sprödesten geschmeidig, und die Goldenthaler blieben dabei: wer essen will, soll arbeiten; wer es gut haben will, der soll gut thun.

Die Verwaltung des Spitals war vorzeiten kostbarer gewesen. Jetzt kostete sie nichts. Nicht der Pfarrer, nicht Oswald, nicht Elsbeth wollten sich am Armengute bereichern. Die Spitler selbst mußten die angewiesenen Haus- und Unteraufsichtsgeschäfte verrichten. Ward ihnen solch ein Aemtlein vertraut, war es Belohnung ihres Wohlverhaltens; ward es ihnen genommen, war es Strafe. Einer lauerte dem Andern dabei auf den Dienst. Die Spital-Gärten und Güter gaben Nahrung genug, und auch was die armen Familien am ehemaligen Weidland zum Antheil empfangen hatten, wurde abträglicher, weil es gemeinschaftlich angebaut und besorgt ward. Die Fleißigen bezahlten dem Spital mit dem, was sie auf dem Pachtlande ärnteten, ihre Kost und Kleidung; und was sie noch erübrigten, ward in Geld verwandelt und für sie ein Schatz in der Ersparnißkasse.

Die Männer im Spital stellten sich anfangs zum Hobeln und Sägen, zum Wollekrämpeln und Weben ungeschickt genug an. Aber sie mußten lernen. Ein Meister aus der Stadt brachte das

Ding bald in's Geleis; der war ein verständiger Mann und großer Verehrer und Freund des Herrn Pfarrers. So kostete die Bekleidung der Armen das Spitalgut wenig, und die Anschaffung von Bänken, Stühlen, Bettgestellen, Schränken und andern Geräthschaften, wie auch Ausbesserung am Hause, fast nichts. Die Spitler mußten auch für die Häusler Geräth machen; so ward jede Familie damit wohl versehen, und gewöhnte sich an einige Bequemlichkeit.

So wie das Armengut und Spital dabei gewann, weil so viele Hände nur für Kost und Kleidung arbeiteten: so gewannen auch die Häusler und Spitler dabei an Vermögen und Eigenthum. Denn was sie ausser den acht üblichen Stunden mehr arbeiteten, konnten sie zu ihrem Nutzen in Geld verwandeln und in der Ersparnißkasse an Zins legen lassen; eben so, was sie von den Erzeugnissen ihres Pachtlandes erübrigen und verkaufen lassen konnten. Das war kein geringer Vortheil. Die Menschen wurden arbeitslustig und bekamen Freude am Sparen und Vermehren ihres Eigenthums, weil sie die Zeit voraussahen, da sie ganz unabhängig leben und einen gewissen Wohlstand zu geniessen im Stande waren.

Am besten hatten es der Spitalmeister und die Aufseher, welche selbst Spitler waren. Denn Alles, was sie neben ihren Amtsverrichtungen arbeiten

konnten und verkaufbar war, das wurde zu ihrem Nutzen verkauft. Darum war Jedermann beflissen, sich wohl zu halten, um zu einer solchen Stelle zu gelangen. Und diejenigen, welche das Aemtlein hatten, nahmen sich wohl in Acht, etwas von den ihnen übertragenen Pflichten zu versäumen. Der kleinste Fehler konnte sie um den vortheilhaften Dienst bringen, auf welchen Viele hofften.

Es gab zuletzt in der Armenanstalt von Goldenthal recht geschickte Arbeiter. Nicht nur die Bauern im Dorfe, sondern selbst viele Leute aus der Stadt kauften von den hier verfertigten Waaren, oder liessen hier arbeiten. Und wenn so ein geschickter Arbeiter spürte, er verdiene mehr, wenn er für sich allein arbeite, verließ er das Spital und miethete sich Wohnung im Dorfe oder in der Stadt, und lebte für sich selber. Das feuerte nun wieder die Andern an, ebenfalls recht geschickt zu werden.

Im Dorfe war natürlich Jedermann froh, nicht mehr vom Bettelgesindel geplagt oder in den Häusern und Gärten nächtlicherweise bestohlen zu werden. Jeder schickte mit Freuden, statt der Almosen, etwas in's Spital, wenn es irgend in demselben an etwas fehlte. Allein es zeigte sich noch ein anderer Vortheil für das Dorf, an den vorher Niemand gedacht hatte. Nämlich: mangelte es im

Sommer an Feldarbeit, so waren andere Arbeit im Freien vorgenommen worden. Und so war es gekommen, daß alle Gassen des Dorfes, wo man sonst bei schlechtem Wetter im Koth bis über die Knöchel waten mußte, mit Steinen besetzt wurden; daß der Bach im Dorfe, der sonst überlief und große Pfützen bildete, mit Gemäuer eingefaßt stand; daß die Feldwege und Fußstege ohne Löcher waren; daß die Gemeindswaldungen keine Stelle mehr hatten, die nicht mit jungen Setzlingen den erfreulichsten Nachwuchs zeigte. Weit umher im Lande sah man keinen Wald in besserer Ordnung und kein säuberlicheres Dorf, als Goldenthal. Es kamen sogar vornehme Herren von der Regierung und besichtigten die Goldenthaler Anstalten und Einrichtungen, und hätten dergleichen gern überall gehabt. Allein sie sahen sich in andern Dörfern oft vergebens nach dem edeln Pfarrer Roderich, nach dem menschenfreundlichen Oswald und seiner eifrigen Gehilfin Elsbeth um. Dennoch ward es auch anderswo mit Abänderungen und mit Glück versucht. Und daran that man Recht. Probieren geht über Studiren. Und wo man mit eifriger Menschenliebe was Rechtes will, da geschieht auch was Rechtes.

28.

Wieder etwas Neues.

„Was hat auch der Oswald wieder?“ fragten sich die Bauern unter einander. Denn wenn alle Leute Feierabend hatten, lief er noch mit dem Schulmeister und einigen jungen Burschen in den Feldern herum, die schleppten sich mit Ketten, steckten lange Stangen in die Erde, und Oswald sah immer über einen kleinen, langbeinigen Tisch nach den Stecken, und konnte sich nicht satt daran sehen. Und der Schulmeister Heiter that es auch gern. Und an den Stecken war doch nichts zu sehen.

Das ging beinahe ein Jahr lang so. Und da die Bauern hörten, daß Oswald das Land und alle Felder vermessen und alle Wege und Stege in einen Plan bringen lasse, ward Vielen bange. Denn es ging wieder die Rede vom Krieg; und sie dachten, der Oswald könne dem Feinde das Land verrathen wollen.

Es verhielt sich aber folgendermaßen. Oswald verstand das Feldmessen, und hatte Bücher, die davon handelten. Und er hatte seinen Liebling, den Johannes Heiter, auch in dieser Kunst unterrichtet, nebst andern Bauerburschen, die Kopf dazu besaßen. Weil nun die Waldungen der Gemeinde sehr genau ausgemessen waren, kam er auf den Einfall, nach und nach in R. bestanden al

Güter, Wege und Stege des ganzen Gemeindsbezirks zu vermessen, und daraus eine große Karte zu machen.

Auf der Karte sah man sehr deutlich jedes Stück Land, jeden Steg, jeden Hag, jedes Haus. Eine Juchart war beinahe einen Zoll in's Geviert groß. Und die große Karte, wie sie fertig war, wurde im Gemeindhaus an der Wand aufgehängt. Da liefen nun tagtäglich Bauern hin und beschauten den Plan, und wunderten sich sehr. Denn sie fanden sich bald darin zurecht, und Jeder erkannte seinen Acker, seinen Garten, seine Wiese. Und was das Beste war, in jedem Stück Feld oder Acker stand die Größe desselben, genau bis auf einen halben Schuh, geschrieben. Nun erst wußte Jeder recht eigentlich, wie groß seine Aecker und Wiesen waren, und er schrieb sich die Zahlen sorgfältig ab. Das war beim Kauf und Verkauf keine Kleinigkeit, denn bisher hatte man das Land nur nach Schritten geschätzt, und Mancher zu wenig angegeben, Mancher zu viel. Das war allerdings nun ein großer Nutzen.

Der Vorsteher Oswald sagte aber zu den Leuten, wenn sie den Plan betrachteten: „Das ist noch nicht der größte Nutzen; ich weiß noch einen bessern." Wenn sie ihn darum fragten, antwortete er: „Habt ihr es bis Lichtmeß nicht errathen, so

will ich es euch dann sagen." Sie erriethen es aber nicht.

Als nun Lichtmeß kam, und die Gemeinde wegen verschiedener Angelegenheiten versammelt war, trat Oswald, nachdem man Alles abgethan hatte, hervor und sprach:

„Ihr Alle kennet sattsam den Plan von unserm Gemeindsbezirk, wie ihn der Schulmeister Johannes Heiter mit seinen Schülern genau und zierlich verfertigt hat. Ihr Männer, liebe Mitbürger, Jedermann hat dabei seine besondern Gedanken gehabt, und auch ich die meinigen. Und diese will ich euch offenbaren."

„Wenn ich die Felder übersah, die wir im Schweiße unsers Angesichtes bauen, nicht ohne Segen von Gott dem Herrn: so that es mir oft weh im Herzen, daß die Arbeit uns so viele Mühe macht, und dabei Vieles nicht so angebaut ist, und folglich auch nicht so viel abträgt, als wohl sein sollte. Und ich warf meine Augen noch einmal auf den Plan, und siehe da, da wurden auch die Augen meines Geistes geöffnet, und ich erkannte einen Hauptfehler unserer Feldwirthschaft.

„Ihr Männer, liebe Mitbürger, es liegt nun sonnenklar am Tage, wenn ihr euch unter einander verstehet, so werden eure meisten Güter mit geringerm Aufwand von Zeit und Unkosten besser

besorgt werden und abträglicher sein können, als bisher."

Da riefen viele Bauern: „Dazu wollen wir uns ohne Mühe mit einander verstehen, wenn es nicht einmal so viel kostet, als sonst!"

Oswald sprach: „Ich wünsche Glück dazu. Ich will euch sagen, was bisher viele Unkosten verursacht hat, die ihr nun sparen könnet, wenn ihr wollet. Das ist die Zeit! — Jeder von euch hat nämlich sein Land nach und nach zusammengeerbt oder zusammengekauft, wie es kam. Da hat er ein Stück am Berge liegen, ein anderes hinter dem Walde, ein anderes wieder jenseits der Brücke, ein anderes am Bach, und noch ein anderes beim Steinbruch. Da muß er nun Viertelstunden weit unnütz umherlaufen von einem Stück zum andern, eben so die Knechte und Mägde, eben so die Fuhre mit dem Dünger. Da wird ein Theil des Tages bloß mit Gängen und Läufen verloren, wo man hätte arbeiten können. Da werden Magd und Knecht für Hin- und Hergehen bezahlt, was doch nichts einträgt. Es wird daher um so viel weniger im Tage gearbeitet, und das Land um so viel weniger mit größtem Fleiß bearbeitet, weil es an der nöthigen Zeit gebricht. Mancher scheut sich, noch etwas Land zu kaufen, weil er das seinige kaum recht in Ordnung besorgen kann; und doch hat er nicht viel. Aber das Umherziehen von

einem Stück zum andern nimmt die Zeit weg. Lägen alle seine Felder beisammen und wären ein Ganzes, er könnte mit eben so vielen Leuten, in eben so vieler Zeit noch einmal so viel Land besorgen, als er jetzt hat, und um so viel reicher sein."

Die Bauern sagten: „Das ist ganz richtig; aber es läßt sich nicht ändern. Man kann seine Aecker nicht auf den Nacken nehmen und an einen Haufen legen."

Oswald sprach: „Das könnet ihr, wenn ihr wollet, nun ihr den Plan vom Gemeindsbezirk habt und nun Jedermann weiß, wie groß jedes seiner Stücke ist. Aber ich sage euch, die Sache hat viele Schwierigkeiten. Ihr müsset mit einander die zerstreuten Stücke austauschen, so daß endlich Jeder sein Land im Zusammenhang hat, als ein einziges Stück. Da rede Jeder mit seinen Nachbarn und Anstößern. Entschädiget einander, wo der Eine ein paar Schuh Land mehr oder bessern Boden hat, als der Andere. Und wenn Einer oder der Andere beim Tauschen wirklich etwas einbüßen sollte, so gewinnt er doppelt dadurch, daß er Alles beisammenliegend hat. Wo ihr nicht eins mit einander werdet, nehmet unparteiische Schätzer oder billige Schiedsrichter, oder ziehet Loose. Ich sage euch, lasset euch durch kein Hinderniß abschrecken, oder seid darum zufrieden, weil ihr es seit vielen Jahren so gewohnt

seid; es kommt darauf an, daß ihr reicher werden könnet ohne größere Mühe."

Als der erste Vorsteher so geredet hatte, ging die Gemeinde kopfschüttelnd auseinander. Zwar Alle sagten, der Gedanke sei gar gut; aber man würde nun und nimmermehr fertig werden.

Inzwischen dachten doch Einige in müßigen Augenblicken daran, welches Stück von ihren Feldern sie wohl Dem und Diesem für das seinige geben könnten, das an das ihrige stieß. Sie fingen sogar zum Spaß an davon mit den Angrenzern zu reden. Diesen war dann das Angebotene nicht allezeit gelegen, und wünschen ein anderes, das dem Dritten gehörte, zu empfangen. Da begrüßten beide Theile nun den Dritten. Einer stieß den Andern. Bald machte Jeder Plane für sich, seine Besitzungen auszurunden und in ein einziges Stück zu verbinden. In kurzer Zeit griffen die Unterhandlungen um sich. Manche gelang, manche scheiterte. Immer kam dabei etwas heraus. Es war in Goldenthal wie an einer Landversteigerung oder wie auf einem Gütermarkt, zumal im Winter, da man mehr müßige Stunden hatte und Abends zum Gespräch zusammenkam, bald bei Diesem, bald bei Jenem. Denn in's Wirthshaus zu gehen, und da das gute Geld durch die Gurgel zu jagen und einem Vieh gleich zu werden, schämten

sich alle Ehrenleute im Dorfe. Lieber tranken sie ihr Glas bei Weib und Kind und mit denselben an einem Sonn- und Festtage.

Oswald hatte es vorausgesagt: der Gütertausch hat Schwierigkeit! So war es auch. Allein im ersten halben Jahre war es doch Fünfen fast ganz gelungen, all ihr Land beisammen zu haben. Das verdroß die Andern. Sie sahen den Nutzen davon sehr wohl ein. Nun setzten sie den Kopf daran, es auch so weit zu bringen. Das Gemeindehaus ward beständig besucht am Abend. Da standen immer einige Bauern vor der großen Karte, und handelten und stritten, daß man es draussen hörte, und liefen auseinander im Zorn, und traten wieder mit neuen Vorschlägen zusammen.

Was war die Folge? Von Jahr zu Jahr rundeten sich die Güter immer besser zu, und die guten Wirkungen davon wurden auffallend sichtbar.

29.

Wie es im Goldmacherdorf aussah.

Wohl war Goldenthal nun ein rechtes goldenes Thal. Da lag es mitten in den fruchtbarsten Gärten, wie vergraben in den vollen Obstbäumen, umringt von Wiesen und goldenen Saatfeldern, wie mitten im Paradiese. Die Feldwege zwischen den Aeckern waren wie Gartenwege sauber und eben, die Landstraßen auf beiden Seiten mit Obst-

bäumen besetzt, wie Alleen, so weit der Gemeindsbezirk ging.

Und trat man in's Dorf, so glaubte man in kein Dorf zu treten, sondern in einen stattlichen Marktflecken. Denn die Häuser waren, wenn auch nicht alle groß, doch alle schön und wohlunterhalten von oben bis unten; die Fenster glänzend und hell; die Thüren und Gesimse stets gewaschen und frisch angestrichen; die Dächer fast alle mit Ziegeln gedeckt, denn durch ein Gemeindsgesetz waren die Strohdächer wegen Feuersgefahr verboten. Und wurde ein neues Dach gedeckt, mußten es Ziegel sein. Auf mancher First sah man Blitzableiter, fast vor allen Fenstern Blumen; neben den Häusern kleine Gärten, zierlich geordnet, und daneben wohlgeschirmte Bienenkörbe.

Die Leute grüßten Jeden so freundlich auf der Straße, und neckten einander im Vorbeigehen scherzend. Man sah es ihnen wohl an, daß sie unter einander gut lebten und mit ihrem Zustande vergnügt waren. Das konnte nicht anders sein. Sogar in der Woche, bei der Feld- und Gartenarbeit, gingen Alle zwar schlicht und einfach, aber reinlich und ehrbar gekleidet; man sah keine beschmierten, keine zerrissenen Gewänder. Es gab braune, von der Sonne verbrannte Gesichter, aber keine kothigen, mit struppigen Buschhaaren; und die Kraft und Gesundheit lachte Allen aus den

Augen. Die jungen Bursche in andern Dörfern sahen am liebsten nach den Goldenthaler Mädchen; denn sie waren nicht nur wundernett und hübsch, sondern auch häuslich, geschickt und wirthlich. Mancher reiche Bauerssohn in andern Dörfern holte sich ein Mädchen aus dem Goldmacherdorf; wenn es auch nicht viel Geld hatte, hatte es doch viele Tugenden. Und ging ein junger Mann aus Goldenthal auf die Heirath aus, so konnte er unter den Töchtern des Landes wählen. Man schlug einem Goldenthaler nicht leicht die Tochter ab, wenn sie auch mehr Vermögen hatte; denn man wußte, es war wohl angelegt. Das vermehrte den Wohlstand der Gemeinde nicht wenig.

Daß man keine Bettler und Müßiggänger in Goldenthal sah, verstand sich. Aber man erblickte auch nicht einmal dem Anschein nach arme Leute. Denn sogar die Spitler hatten ihr sattes Essen und Trinken und ordentliches Gewand. Und trat man ins kleinste, ärmste Bauernhaus, so meinte man beinahe, es sei etwas recht vornehmes darin. Die Fußboden waren so reinlich und gefegt, die Bänke, Stühle, Tische so ohne Flecken und Fehl, Fenster und Spiegel so hell — kurz, es war nicht wie in den Sauhütten mancher Bauern in andern Dorfschaften. Man bekam rechte Lust, da zu wohnen unter den Biederleuten.

Während der Sommermonate, vom Frühjahr

bis zum Herbst, war es an den Sonntagen bei schönem Wetter ein fröhliches Leben zu Goldenthal. Da wimmelte es von Besuchen aus der Stadt. Das große, neu ausgestattete Wirthshaus, welches — wer hätte es glauben sollen? — einer von den zweiunddreißig armen Genossen des Goldmacherbundes durch Erbschaft und Kauf an sich gebracht hatte, war angefüllt mit städtischen Familien, die Erfrischungen nahmen. Andere Familien kehrten in die Wohnungen ihnen bekannter Bauern ein; saßen da in den Gärten bei Milch, Obst, Honig und andern Näschereien des Dorfes; oder lagerten sich plaudernd und spielend auf grünen Rasenplätzen; oder saßen auf den saubern Bänken vor den Häusern im Schatten weit vorragender Dächer, und sahen die auf- und abwandelnden, bunten Reihen der Spaziergänger; oder traten auf den Platz unter die Linde, wo die Jugend des Dorfes zuweilen tanzte beim heitern Gesang der Andern. Man kann leicht denken, die Herren und Frauenzimmer aus der Stadt waren für das Vergnügen, welches sie in Goldenthal genossen, nicht undankbar, und die von den gefälligen Landleuten angebrachten Bequemlichkeiten und Verschönerungen ihrer Häuser oder Gärten trugen guten Zins. Selbst im Winter fehlte es nicht an Besuchen. Da wurden aus der Stadt Schlitten-

partien nach Goldenthal gemacht. Wo konnte man es besser haben?

Die Leute in andern Dörfern sahen und hörten das, und wunderten sich fast zu Tode, warum das bei ihnen nicht auch so sei. Sie meinten im vollen Ernst, die Goldenthaler hätten geheime Künste. Statt sich aber nach diesen Künsten recht zu erkundigen, blieben sie ruhig auf ihrem alten Mist sitzen, und blieben, wie sie waren. Sie zeigten nur Neid und Mißgunst, wenn sie von Goldenthal sprachen, und spotteten und nannten es das Goldmacherdorf. Aber dieser Uebername war kein Uebelname.

Auch machten sich die Goldenthaler nicht viel daraus. Denn wohin sie kamen, waren sie werthgehalten und geschätzt. Sie fuhren in ihrer guten Weise fort, und waren dabei des Lebens froh. Hatten sie die Woche brav gearbeitet, war jeder Sonntag ein rechter Ruhetag. In's Wirthshaus freilich gingen die Goldenthaler nicht. Sie hatten ihren Labetrunk daheim. Aber doch im Winter tanzten da des Abends wohl die jungen Leute bei guter Musik. Einige Männer und Knaben waren durch den Schulmeister Johannes Heiter im Spiel der Geigen und Flöten angeleitet worden. Sie hatten es ziemlich weit gebracht. Oft führten auch die jungen Sänger und Sängerinnen große Singstücke auf, wie man dergleichen kaum in der

Stadt hörte. Die ältern Männer und Frauen kamen familienweise des Abends zu einander; da bewirtheten sie sich mit einfacher, ländlicher Kost, und hatten ihre muntern Gespräche. Von besoffenen Leuten, von Raufereien, von Prozessen, von Ausschweifungen anderer Art hörte man gar nicht. Denn mit dem Wohlstand und der bessern Erziehung, die aus der Schule stammte, hatte sich ein gewisses Ehrgefühl und eine Liebe zu anständigen Sitten unter den Bauern ausgebildet, wovon man sonst nicht leicht in andern Dörfern Aehnliches gewahr ward. Man kannte und unterschied sie schon beim ersten Anblick in der Stadt von Landleuten aus andern Gegenden. Sie waren in ihrer Tracht höchst einfach und säuberlich, in ihrer Rede sanft und bescheiden, in ihrem Benehmen offen und gutherzig. Sie trugen zwar keine feinen Kleider, aber dafür war ihr Betragen fein.

Man muß aber nicht glauben, daß dies höfliche, ehrbare und löbliche Wesen eine reine Frucht der Erziehung oder des allgemeinen Wohlstandes allein gewesen; es war auch eine Wirkung der Gemeindsgesetze. Denn wie einige Bauern reicher geworden waren, hatte es gar nicht an solchen gefehlt, die über die Schnur hieben und aus der Art zu schlagen drohten. Da wollten Einige hochmüthig werden, putzten ihre Töchter ungebührlich, kleideten sich in kostbares Tuch recht städtisch, und

thaten in allen Dingen groß. Einige Andere nahmen die Spielkarten wieder vor oder die Weinflasche im Wirthshause. Das erweckte aber großes Aergerniß bei den meisten rechtschaffenen Leuten, und sie sprachen: „Fängt man es so wieder an, werden wir bald wieder den Krebsgang gehen!" Und es war allgemeiner Unwille gegen diejenigen, welche von der einfachen, löblichen Weise abwichen; und man begehrte, die Ortsvorgesetzten sollten besser über die Bewahrung der guten Sitten wachen im Dorfe.

Dieser Vorwurf, welchen man den Ortsvorstehern machte, erfüllte den Oswald gar nicht mit Verdruß, sondern mit wahrer Freude. So kam ein strenges Gemeindsgesetz zu Stande; darin war aller Aufwand in den Kleidern verboten und jedem Alter seine Tracht vorgeschrieben, und auf Kartenspiel und alles Spiel um Geld und Geldeswerth, auf das Laster der Trunkenheit, auf Schimpfreden, Lästerungen, Balgereien und andere Schändlichkeiten waren von der Gemeinde einmüthig harte Strafen gesetzt. So kam es, daß sich Keiner überhob und übernahm; daß, wenn irgend Einer auch einmal Lust hatte, zu thun, was weder ehrbarlich noch recht war, die Furcht vor Schmach, Schande und Bestrafung ihn wieder zurückschreckte.

Alle Jahre wurde das Sittengesetz vor der

ganzen Gemeinde vorgelesen. Da mußten Alt und Jung, Männer, Weiber und Kinder es anhören. Fand man Zusätze nöthig, wurden sie gemacht. Und wenn das Sittengesetz vorgelesen war, mußte der erste Vorsteher jedesmal fragen: „Wollet ihr dies Gesetz halten, welches die Grundlage unsers Wohlstandes, unserer Eintracht und Ehre ist?“ — Und Alt und Jung antwortete mit lauter Stimme deutlich ein allgemeines Ja.

30.

Die Kindtaufe.

Oswald genoß zu dieser Zeit eine rechte Herzenswonne, nach der er sich schon lange vergebens gesehnt hatte. Nämlich die liebe, gute Elsbeth hatte ihm einen muntern jungen Sohn zur Welt gebracht. Da war er wie im Himmel.

Und er ging darauf zu seinem Freunde, dem neuen Löwenwirth, der einer von den wohlbekannten zweiunddreißig Bundesgenossen war. Zu diesem sprach er: „Mein, ich habe dich noch nie um eine Gefälligkeit angesprochen, und ich komme damit zum erstenmal. Meine Frau liegt im Kindbette, und ich kann sie nicht verlassen und zur Stadt gehen. Ich gebrauche aber fünfhundert Gulden, wenn auch nur acht Tage lang, und sie sollten, wo möglich, in Gold sein. Willst du mir so viel auf acht Tage leihen?“

Der Löwenwirth antwortete: „Ich bin dir für so Vieles Dank schuldig; warum sollte ich nicht? Ich habe eben achthundert Gulden gestern empfangen, die liegen noch bei mir. Aber sie sind zum Theil in Silbermünze. Willst du, so nimm Alles, auf so lange du willst.

Oswald sagte: „Ich möchte lieber Gold; es liegt mir sehr daran."

Der Löwenwirth versetzte: „Wohlan, ich will Rath schaffen. Wann mußt du es haben?"

Oswald erwiederte: „Bringe mir das Geld morgen Abend um die achte Stunde in mein Haus. Aber sage Niemandem davon."

Als er sein Geschäft hier vollendet hatte, ging er fort und zu den übrigen einunddreißig Bundesgenossen, und sagte ihnen dieselben Worte, wie dem Löwenwirth, und bat um fünfhundert Gulden, wo möglich in Gold. Und Jeder freute sich, dem wackern Manne endlich einmal einen Freundschaftsdienst erweisen zu können, und versprach, ihm das Geld zu bringen. Er bestellte Jeden auf den folgenden Tag des Abends um die achte Stunde zu sich.

Und sie kamen um dieselbe Stunde, da es schon dunkel war, zu ihm. Er führte sie alle in

sein Zimmer, aber es war noch kein Licht angezündet. Die Leute wunderten sich in der Stille über die Menge der Anwesenden. Oswald ging, um Licht zu holen. Und als er wieder in die Stube trat, mit zwei brennenden Kerzen in der Hand, erblickten sie ihn wieder, wie sie ihn schon einmal gesehen hatten, in prächtigen Offizierskleidern, mit hohem Federbusch auf dem Hut, einem Orden auf der Brust und einem langen Säbel an der Seite. Sie sahen einander verwundert an, und sahen, wie vor sieben Jahren, dieselben Gestalten in demselben Zimmer, um denselben Tisch, auf welchen der Offizier die Kerzen niedersetzte.

Oswald sagte darauf: „Habt ihr mir gebracht, liebe Freunde, um was ich euch gebeten habe, so leget es hier auf den Tisch."

Dann traten sie Alle, Einer nach dem Andern, zum Tisch, und Mehrere bedauerten, ihm die Summe nicht in Gold zahlen zu können. Er sagte darauf liebreich: „So ist es gleichviel. Gebet, wie ihr es habet." Und sie schütteten Gold, Andere Silber auf den Tisch, Andere legten ihm gute Kapitalbriefe und Zinsschriften hin.

Darauf erhob Oswald die Stimme und sprach: „Erinnert euch, es ist die Zeit der Prüfung vorüber, und die sieben Jahre und sieben Wochen sind zu Ende, von denen ich euch geredet.

Und ihr habet mehr Geld auf diesen Tisch geworfen, als ich vor sieben Jahren und sieben Wochen vor euern Augen ausschüttete. Damals waret ihr kaum im Stande, fünfhundert rothe Kreuzer auszuleihen; in der Stadt hätte sie euch Niemand anvertraut. Jetzt habet ihr binnen vierundzwanzig Stunden Jeder fünfhundert Gulden aufgebracht, also daß sechszehntausend Gulden hier plötzlich auf dem Tisch beisammen sind. Also ist die Prüfungszeit vorüber, und ich habe euch die Kunst gelehrt, Gold zu machen. Und nun werdet ihr verstehen, was ich sagte, da ihr das erstemal hier standet. Ich sagte aber: die Kunst ist selbst mehr noch, als das Gold, werth; denn diese Kunst ist die beste Weisheit des Lebens. Bleibet euern Gelübden und Gott getreu, und euer Glück und Wohlstand wird wachsen von Tag zu Tag. Wer vom Gelübde läßt, der läßt von seinem Glück. Präget dies Gelübde euern Kindern ein, und lasset sie es halten, so werden sie Fülle haben. — Nun habe ich mein Wort gelöset, das ich euch gegeben. Ihr seid darum reich, weil ihr wenig bedürfet und viel erwerbet, und weil ihr Zutrauen geniesset bei den reichen Leuten, daß ihre Geldsäcke euch offen stehen. So habet ihr Gold machen gelernt, wie Ehrenmänner Gold machen sollen. Oder habet ihr Anderes erwartet?“

Sie lächelten allesammt und sprachen: „Ei nun, wir haben wohl längst schon vermerken können, wie du es mit der Goldmacherei gemeint hast. Doch als wir einmal zur rechten Erkenntniß gekommen waren, schämten wir uns auch des dummen Aberglaubens, der uns vormals bethörte, und wußten es dir im Herzen Dank, daß du uns auf die bessere Bahn gebracht. Ohne dich und deine Hilfe wären wir aber doch nie dahin gekommen."

Oswald freute sich dieser Worte und der dankbaren Herzlichkeit, mit der ihm Jeder die Hand drückte und schüttelte. Und er stellte ihnen ihr Geld wieder zu, weil er es nicht hatte gebrauchen, sondern nur ihre Zuneigung auf die Probe setzen wollen. Sie aber sagten: „Gebiete über uns, wie du willst, Tag und Nacht. Denn wir Alle sind dir unser Hausglück schuldig. Sprich, wir sollen für dich durch's Feuer gehen; wir werden gehen. Sprich, wir sollen für dich sterben; wir werden den Tod nicht fürchten."

Und wie sie sich so traulich und herzlich um ihn drängten, betrachteten sie sein schönes Kleid und den Orden auf der Brust, und hätten gern erfahren, was das bedeute.

Er antwortete: „Ich danke es euerm alten Schulmeister, meinem seligen Vater, noch in der Erde, daß er mich in vielen nützlichen Dingen,

und sogar im Feldmessen, unterrichtete. Denn als ich unter die Soldaten kam, half es mir, nebst redlichem Sinn und herzhaftem Betragen, daß ich meinen Kameraden vorgezogen ward. Ich that meine Pflicht und ward zuletzt Rittmeister. Und als ich in einem Treffen, da sich der Kronprinz zu weit vorwagte, denselben mit seinem Gefolge von den feindlichen Reitern umgeben sah, drang ich blitzschnell mit meiner Schwadron unter die Feinde und rettete den Prinzen. Dafür empfing ich diese Wunde hier auf der Stirn und dieses Ordens- und Gnadenzeichen auf der Brust, und, als ich den Abschied beim Friedensschlusse nahm, einen anständigen Jahrgehalt auf Lebenszeit. Auch hat der Kronprinz, als er unser Land durchreisete, mich nicht vergessen, und mich, wie ihr wisset, sogar im Vorbeireisen einmal besucht.

„Da ich aber heimkam nach Goldenthal, in meine liebe Heimath, und ich sah, wie elend und verlumpt hier Alles war, verbarg ich meinen Wohlstand, um nicht von liederlichen Bettlern belagert zu werden. Auch hatte ich alle Lust verloren, hier zu bleiben, und wäre wieder fortgezogen, hätte ich nicht des Müllers Elsbeth gesehen. Meine Elsbeth hielt mich fest. Da beschloß ich in meinem Herzen, zu versuchen, ob ich mir das Leben bei euch lieb machen könne. Und ich

stellte mich arm und den Uebrigen gleich, um Vertrauen zu erwecken. Und ich sagte Niemandem von meinen Ehren und Jahrgeldern, so ich genösse. Nur Elsbeths Aeltern mußte ich es am Abend, da ich um die Tochter anhielt, offenbaren, sonst hätten sie mir ihr Kind nicht gegeben, denn sie hielten mich für arm. Als ich aber noch am Abend den Müller Siegfried und seine Frau zu mir ins Haus führte, und hier meine Uniform mit dem Orden anlegte, ihnen mein gesammeltes Geld und den königlichen Gnadenbrief wies, woraus sie sahen, daß ich mehr Jahrgehalt bezog, als des Müllers Mühle in drei Jahren verdienen konnte, wurden sie andern Sinnes. Doch mußten sie verschwiegenen Mund halten, denn es war nöthig. Nun aber mag es Jedermann wissen; es schadet nicht mehr."

So erzählte Oswald, und die Leute verwunderten sich, und freuten sich über sein Glück. Und sie hatten so große Ehrfurcht vor ihm bekommen, daß sie ihn kaum noch Du nennen wollten. Er aber sagte: „Was treibet ihr auch mit mir? — Nein, ich bleibe eures Gleichen; darum seid und bleibet meine Brüder. Kein Offizierrock und kein Orden, sondern ein wohlwollendes Herz voll Gottesfurcht macht zum Ehrenmann." — So redete er und umarmte Alle nach der Reihe, da sie sich beim

begaben; und sie dankten ihm, denn er sei der wahre Stifter ihres irdischen und ewigen Glücks, und sie nannten ihn Vater. Und wenn er Kindtaufe halten würde, versprachen sie Alle, sich mit ihm zu freuen, als wäre sein Fest ihr eigenes Fest.

Wie nun drei Tage nach diesem der Sonntag kam, da Oswalds Sohn getauft werden sollte, war Alles im Dorfe schon früh wach. Oswald aber trat zu seiner Elsbeth an das Bett, küßte die junge Mutter und ihren holden Säugling, und sprach: „Sieh, theure Elsbeth, mein Herz bricht vor Freude und Wehmuth. Mein Söhnlein, das Du geboren hast, macht mir große Wonne; aber noch größere Wonne macht mir der Anblick unsers Dorfes. Und es ist doch wahr, die Menschen sind so böse nicht, und nicht so herzlos, wie man oft sagt. Man soll den Glauben an die Güte der Menschheit nie verlieren. Siehe, in dieser Nacht haben sie unser Wohnhaus wieder mit Blumenkränzen prächtig überdeckt und verziert, wie es am Tage unserer Hochzeit war. Aber dabei ist es nicht geblieben. Alle Häuser des Dorfes sind mit Blumen und Zweigen verziert, als wäre unser Fest das Fest jedes Hauses. Und hinten von unserm Hause hinweg bis zur Kirchthür haben sie grünende Birkenstangen auf beiden Seiten des Kirchweges gepflanzt, und lange Blumenschnüre von Birke zu

Birke gezogen, und den ganzen Weg mit grünem Laub und allerlei Blumen überstreut.“

So sprach Oswald, und die junge Wöchnerin erröthete in stiller Rührung, und ihre Augen wurden von Thränen feucht. Dann sagte sie nur: „Hab' ich doch in der Nacht oft ein Gehen und Sumsen draussen gehört, und wußte nicht, was es gab.“ Sie konnte nicht im Bette bleiben, und mußte auf und an's Fenster und die Herrlichkeit sehen. Da weinte sie still: denn nichts ist für ein zartes Gemüth rührender, als wenn es den Zusammenklang der Seelen in tugendhafter Erhebung wahrnimmt. Das ist die wahre Verklärung der Menschheit und eine Ahnung des schönern Himmels, der unserer wartet.

Als Elsbeth wieder zu ihrem Säugling gegangen war, kamen ihre Aeltern, denn diese waren die erbetenen Taufzeugen. Die Müllerin konnte nicht genug sagen, wie ausgeschmückt die Häuser wären, wie lebendig Alles im Dorfe sei, und sie rief einmal um das andere aus: „Nein, solch eine Kindtaufe ist in Goldenthal noch nie gefeiert worden! — So feiert man ja nicht die Geburt eines Fürsten!“

Und wie sie noch so redete, kam ein ganzer Zug junger Mädchen und Knaben gegen Oswalds Haus, sämmtlich in Feierkleidern, Paar um Paar.

Alle trugen ein kleines Geschenk von ihren Aeltern zur Wiege des Neugebornen: die Einen schneeweiße Leinwand, die Andern Zucker oder Mandeln, oder Blumen, oder selbstgestrickte Strümpfe oder Handschuhe; die Andern niedliches Hausgeräthe, kleine Bedürfnisse der Küche und dergleichen. So viele Haushaltungen im Dorfe, so viele Geschenke. Und alle Kinder küßten Elsbeths Hand und sagten: Mutter Elsbeth! und küßten Oswalds Hand, indem sie bloß dazu die Worte sprachen: Vater Oswald! — Aber welcher Wohllaut lag für Oswald und Elsbeth in diesen Vater- und Mutternamen! Es gab keinen einfachern und rührendern Glückwunsch.

Da läuteten die Glocken mit vollem Klange zur Kirche. Der Säugling ward zur Taufe getragen, er voran; ihm folgten die beiden Großältern, hintennach der tiefgerührte Vater. Die ganze Gemeinde stand vor der Kirche in weitem Halbkreise, Alt und Jung, und sah den Oswald kommen. Sanft und freundlich sprach Alles, wie er vorbeiging an der Menschenmenge: „Guten Morgen, Vater Oswald.“ Dann folgte ihm Alles in die Kirche.

Hier hielt der Herr Pfarrer Roderich nach vollbrachter Taufhandlung eine schöne Predigt über

die Pflicht öffentlicher Dankbarkeit des Volks gegen eine gute Obrigkeit. Er schien noch nie so begeistert und salbungsreich geredet zu haben. Es war in dem ganzen Volke die tiefste Andacht und wachsende Rührung. Jeder hielt an, seine Thränen zu unterdrücken. Als nun aber der Herr Pfarrer an's Schlußgebet kam, und da er die bebende Stimme zu Gott erhob für die gute Obrigkeit von Goldenthal, wobei Jeder im Stillen an Oswald dachte; als der Herr Pfarrer nun selber die Bewegung seines Gemüths nicht länger zurückzwingen konnte, und ihm unter Thränen der Name Oswald entschlüpfte — da ward lautes, heftiges Schluchzen in der ganzen Kirche. Denn nun dachte Jeder an das Alles, was dieser Oswald der Gemeinde gethan und gestiftet; Jeder erkannte in ihm den Urheber des allgemeinen Glücks. Der Pfarrer konnte nicht mehr reden. Er schloß; er sprach den Segen über die fromme und dankbare Gemeinde. Niemals war in der Kirche von Goldenthal mit höherer Inbrunst ein Gesang gesungen worden, als diesmal aus dem Anhangbüchlein der Vers: für das Leben der Obrigkeit, gen Himmel stieg.

Der gute Oswald, sehr verlegen und beschämt, und doch froh gerührt, konnte kaum aufsehen, da er aus der Kirche ging, und begab sich, tief

sein Haupt gesenkt, durch die grüßende Menge zu seiner Elsbeth. Er konnte kaum reden. Zum Mittagsmahl waren bei ihm seine Schwiegerältern und der Herr Pfarrer, der Schulmeister und die beiden Mitvorgesetzten. Die erzählten, daß fast in allen Häusern des Dorfes Gastmähler gehalten würden, wozu Einer den Andern eingeladen habe; die Aermern speiseten bei den Reichern. Oswald schüttelte den Kopf und sprach: „Das ist mir der Ehre allzuviel; ich habe es nicht verdient."

Doch die allgemeine Freude machte auch ihn wieder froh und wohlgemuth. Er ging gegen Abend, begleitet von seinen Gästen, hinaus in's Dorf, und ging da von Haus zu Haus, und setzte sich zu jeder Familie einige Augenblicke nieder und dankte Allen für so viel Liebe. Goldenthal war voller Fremden; denn man wußte in der Stadt von dem Feste, und wer konnte, eilte nun hieher, Zuschauer zu sein. Bis in die späte Nacht währte der Tanz der Jugend, hörte man aller Enden Musik und Gesänge vor den Häusern, unter der Linde, unter den Blumenkränzen und in den Gärten.

Man sprach und spricht noch lange zu Goldenthal von diesem schönen Tage. Und Oswald hieß seit demselben im ganzen Dorfe nur Vater

Oswald, und die liebenswürdige Elsbeth hieß Mutter Elsbeth.

Wahrlich, wahrlich, was im Leben Gutes gesäet wird, das findet endlich immer seinen schönen Aerntetag. Denn es lebt über uns ein guter Gott, ein Vergelter voller Barmherzigkeit und Liebe.

Inhalt des dreizehnten Bandes.

Seite

Der Aetti und der Großätti. 12

Anmuthige Historie von den drei Söhnen eines Bettlers, die endlich reiche Herren geworden sind. 13

Sendschreiben des berühmten Herrn Kaspar Dummbart, an den aufrichtigen Schweizerboten. 24

Der Thee-Rausch. 31

Jockli, zieh' das Käppli ab! 35

Noch eine schöne und wahrhafte Geschichte von einem Schweinehirten, der durch seine Höflichkeit zu hohen Ehren gelangt ist. 38

Send- und Klagschreiben der ehr- und tugendbelobten Jungfrau Petronella Pappelpips. 41

Hans-Jockeli's Erklärungen der neuesten Mode. 45

Stoßseufzer eines geplagten und verzagten Ehemanns. 45

Sendschreiben des Bürgers Nepomuk Frauenlob an den aufrichtigen Schweizerboten. 51

Scharf- und tiefsinniger Beweis des Herrn Habakuk Pumper, daß unser Magen der Mittelpunkt der Welt sei. 57

Vom Ursprung des Wortes und Titels: Kaiser. 62

Seite

Allergnädigst-unterthänigstes Gespräch zwischen dem Kaiser von Japan, und seinem Leibschuhputzer Habakuk Pumper, oder ausführlicher Beweis, daß alle Schweizer hochgeborne Baronen sind. 63
Hans Gregorius Haselstock, Zimmermann und Schulmeister in der Gemeinde B.** im Kanton T.**, an den aufrichtigen Schweizerboten. 70
Lehr- und trostreiche Ermahnung des Herrn Habakuk Pumper, daß wir die Pflichten gegen unsere Nachkommenschaft stets vor Augen haben sollen; oder liebreiche Aufmunterung zum Sterben. 76
Sendschreiben der Frau Land-, Stadt- und Platz-Majorin Anna Babeli Quakli an die Frau Feuer-Spritzen-Leutenantin an der vordern Stange. 82
Reise der Frau Anna Babeli Quakli um die Stadt. 86
Allerunterthänigstes, unmaßgebliches Gutachten des berühmten Habakuk Pumper rc. rc. über die Preisfrage des Kaisers von Japan: Auf welche Art und Weise können die Bürger einer Gemeinde nach und nach sehr reich werden, ohne alle Arbeit und Mühe? 95
Ueber die edle Kunst, Wind zu machen. 101
Sendschreiben der groß- und hochgebornen Frau Land-, Stadt- und Platz-Majorin Anna Babeli Quakli an den aufrichtigen und wohlerfahrnen Schweizerboten. 111
Reise des Herrn Habakuk Pumper nach Abessinien. 125
Das heimliche Klaglied der Männer. 138
Annehmlicher Vorschlag. 150

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

[illegible]

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Zschokke, Heinrich,

Heinrich Zschokke's sämmtliche ausgewählte Schriften

Bd.: 14.

Aarau 1825

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LD 7866 -13/14
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11263140-4